REFERENZSEMANTIK UND PRAGMATIK BEI WITTGENSTEIN UND SEARLE

Untersuchungen zu einer pragmatischen Theorie der singulär bestimmten Referenz

INAUGURAL-DISSERTATION

zur

Erlangung des Dr. phil.

dem

Fachbereich Allgemeine und Germanistische Linguistik und Philologie

der

Philipps-Universität Marburg/Lahn

vorgelegt von

Hans-Jürgen Krome

aus Bingen/Rh.

1980

Marburg/Lahn 1979

REFERENZSEMANTIK UND PRAGMATIK BEI WITTGENSTEIN UND SEARLE

Untersuchungen zu einer pragmatischen Theorie der singulär bestimmten Referenz

INAUGURAL-DISSERTATION

zur

Erlangung des Dr. phil.

dem

Fachbereich Allgemeine und Germanistische Linguistik und Philologie

der

Philipps-Universität Marburg/Lahn

vorgelegt von

Hans-Jürgen Krome

aus Bingen/Rh.

Marburg/Lahn 1979

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41546009_0006

Vom Fachbereich Allgemeine und Germanistische Linguistik
und Philologie der Philipps-Universität Marburg/Lahn
als Dissertation angenommen am

Tag der mündlichen Prüfung am

Berichterstatter: Prof.Dr.

1. Mitberichterstatter: Prof.Dr.

2. Mitberichterstatter: Prof.Dr.

Meiner Schwester gewidmet

UNIV.
LEIDEN
BIBL.

Inhalt

		Seite
0.	Einleitung	1
I.	Die Sprachphilosophie Ludwig Wittgensteins	
1.	Semantik und Ontologie in Wittgensteins 'Traktat'	
1.1	Zur Einführung: B.Russells 'Theory of Descriptions'	6
1.2	Analysis und 'einfache Zeichen' im 'Traktat'	16
1.3	Satzform und Abbildtheorie des Satzsinnes	34
1.4	'aRb'	54
1.5	Semantik und Ontologie der natürlichen Sprache	60
2.	Die Reflexionen über Bedeutung, Bezeichnen und Benennen im Spätwerk Ludwig Wittgensteins	
2.1	Wittgensteins spätere Kritik am 'Traktat'	66
2.2	Exkurs: Das Meinen als ideelle Deixis	83
2.3	Bezeichnen in der Praxis des 'Sprachspiels'	90
2.4	Identitätskriterien und 'Familienähnlichkeit'	102
2.5	Zeichen und Paradigmen des Bezeichnens im regelgeleiteten Gebrauch	114
2.6	Exkurs: Wittgensteins Kritik an der Möglichkeit einer Privatsprache	125
2.7	Kriterien der Regelkonformität und die 'Grammatik' des Sprachgebrauchs	135
II.	Referenz in der Sprechakttheorie J.R.Searles	
1.	Referenz als Sprechakt	151
2.	Searle über Wittgensteins 'Traktat'	177
3.	Searles Kritik an Russells 'Theory of Descriptions'	178
4.	Exkurs: Strawsons Theorie des identifizierenden Bezeichnens	182

Seite

5. Beschreiben und Benennen. Searle und seine Kritiker über die Referenz von Eigennamen

5.1 Searles Theorie der Referenz von Eigennamen 188

5.2 S.Kripkes Kritik an Searles Theorie der Referenz 212

5.3 Kripkes Theorie der starren Designation 231

5.4 Dummetts Replik auf Kripke 241

5.5 K.Donnellans referenztheoretische Differenzierungen und seine Kritik am 'Prinzip der Identifikation' 246

III.

1. Schlußfolgerungen 252

2. Präsuppositionen 267

Anmerkungen 281

Literaturverzeichnis 355

0. Einleitung

Daß Hörer und Sprecher wissen, wovon sie sprechen, ist eine fundamentale, wenn auch häufig nicht eingelöste, Bedingung gelingender Verständigung. Als Hörer nicht zu wissen, wovon der Sprecher spricht, heißt ihn nicht zu verstehen oder ihn mißzuverstehen. Solch ein Mißverständnis bzw. Unverständnis kann durch Fragen mitgeteilt werden, Fragen der Art: 'Ich weiß nicht, wovon du sprichst?' 'Was meinst du?' Es gehört zu den kommunikativen Fähigkeiten eines Sprechers, daß er ein Unverständnis bemerken und es durch geeignete Äußerungen und Antworten auf solche Fragen beheben kann. Ein Sprecher kann in der Regel sagen, wovon er spricht, wen oder was er meint.

Das mangelhafte Verständnis dessen, wovon gesprochen wird, kann das betreffen, worüber etwas gesagt wird, und das, was darüber gesagt wird. Fragen danach, worüber in jenem Sinne gesprochen wird, fragen nach dem Gegenstand der Rede, auf den der Sprecher Bezug nimmt, auf den er referiert, betreffen also die Referenz eines Ausdrucks bzw. einer Äußerung. Wenn der Sprecher einen Satz äußert, z.B. 'Peters Freund ist durchs Examen gefallen', und der Hörer weiß nicht, von wem der Sprecher spricht, so kann er Fragen äußern wie: 'Wer ist das, von dem du sprichst?' oder 'Wen meinst du?'

Welche Möglichkeiten lassen sich nun - wenn wir zunächst auf unser Alltagswissen über die Sprache zurückgreifen - als Möglichkeiten für den Sprecher, solche Fragen nichtambig zu beantworten, angeben?

Eine erste Möglichkeit wäre etwa einen Namen zu nennen, z. B. 'Fritz Müller'. Nun mag dies nicht in jedem Fall eine zufriedenstellende Antwort sein, denn es mag mehrere Personen dieses Namens geben. Der Hörer kann immer noch im Unklaren sein und fragen: 'Welchen Fritz Müller meinst du?' Wenn Fritz nun zufällig unter den Anwesenden ist, so kann der Sprecher auf ihn zeigen: 'Das ist Fritz'. Wenn das Referenzobjekt sinnlich präsent (für Sprecher und Hörer) ist, so kann der Sprecher die Referenz durch ostensiven Aufweis des Referenzobjektes determinieren. Oder aber er greift auf eine dritte Möglichkeit zurück - und er wird

dieser vor allem dann folgen müssen, wenn die vorangehende ihm nicht zur Verfügung steht -, er kann das fragliche Referenzobjekt beschreiben: 'Fritz wohnt in der Zeppelinstraße 13, ist klein und trägt eine Brille und...'. Eine solche Beschreibung soll auf Fritz im Unterschied zu anderen Personen zutreffen, damit der Hörer das fragliche Referenzobjekt identifizieren kann. Sie soll das Referenzobjekt 'identifizierend beschreiben' (Strawson, Searle). Solche Beschreibungen können kontextuell eindeutig sein, sie können aber auch solcherart sein, daß sie aufgrund ihrer logisch-semantischen Form allein auf ein und nur ein Objekt zutreffen können. (z.B. 'Fritz ist der Entdecker des Atops'.) So lernen Kinder etwa das Desambigieren der Referenz durch Beschreiben in Spielen wie: 'Ich sehe was, was du nicht siehst und das ist...'. (Ähnliches betreiben - beiläufig bemerkt - die Logiker: $\vdash(\exists x)\varphi(x)$). Wenn wir das Referenzobjekt in dieser Absicht beschreiben, sagen wir, von welchem Gegenstand die Rede ist.

In allen drei genannten Fällen (Bennen, Deixis, identifizierendes Beschreiben) geht es darum, zu verdeutlichen und festzulegen, welches unter vielen anderen das Objekt ist, auf das der Sprecher referiert, bzw. das der Ausdruck bezeichnet. Wir können sagen, daß Benennen, Deixis und identifizierendes Beschreiben Möglichkeiten der Determination des Referenzobjektes ('determination of the referent') darstellen.

Die Logik der die Verständigung ermöglichenden Voraussetzungen des Referierens zu ergründen, ist Aufgabe einer Theorie der Referenz[1]. Da wir Referenzobjekte zum Zwecke der Identifikation, d.i. der Desambigierung der Referenz beschreiben können, wird diese sowohl von den Bedeutungen von Ausdrücken, ihren Sinnrelationen zu anderen Ausdrücken zu handeln, als auch - weil solche Beschreibungen kontextgebunden sein können und Deixis es immer ist - vom situativen Kontext und vom Sprecher- bzw. Hörerbezug der Äußerungen zu handeln haben, somit im Schnittpunkt von Semantik und Pragmatik angesiedelt sein.[2]

An den genannten - und vorab aller Fachdiskussion hier entwickelten - Möglichkeiten eindeutiger und nichtambiger Identifikation des Referenzobjektes hat sich eine referenz-

theoretische Diskussion entzündet, die die Problemgeschichte der Referenztheorie von Anbeginn an durchzieht, deren gegensätzliche Auffassungen die Gestalt von - um mit Th. Kuhn zu sprechen - 'Paradigmen' der wissenschaftlichen Diskussion annehmen. Grob und vereinfachend sei diese Kontroverse hier angedeutet: Es wurde behauptet, daß die prinzipielle Möglichkeit, die Identität eines singulären Referenzobjektes zu determinieren, letztlich in der Eineindeutigkeit der Namensrelation begründet sei. (Eine Auffassung, die am entschiedensten von dem Wittgenstein des 'Traktats' vertreten wurde) (Diese Position hat gravierende, logisch-atomistische Konsequenzen, die sie als Vorschlag der Explikation der Logik der natürlichen Sprache nicht sehr verführerisch machen.) Dagegen wird (vor allem vom späteren Wittgenstein, Strawson u. Searle) angeführt, daß die Identität des Namensträgers durch die Namensrelation selbst nur zirkulär determiniert werden könne, folglich unabhängige Identitätskriterien erforderlich seien, nämlich 'identifizierende Beschreibungen'. Der referierende Gebrauch von Namen, ja von singulären Termen generell, ist für diese Autoren auf die Möglichkeit identifizierenden Beschreibens gestützt ('backed by descriptions'). Daß diese Kontroverse nicht bloß den Gebrauch von Eigennamen im engeren Sinn betrifft, sondern um die sprachlogische Priorität zweier referenzsemantischer Paradigmen (wobei die Deixis, wie zu zeigen sein wird, eine Zwischenstellung einnimmt) ausgefochten wird, soll in der vorliegenden Untersuchung gezeigt werden.

Hat die semantische Theoriebildung entscheidende Anregungen von der Analytischen Philosophie und ihrer sprachkonstruktivistischen Wissenschaftstheorie empfangen (Tarski, Carnap, Quine u.a.) und werden gegenwärtig wichtige Problemstränge (Intensionale Logik, Montague-Grammar) in deren Umkreis abgehandelt, so gilt dies in weit größerem Maße noch für die Referenzsemantik. Mit Ausnahme der semiotischen, zeichentheoretischen Richtung in der Sprachtheorie wurden Ansätze zu einer Theorie der Referenz zunächst nicht in Linguistik und Sprachwissenschaft entwickelt, sondern in der Philosophie, speziell in der Philosophie der Logik und in der Wissenschaftstheorie. Deren

Erkenntnisinteresse (etwa Russells 'Theory of Descriptions') war zu Beginn darin begründet, daß die Wahrheit eines Satzes offensichtlich nicht allein davon abhängt, ob das Prädikat auf das Subjekt zutrifft, sondern zunächst einmal davon, ob dasjenige Objekt oder Ereignis existiert, dem das Prädikat prädiziert wird, technisch gesprochen, die Subjektklasse nicht leer ist, oder anders formuliert, ob der Subjektausdruck auf etwas referiert. Im anderen Fall (Vgl. etwa den bekannten Satz: 'Der gegenwärtige König von Frankreich ist kahlköpfig') stellt sich sogar die Frage, ob wir einen solchen Satz überhaupt noch als falsch bezeichnen können, eine Frage, die B.Russell mit seiner 'Theorie der Kennzeichnungen' beantworten wollte. Dieser Zusammenhang von Existenz und Referenz ist der Folge ein zentraler Problemstrang der sprachanalytischen Philosophie geworden, an ihm haben sich Diskussionen entzündet, die auf eine Klärung der Logik der Referenz zielen.

Für die referenztheoretische Problematik dieser Arbeit bieten sich daher vor allem sprachphilosophische Ansatzpunkte an, deren referenzsemantische Bedeutung sie zu akzentuieren versucht, - sie verläßt jedoch das Terrain philosophischer sprachlogischer Reflexion, indem sie der inneren Problemgeschichte der Referenztheorie folgt, die von der Philosophie der Logik (Russell, Frege) über die 'linguistische Philosophie' eines Wittgenstein hin zu der sprechakttheoretischen Pragmalinguistik J.R.Searles und ihren rezenten Kritikern (S.Kripke, K.Donnellan u.a.) führt. (Von berufener Warte aus hat zuletzt N.Chomsky auf die sprachwissenschaftliche Bedeutung der referenzsemantischen Problematik des Benennens (S.Kripke) aufmerksam gemacht.[3]) Sind im anglo-amerikanischen Raum auch logische Theorie und sprachphilosophische Reflexion traditionell enger verschwistert, so sollte doch auch in der bundesrepublikanischen Linguistik die Rezeption des genannten referenzsemantischen Theoriestrangs (Ansätze bei D.Wunderlich, H.J.Heringer u.a., H.E.Wiegand, u.a.[4]) als Desiderat anerkannt werden.

Wir haben oben erwähnt, daß die Referenzsemantik u.E. im Schnittpunkt von Semantik und Pragmatik angesiedelt ist

(und in der Forschungsdiskussion auch zwischen beiden Disziplinen erörtert wird). Im Hinblick auf die pragmalinguistische Theoriebildung eröffnet sich eine weitere Rezeptionslücke. Denn in deren Vordergrund steht vor allem die Sprechakttheorie als Theorie der illokutionären Rolle von Äußerungen, während die referenz- und bedeutungstheoretischen Dimensionen der pragmalinguistischen Reflexionsebene - im Gegensatz zum angelsächsischen Bereich - in den Hintergrund treten. Für diese Arbeit ergibt sich daraus ein spezifisches Erkenntnisinteresse: Es sollen die Konzeptionen zweier allgemein als grundlegend für die moderne Pragmalinguistik anerkannter Autoren (Wittgenstein und Searle) daraufhin befragt werden, inwieweit sie pragmatische und semantische Argumentationen in eine Theorie der Referenz einfließen lassen.

Die vorliegende Untersuchung stellt sich daher zum einen die Aufgabe, die zentralen referenzsemantischen Argumentationsstränge der genannten Autoren zu erarbeiten, sie im theoretischen Zusammenhang ihrer Konzeption einzuordnen und sie kritisch auf ihre Stichhaltigkeit und Konsistenz zu prüfen. Sie versucht ferner in der Interpretation dieser Gedankengänge, das Problem der logischen, semantischen und pragmatischen Bedingungen (und deren Interdependenz) der Möglichkeit einer eindeutigen, also nichtambigen, Identifikation des Referenzobjektes als referenzsemantisches Schlüsselproblem zu exponieren, die argumentativen Fronten zwischen den am Paradigma des Benennens und den am Paradigma des identifizierenden Beschreibens orientierten Positionen zu klären und schließlich unter Rückgriff auf einen pragmatisch formulierten Präsuppositionsbegriff für einen eigenen Lösungsvorschlag zu plädieren.

I Die Sprachphilosophie Ludwig Wittgensteins

1. Semantik und Ontologie in Wittgensteins 'Traktat'

1.1 Zur Einführung: B.Russells 'Theory of Descriptions':

Daß die Logische Semantik des 'Tractatus logico-philosophicus' nicht ohne B.Russells 'Theorie der Kennzeichnungen'[1] zu verstehen ist, ist nicht allein in der wissenschaftlichen Biographie Wittgensteins begründet (1912 geht der junge Wittgenstein nach Cambridge um bei Russell zu studieren; er bleibt dort bis zum Ende des zweiten Trimesters des akademischen Jahrs 1913/14.[2]) Russell hatte mit seiner 'Theory of Descriptions' Fragen und eine Frageform exponiert, auf die sich fortan ein Großteil der Diskussion in der Philosophie der Logik und der Sprache bezog. Im angelsächsischen Bereich hat seine Philosophie vielfach sogar das Schlagwort zur Periodisierung der philosophiegeschichtlichen Epoche geliefert: Die Zeit zwischen 1900 und 1920 gilt als die Ära des 'Logischen Atomismus' oder der 'Analysis'.[3] Zugleich hat die 'Theorie der Kennzeichnungen' jenen Problemstrang in der Analytischen Philosophie begründet, von dem in der Einleitung behauptet wurde, daß in seiner Diskussion entscheidende Ansätze zu einer Theorie der Referenz entwickelt wurden.

Für den Logiker Russell wurden Sätze zum Problem, in denen eine 'bestimmte Beschreibung', eine 'Kennzeichnung'[4] die Subjektstelle einnimmt, die kein existentes Referenzobjekt bezeichnet.[5] Russell demonstrierte die Problematik derartiger Sätze an den bekannten Standardbeispielen: 'Der gegenwärtige König von Frankreich ist kahlköpfig' und: 'Das runde Viereck existiert nicht.'[6] Über welche Gegenstände - so fragt sich Russell - machen wir hier eigentlich Aussagen? Und: Ist eine Aussage über etwas, das es gar nicht gibt, überhaupt eine sinnvolle Aussage? Aber wir müssen doch zumindest sinnvoll sagen können, daß dieses Etwas gar nicht existiert (z.B. das runde Viereck). Also sind solche Sätze auch nicht ohne weiteres sinnlos. Wie aber, so fragt Russell, "kann eine Nicht-Entität das Subjekt einer Aussage sein?"[7]

Versuchen wir zunächst zu präzisieren, was derartige Sätze für Russell problematisch macht.
Russell greift die Position A.Meinongs auf, eines heute praktisch vergessenen Sprachphilosophen.[8] Meinong behauptete, - so Russell - "daß wir von den 'goldenen Bergen', dem 'runden Quadrat' usw. sprechen können; wir können mit diesen Subjekten wahre Sätze aufstellen; daher müssen sie eine Art logische Existenz besitzen, da sonst die Sätze, in denen sie auftreten, bedeutungslos wären."[9] Meinong geht - Russells Interpretation zufolge - bei dieser Schlußfolgerung offensichtlich davon aus, daß nur diejenigen Ausdrücke Bedeutung haben, die etwas bezeichnen, m.a.W. die ein existentes Referenzobjekt bezeichnen: Er setzt Bedeutung und Referenz gleich.
Wir können also die erste Problemdimension zusammenfassen: Wieso haben Ausdrücke, die nichts bezeichnen, eine Bedeutung? Und entsprechend: Wieso sind Sätze, in denen derartige Ausdrücke (nach Meinongs These also bedeutungslose) auftreten, bedeutungs- bzw. sinnvoll? Zum einen besteht also der Verdacht der Sinnlosigkeit von Sätzen, deren Subjekt auf nichts Existierendes verweist. "Also müßte man annehmen, 'Der König von Frankreich hat eine Glatze' sei Unsinn, da es offensichtlich falsch ist."[10] Meinong versucht diese Konsequenz zurückzuweisen, indem er von solchen Ausdrücken behauptet, daß sie auf unwirkliche Gegenstände verweisen. Die Gleichsetzung von Bedeutung und Gegenstand zwingt ihn, für solche Fälle unwirkliche Gegenstände zu postulieren (Subsistenzen). Russell aber lehnt es strikt ab, unwirkliche Entitäten als Extensionen für Ausdrücke zu fingieren, um damit solchen, die keine empirischen Referenten haben, eine Bedeutung zuzuordnen: "'Ein Einhorn' ist eine unbestimmte Beschreibung, die nichts beschreibt; nicht aber eine unbestimmte Beschreibung, die etwas Unwirkliches beschreibt."[11] Damit aber bleibt für Russell die Frage bestehen, wieso eine Nicht-Entität das Subjekt einer sinnvollen Aussage sein kann.
Zweitens, wie läßt sich überhaupt einem solchen Satz ein Wahrheitswert zuschreiben?[12] Wie kann man von einer wahren bzw. falschen Prädikation ('... ist kahlköpfig') re-

den, wenn es kein Subjekt gibt, dem etwas prädiziert wird? Besteht hier eine 'Wahrheitswertlücke' (truth value gap)? (Hier setzen vor allem Strawson und Quine mit ihrer Diskussion der 'Theory of Descriptions' an.[13]

Für Russell verschärft sich noch das Problem unter einem dritten Gesichtspunkt. Denn wenn, so argumentiert er, jede Kennzeichnung, die einen sinnvollen Ausdruck bildet, für einen Gegenstand steht (gleichgültig welchen ontologischen Status er hat-, ob er als existierend (im Sinne einer 'logischen Existenz') oder als 'subsistierend' gedacht wird), so führt dies zu logischen Widersprüchen (einer Verletzung des Gesetzes vom Widerspruch) gerade dann, wenn die Existenz bzw. Subsistenz des Subjektes negiert wird: "Also muß es, wie es scheint, immer ein Widerspruch sein, das Sein von irgend etwas zu verneinen."[14] Stärker noch sogar: Für Russell läßt sich aus Sätzen wie 'Der gegenwärtige König von Frankreich ist kahlköpfig' auch folgern, daß es einen gegenwärtigen König von Frankreich gibt. Also wird in prädikativen Sätzen nicht nur etwas einem Subjekt prädiziert, sondern implicite dessen Existenz behauptet[15]. - (Dies wird von Strawson in Zweifel gezogen[16], der stattdessen davon spricht, daß die Existenz in einem 'bestimmten (nicht logischem) Sinn impliziert' oder unterstellt (präsupponiert) werde.[17] Daß ein Satz etwas behauptet oder bezeichnet kommt nicht ihm selbst per se zu, sondern, so meint Strawson, einem bestimmten Gebrauch, dem man von ihm macht.) Aus dieser Existenzbehauptung resultiert auch die Problematik der Wahrheitswertlücke. Ein prädikativer Satz mit einer Kennzeichnung an der Subjektstelle impliziert zwei Behauptungen: Die Existenzbehauptung des Subjekts und die Behauptung des Zutreffens des Prädikats. Wird nun der Satz als ganzer verneint, so ist es unklar, auf welchen assertorischen Teil sich die Negation bezieht:

"Daher kommt man, wenn man nicht weiß, wie eine Aussage, die eine Beschreibung enthält, zu verneinen ist, zu dem Ergebnis, daß es nicht wahr ist, daß der gegenwärtige König von Frankreich kahlköpfig ist, und daß es auch nicht wahr ist, daß er nicht kahlköpfig ist, weil man ihn unter den Kahlköpfigen ebensowenig finden würde, wie unter denen, die nicht kahlköpfig sind."18)

Behauptet der Satz die Existenz des Subjekts, so wären wah-

re negative Existenzsätze wie 'Das runde Viereck existiert nicht' in sich logisch widersprüchlich. Tatsächlich sind solche Sätze nicht nur sinnvoll, sondern auch wahr.[19] Russell könnte nun dahingehend argumentieren, daß 'Existenz' kein Prädikat sei. Dies tut er auch, aber er argumentiert zugleich auch dahingehend, daß die Kennzeichnung als grammatisches Subjekt nicht auch das logische Subjekt sei. Und zwar argumentiert er für beide Thesen mit dem gleichen Argument.

Zunächst zur Kennzeichnung als Subjektausdruck: Sätze wie: 'Das Einhorn existiert nicht.'

"sind nicht nur signifikant, sondern sogar wahr, was nicht der Fall sein könnte, wenn das Einhorn ein Bestandteil der Aussage wäre, weil es kein Bestandteil sein kann, solange es kein Einhorn gibt. Da die Bestandteile der Aussage natürlich nichts anderes sind als die Bestandteile der korrespondierenden Tatsachen, und es eine Tatsache ist, daß das Einhorn nicht existiert, so ist vollkommen klar, daß das Einhorn kein Bestandteil dieser Tatsache ist." 20)

Die Bestandteile der 'Aussagen'[21] (Propositionen) entsprechen direkt[22] den Bestandteilen der korrespondierenden Tatsachen, sind Bestandteile in der Welt (nicht etwa sind mit den Bestandteilen die Zeichen gemeint, die in Aussagesätzen vorkommen). Kennzeichnungen (als Zeichen) sind zwar Bestandteile der Aussagesätze, oder kommen in ihnen vor, aber sie sind keine Bestandteile der Aussagen (Propositionen). Dennoch aber sind solche Aussagesätze sinnvoll, obwohl das Subjekt kein Bestandteil der Aussage ist. Der Kennzeichnung aber korrespondiert nicht nur dann kein Bestandteil der Aussage, wenn sie auf Nicht-Existentes referiert[23], der 'Beschreibung als Ganzer' korrespondiert nicht nur im Falle der Nichtexistenz kein Bestandteil der Aussage.[24] Denn weil jeder echte Bestandtteil der Aussage etwas sein muß, "das es in der Welt gibt"[25], es aber "für das beschriebene Ding möglich ist, nicht zu existieren, und für Aussagen, in denen der Soundso vorkommt, signifikant und sogar wahr zu sein,"[26] können Kennzeichnungen keine Zeichen für echte Bestandteile der Aussagen sein, in deren verbalen Ausdruck, dem Satz, sie vorkommen.[27]

Jeder echte Bestandteil der Aussage muß etwas sein, das es in der Welt gibt. Russell teilt also im Grunde die Mei-

nongsche Prämisse, verschiebt sie nur von der Ebene des Satzes und Satzzeichens auf die Ebene der (vorsprachlichen) 'Aussage' (Proposition) und des Aussagebestandteils. Zwar nicht die Satzzeichen müssen etwas in der Welt bezeichnen, um sinnvoll zu sein, wohl aber müssen den Bestandteilen der 'Aussage' direkt Bestandteile in der Welt entsprechen - und der Sinn der Satzzeichen muß sich von diesen ableiten.

Besteht also eine Differenz zwischen der sprachlich grammatischen Ordnung des Satzes und seiner logischen derart, daß die grammatischen Funktionen und Bestandteile des Satzes nicht eineindeutig auf seine logische Form abbildbar sind, insofern der Kennzeichnung als grammatischem Subjekt kein echter Bestandteil der Aussage korrespondiert, so löst die logische Analyse, indem sie die korrekte logische Form der Aussage manifest macht, die Beschreibung so auf, daß sie verschwindet.[28] D.h. sie formuliert den scheinbar bezeichnenden Subjektausdruck (die Kennzeichnung) zu einem Prädikatausdruck bzw. einer Verknüpfung von Prädikatausdrücken (in der Terminologie der Logik: Aussagefunktionen) um.

"Daher ist das eigentliche Subjekt unseres Urteils eine Aussagefunktion, d.h. ein Komplex, der einen unbestimmten Bestandteil enthält. (...) Das erste Ergebnis der Analyse besteht, wenn sie auf Aussagen angewendet wird, deren grammatisches Subjekt 'der Soundso' ist, darin, eine Variable als Subjekt zu substituieren, d.h. eine Aussage der Form 'Es gibt etwas, das allein der Soundso ist, und dieses etwas ist von der und der Art." 29)

In einer logisch idealen Sprache (z.B. der der 'Principia mathematica'[30]) sind Beschreibungen umformuliert zu wahrheitsfunktionalen Verknüpfungen von Aussagefunktionen, die durch Substitution echter Subjektausdrücke (davon später) spezifiziert werden können.

Nicht nur aber ist eine Kennzeichnung kein echter Subjektausdruck, Existenz ist auch kein echtes Prädikat. Russell streift die philosophiegeschichtliche Dimension des Problems (ontologischer Gottesbeweis, seine Kritik bei Kant) nur dort, wo er zeigen will, daß die Auffassung, Existenz sei ein Prädikat, in der Syllogistik zu falschen Schlüssen führt.[31] Die Trugschlüsse[32] entstehen dadurch, "daß man eine Eigenschaft auf ein Individuum, das eine Aussagefunk-

tion erfüllt, überträgt, die nur der Aussagefunktion selbst zukommt."[33] Sätze wie 'Einhörner existieren' beziehen sich nicht auf individuelle Dinge, sondern auf Klassen oder Funktionen. Existenzsätze sind keine singulären Sätze, sondern generelle Sätze. Würden sie sich auf Individuen beziehen, also auf Argumente von Funktionen, dann könnten sie nur sinnvoll sein, wenn sie wahr wären.[34] Deshalb ist 'Existenz' ein semantisches Prädikat, das Aussagefunktionen zukommt. Die Argumentation ist also die gleiche: Echten Subjektausdrücken muß ein Bestandteil der Aussage, bzw. der Tatsache, korrespondieren, sie müssen für einen Gegenstand (ein Individuum) stehen, sonst haben sie keine Bedeutung, im Hinblick auf die Existenz gibt es hier keine signifikante Negation.[35] Gibt es diese, so handelt es sich in Wahrheit bei dem betreffenden Ausdruck um eine Beschreibung, die in Aussagefunktionen analysierbar ist und nur im Zusammenhang des analysierbaren Satzes Sinn hat.[36] Deshalb ist Existenz kein Prädikat, das einem Individuum zukommt, sondern Satzfunktionen und Existenzsätze haben nur dann einen Sinn, wenn das grammatische Subjekt eine Beschreibung ist:

"Der Satz 'der Soundso existiert' hat eine Bedeutung, ob er wahr oder falsch ist, ist aber a der Soundso (wo 'a' ein Name ist), dann haben die Worte 'a existiert' keine Bedeutung. Nur bei bestimmten oder unbestimmten Beschreibungen hat es einen Sinn von Existenz zu sprechen; denn, wenn 'a' ein Name ist, so muß er etwas benennen: was nicht irgend etwas benennt, ist kein Name. Wenn es daher ein Name sein soll, so ist es ein bedeutungsloses Symbol, während hingegen eine Beschreibung wie 'der gegenwärtige König von Frankreich' nicht die Eigenschaft einbüßt, in einem sinnvollen Zusammenhang vorzukommen, weil diese Beschreibung nichts beschreibt. Denn es handelt sich hier um ein komplexes Symbol, dessen Bedeutung sich aus der seiner Bestandteile ergibt." 37)

Zweierlei läßt sich daraus entnehmen: 1. Russell akzeptiert die Gleichsetzung von Bedeutung und Referenz nur für einen eingeschränkten Bereich echter Subjektausdrücke, 'Logischer Eigennamen', die das ontologische Fundament seiner Semantik (das ontologische Grundinventar an Individuen) ausmachen.[38] Russell charakterisiert Namen nicht allein als Ausdruck für einen einfachen Gegenstand[39], sondern gibt auch weitere, semantische Kriterien an: Ersetzt man in Sätzen wie 'Scott ist der Verfasser von Waverly' die

bestimmte Beschreibung durch einen Namen (Scott ist Sir Walter), so erhält man entweder eine Tautologie oder einen falschen Satz.[40] Ferner: Sätze mit 'Kennzeichnungen' als grammatischem Subjekt implizieren eine zweifache Möglichkeit der Negation, Sätze mit einem Namen an der Subjektstelle ('Scott ist ein Mensch') dagegen nicht.[41] Der Name als "einfaches Symbol"[42], das für einen einfachen Gegenstand (Individuum) steht, "bewahrt seine Bedeutung aufgrund eigenen Rechts unabhängig von den Bedeutungen aller übrigen Worte."[43]

2. Im Gegensatz dazu sind Kennzeichnungen komplexe Symbole und keine echten Subjektausdrücke, weil solche in jedem Fall einen Gegenstand benennen müssen, können also in Aussagefunktionen als elementare Bestandteile zerlegt werden, wobei die Subjektstelle für echte logische Eigennamen unbestimmt gelassen ist, was es bei bestimmten Beschreibungen notwendig macht, die Identitätsaussage einzufügen, um die Einzigkeitsbedingung zu erfüllen.[44] (Existenz als semantisches Prädikat wird dann wie folgt definiert:

"Wir sagen: 'Menschen existieren' oder 'ein Mensch existiert', wenn die Satzfunktion 'x ist menschlich' manchmal wahr ist; allgemein existiert 'ein Soundso', wenn 'x ist ein Soundso' manchmal wahr ist." 45)

So wird der Satz 'Der Vater Karls II. wurde hingerichtet' logisch zerlegt in:

"Es ist nicht immer falsch von x, daß x Karl II. zeugte und daß x hingerichtet wurde und daß 'wenn y Karl II. zeugte, ist y identisch mit x' immer wahr von y ist."[46]

Diese Sätze sind existenzquantifiziert, implizite Existenzbehauptungen sind explizit formuliert für alle Teilausdrücke. Die Quantoren 'Alles', 'nichts' und 'etwas' werden folgendermaßen eingeführt:

"C (alles) bedeutet '' C(x) ist immer wahr'';
C (nichts) bedeutet ''C(x) ist falsch'' ist immer wahr';
C(etwas) bedeutet 'Es ist falsch, daß ''C(x) ist falsch'' immer wahr ist'."[47]

Hiermit ist das Problem der Wahrheitsdefinitheit gelöst. Sätze wie 'Der gegenwärtige König von Frankreich ist kahl' sind eindeutig falsch, weil es kein 'x' gibt, für das gilt 'x ist König von Frankreich'. Die Sinnbedingung einer Beschreibung ist nicht, wie es scheint, die gleiche wie die

des Namens, nämlich die Existenz eines Referenten, sondern sie ist - ebenfalls extensional - der Wahrheitswert des Satzes, in dem sie vorkommt.
Russell hat somit "eine Zurückführung aller Aussagen, in denen Kennzeichnungen vorkommen, auf Formen gegeben, in denen solche Ausdrücke nicht vorkommen."[48] Die grammatische Ordnung des Satzes, die es erlaubt, Kennzeichnungen als Subjektterme zu gebrauchen - und die deshalb für Russell zu Widersprüchen führt, - ist zurückgeführt auf seine logische Form, die darin besteht, daß echte Subjektterme (Namen) in Satzfunktionen eingesetzt, Sätze ergeben.
Aber welches sind nun diese echten Subjektterme (Namen), die bisher nur negativ gegen Kennzeichnungen abgegrenzt wurden? Namen stehen für Individuen. Was ist unter einem Einzelding zu verstehen?

"Wir können sogar soweit gehen und behaupten, daß in jedem derartigen mit Worten ausdrückbaren Wissen - mit Ausnahme der Worte 'dies' und 'das' und einigen anderen Worten, deren Bedeutung sich mit der Anwendung ändert - keine Namen im strengen Sinn des Wortes auftreten. Die scheinbar vorkommenden Namen sind in Wirklichkeit Beschreibungen. Es hat einen Sinn zu untersuchen, ob 'Homer' gelebt hat; dies könnten wir nicht, wenn 'Homer' ein Name wäre." 49)

Kann die Existenz in Zweifel gezogen werden, so ist dies ein Kriterium dafür, daß der betreffende Ausdruck eine (abgekürzte) Beschreibung ist und kein echter logischer Eigenname.[50] Gattungssubstantiva, ja selbst Eigennamen im alltagssprachlichen Verständnis, sind (abgekürzte) Beschreibungen[51], die eigentlichen 'Logischen Eigennamen' sind die deiktischen Ausdrücke.[52] Bei ihnen terminiert die logische Zerlegung. Sie stellen das ontologische Fundament dar, durch das die Russellsche Semantik direkt an die Empirie angebunden ist.[53] Alle anderen Ausdrücke, Prädikate, Gattungsbegriffe etc. sind über die Wahrheitsbedingungen prädikativer Sätze sinnrelational an 'Logische Eigennamen' geknüpft, denn sie sind als abgekürzte Beschreibungen in Verknüpfungen von Aussagefunktionen zerlegbar, die erst durch Einsetzung echter Namen zu Aussagen spezifiziert werden. Diese komplexe logische Struktur als Voraussetzung des Sinns des Satzes wird durch die Umgangssprache verkleidet und durch die logische Analyse manifest gemacht.

Die namentheoretische Prämisse Meinongs ist also bei Russell nur eingeschränkt auf 'logische Eigennamen', die aber für seine Semantik konstitutiv sind. In der Auseinandersetzung mit den aus dieser Prämisse resultierenden Problemen entwickelt er sie zu einer differenzierten Konzeption, die zunächst nur aufgrund ihrer Künstlichkeit wenig plausibel erscheint. Das semantische Paradigma ist die ostensive Definition 'dies ist ein A', die prädikative Elementarsätze äußert, auf denen alle anderen Sätze einer natürlichen Sprache aufbauen.
Die Deixis ist aber bezogen auf Wahrnehmungssituationen, d.h. sie wirft die erkenntnistheoretische Frage nach den Verifikationsbedingungen des Prädikats, bzw. des prädikativen Satzes auf. Russell treibt seine Analyse an diesem Punkt nicht soweit. Aber er deutet den erkenntnistheoretischen Bezugsrahmen seiner 'Theory of descriptions' an. Er unterscheidet zwischen 'unmittelbarer Bekanntschaft mit' (acquaintance) und 'Kenntnis von' (knowledge about): "Die Unterscheidung zwischen Bekanntschaft mit und Kenntnis von (knowledge about) ist die Unterscheidung zwischen den Dingen, von denen wir Vorstellungen haben, und den Dingen, die wir nur durch Kennzeichnungen erreichen"[54] - um dann das empiristische Programm zu formulieren: "Alles Denken muß mit Bekanntschaft anfangen, aber es kann sich auf vieles beziehen, womit wir keine Bekanntschaft haben."[55]
Dabei wird die empirische Basis als auf Sinnesdaten gegründet qualifiziert: "Wir haben Bekanntschaft mit Sinnesdaten, vielen Universalien und womöglich mit uns selbst, nicht aber mit materiellen Objekten oder dem Geist anderer Menschen."[56] Die Begriffe des materiellen Objekts und der Psyche sind von den primären Sinnesdaten, die aber wiederum nach Individuen und Universalien spezifizierbar sind, abgeleitet. Die Russellsche Basistheorie ist atomistisch konzipiert, auf Sinnesdaten als atomare Realitätspartikel aufgebaut. Die Logische Analyse terminiert bei atomaren Bestandteilen der Welt, die logische Atome sind, aber auch zugleich - im Unterschied zu dem Wittgensteinschen Atomismus des 'Tractatus logico-philosophicus' - empirische Atome sind, wenn auch nicht Atome im physikalischen Sinne.[57]

Die logische Analyse ist also zugleich auch eine epistemologische. Russells sprachlogischer Atomismus ist zugleich auch ein erkenntnistheoretischer und beide motivieren sich gegenseitig.

1.2. Analysis und 'einfache Zeichen' im 'Traktat'

Mit dem 'Tractatus logico-philosophicus'[58], entstanden in den Jahren des Ersten Weltkriegs[59], entwarf Ludwig Wittgenstein das zweite grundlegende Gedankengebäude der Philosophie des Logischen Atomismus.[60]
Die Philosophie Wittgensteins ist von um so größerem Belang, weil sie den Logischen Atomismus nicht nur philosophisch mitbegründet, sondern auch, weil sie in ihrer späteren Phase durch die Kritik seiner philosophischen, logischen und semantischen Prämissen zugleich auch die Abkehr von ihm vollzieht und die entscheidenden Argumente für einen Paradigmenwechsel innerhalb der Analytischen Philosophie geliefert hat.
Auf diese Kritik der semantischen und erkenntnistheoretischen Prämissen und Implikationen des Logischen Atomismus allein kann diese Arbeit in der Behandlung des 'Traktats' den Akzent setzen. Vorrangig sollen die Argumentationsstränge, die sie entfalten, rekonstruiert werden, anstatt dem Gedankengebäude des 'Traktats' in seiner Systematik den Hauptaugenmerk zu widmen. Da letztere aber gerade im 'Traktat' in durchkonstruierter Schärfe die Argumentation sich wechselseitig motivieren läßt und vielleicht auch erst begründbar macht, wird eine knappe Skizzierung der Zusammenhänge der Hauptgedanken notwendig sein. Trotzdem glaube ich, daß sich innerhalb dieses relativ geschlossenen Gedankengebäudes einige sprachphilosophische Prämissen als Prämissen benennen lassen. Und auf die Logik der Entfaltung der Argumentation aus diesen Prämissen soll sich folgende Erörterung konzentrieren, weil mit ihnen zentrale Ausgangspunkte traditioneller Sprachphilosophie angesprochen sind[61], weil diese bis dato kaum mit einer solchen Konsequenz, ja bisweilen sogar mit logischem Rigorismus, entfaltet worden sind, und weil schließlich die Kritik dieser Ausgangspunkte für den späteren Wittgenstein selbst zum Ausgangspunkt der Entwicklung einer völlig neuen Sprachkonzeption wird.
Gegen eine Einordnung Wittgensteins in die philosophiegeschichtliche Tradition wird oft geltend gemacht, daß er selbst nicht aus der Schulphilosophie stamme, sondern von

den Ingenieurwissenschaften zur Mathematik und von dieser zur Logik und Sprachphilosophie komme. Tatsächlich lassen sich die Gedankengänge des 'Traktats' nahezu bedenkenlos immanent entwickeln.[62] Aber gerade daß in der diesem logisch-semantischen Gedankengebäude eigenen Logik der Argumentation, unabhängig vom philosophischen Diskurs der Tradition, Bezüge zu dieser herstellbar wären, läßt sich als ein Zeichen werten, daß in jener, oder in beiden, ein gemeinsames semantisches Paradigma wirkt, das einem konzeptuellen Bereich entnommen ist, der jenen sprachphilosophischen Reflexionen vorgelagert ist. Im Hinblick auf Russell jedoch sind es effektive und sogar biographische Berührungspunkte. War die Russellsche 'Theory of Descriptions' motiviert durch die Schwierigkeit, innerhalb einer extensionalen Semantik Sinnbedingungen für Subjektausdrücke, die auf nichts Existentes referieren, anzugeben, so versucht der 'Traktat' sicherlich auch eine Antwort auf diese Probleme zu geben, aber er versucht dies dadurch, daß er der Frage eine andere Form verleiht, denn er entwickelt einen anderen begrifflichen Rahmen. So ist der 'Traktat' eher eine eigene Philosophie der Logik und der Sprache, denn ein Lösungsversuch von logischen Problemen mit weitreichender Konsequenz. Deshalb gibt es auch für den 'Traktat' kein präzis bestimmbares Ausgangsproblem.
Dies gilt gerade auch für den Aufbau des 'Traktats'. Bekanntlich ist dieser in sieben Hauptthesen unterteilt. Damit könnte eine quasi axiomatisch-deduktive Folge von Argumentationsschritten angedeutet sein. Aber die Ordnung der Sätze im 'Traktat' ist nicht einfach die eines Aufeinanderaufbauens ihrer Begründung. Dies wird gerade wichtig für das Verhältnis von sprachlogischer Analyse und Ontologie. Der sogenannte ontologische erste Teil, die Ontologie, die er entwickelt, ist nicht einfach eine Ansammlung von willkürlichen Behauptungen über die ontologische Struktur der Welt, etwa im Sinne einer Unterscheidung zwischen empirischen und empirisch begründbaren Sätzen zum einen und nur dezisiv festsetzbaren, ontologischen Vorentscheidungen. Ontologie und logisch-semantische Analyse stehen im 'Traktat' in einem interdependenten Begründungsverhältnis.[63] (Darauf wird im Detail noch einzugehen sein.)

Da aber Wittgenstein die Ontologie dem 'Traktat' voranstellt und es den Anschein hat, als setze er diese voraus, möchte ich von Wittgensteins Programm einer logisch-semantischen Analyse her die Ontologie des 'Traktats' entwickeln, nicht umgekehrt. Damit wäre ein Ansatzpunkt gefunden, die Systematik des 'Traktats' auf die oben eingegrenzte Problemstellung hin zu befragen.
Soll aber die sprachlogische Analyse auch selbst nicht allein ontologisch geleitet sein, was ja mit Wahrscheinlichkeit eine Reduktion sprachlogischer Begründung auf Ontologie mit sich ziehen würde, so muß sie sich auch eigener, logischer und semantischer Analysekriterien bedienen.
Ein solches semantisches Analysekriterium ist für Wittgenstein die Definierbarkeit eines Ausdrucks: "Es ist doch klar, daß unsere Sätze durch Definitionen zerlegt werden können und müssen, wenn wir uns der eigentlichen Struktur des Satzes nähern wollen. Jedenfalls gibt es also einen Prozeß der Analyse."[64] Definitionen sind Zerlegungen von Ausdrücken in Sätzen. Solche definierbaren Ausdrücke müssen komplexe Zeichen sein, die durch einfachere Zeichen definiert werden können. "Jedes definierte Zeichen bezeichnet über jene Zeichen, durch welche es definiert wurde; und die Definitionen weisen den Weg."[65] Und Wittgenstein folgert aus der Definierbarkeit komplexer Zeichen die Notwendigkeit eines Endpunktes der Definitionsketten, eines Endpunktes der Analyse: "Wenn es wahr ist, daß jedes definierte Zeichen via seine Definitionen bezeichnet, dann muß wohl die Kette der Definitionen einmal ein Ende haben."[66] Die Kette der definitorischen Zerlegung komplexer Zeichen muß bei elementaren 'einfachen Zeichen'[67] terminieren, die nicht mehr definierbar sind, die semantische Analyse muß bei undefinierbaren 'Urzeichen'[68] terminieren, die direkt bezeichnen und selbständig für sich eine Bedeutung haben. Denn - so lautet das Argument - definierbare Zeichen bezeichnen indirekt, über ihre Definitionen, oder in einer schwächeren Formulierung des Arguments, sie bezeichnen nicht unabhängig von ihren Definitionen. Angenommen es gäbe keine undefinierbaren Zeichen und kein Ende der Analyse. Es würde dann entweder gar kein Zeichen bezeichnen. Oder - in der schwächeren Form - um

das bezeichnete Referenzobjekts eines definierbaren Zeichens zu kennen, müßte ich zunächst seine Definition kennen. Um diese zu verstehen, müßte ich wiederum auf eine dritte Klasse weiterer Definitionen zurückgreifen etc. Es entstünde somit ein unendlicher Regress von Definitionen. Die Bedeutung eines Ausdrucks würde sich nicht aufgrund seines referentiellen Bezuges auf Gegenständliches konstituieren, sondern würde sich im unendlichen Regress endloser Definitionsketten verlieren. Also, so könnte man folgern, muß es irgendwelche 'Urzeichen' geben, die direkt bezeichnen und selbständig, ohne die Bedeutung anderer Ausdrücke vorauszusetzen, für sich Bedeutung haben und die Schablone der allgemeinen Weltbeschreibung' so an die Welt "nageln", "daß sie sich überall mit ihr deckt."[69] Solche undefinierbaren 'Urzeichen' können ihrer semantischen Form nach nur Namen sein: "Ein undefinierbares Symbol kann nur ein Name sein."[70] "Der Name ist durch keine Definition weiter zu zergliedern: er ist ein Urzeichen."[71] "Namen kann man nicht durch Definitionen auseinanderlegen. (Kein Zeichen, welches allein, selbständig eine Bedeutung hat.)"[72] Die elementaren einfachen Zeichen der Semantik des 'Traktats' sind Namen und zwar nicht im umgangssprachlichen Sinn, sondern im logischen Sinn, vergleichbar etwa Russells 'Logischen Eigennamen'.

Als im wörtlichen Sinn atomares, unteilbares, weil nicht weiter zerlegbares Element der Sprache ist der Name ein einfaches Zeichen: "Die im Satze angewandten einfachen Zeichen heißen Namen."[73] Als einfaches Zeichen, dessen Bedeutung nicht durch Definitionen expliziert werden kann, muß der Name für sich allein eine Bedeutung haben, ohne auf andere Ausdrücke, ohne auf ein Definiens zu verweisen.[74] Diese Bedeutung des Namens ist der Gegenstand, für den er steht: "Der Name bedeutet den Gegenstand. Der Gegenstand ist seine Bedeutung."[75] Gerade weil der Name nicht weiter definitorisch zerlegt werden kann, kann auch das Referenzobjekt, für das er steht, nur benannt werden: "Die Gegenstände kann ich nur nennen. Zeichen vertreten sie."[76] Wittgensteins Auffassung von der Undefinierbarkeit von Namen läßt sich durch folgende Überlegung erhellen.[77] Gesetzt den Fall, jemand gebrauche jemand anderem gegenüber den

Ausdruck 'Orosius'. Auf die Frage 'Was bedeutet "Orosius"?' ist die korrekte Antwort: '"Orosius" steht für Orosius.' Der Fragende ist zwar jetzt nicht viel klüger, aber er wird aus der Antwort schließen, daß es sich bei dem betreffenden Ausdruck um einen Namen handelt. Im Alltagssprachgebrauch würde die Bedeutung von 'Orosius' sicherlich durch eine bestimmte und identifizierende Beschreibung erklärt. Wittgenstein ist aber - wie zu zeigen sein wird - nicht der Auffassung, Namen könnten prinzipiell durch bestimmte Beschreibungen ersetzt werden.[78)]

Namen stehen in einer eineindeutigen Relation zum Nominatum.[79)] Für jeden Gegenstand steht ein und nur ein Zeichen. Umgekehrt: Steht ein Zeichen für einen und nur einen Gegenstand, so ist dies hinreichend, es als Namen zu charakterisieren. Die Eineindeutigkeit der Namensrelation ist für Wittgenstein der zentrale Grund, warum einfache Zeichen nur Namen sein können. Dies wird später, nach Darstellung der Bildtheorie des Satzsinnes, deutlich werden.

Namen stehen für Individuen, sowohl im umgangssprachlichen als auch im logischen Sinne. Ist der Name ein einfaches Zeichen und sind die einfachen Zeichen Namen, so nur dann, wenn auch ihre Bedeutung, der Gegenstand, einfach und nicht weiter zerlegbar ist. "Der Gegenstand ist einfach."[80)] Den einfachen Zeichen korrespondieren einfache Gegenstände, die nur, und nur durch jene, benannt werden können. Denn etwas anderes, so könnte man sagen, kann in der Sprache nicht gesagt werden. Wittgensteins 'Gegenstände', soviel läßt sich hier bereits sagen, sind keine Gegenstände im umgangssprachlichen Sinn, sie sind die 'Bedeutungen' (Extensionen) von einfachen, undefinierbaren Zeichen, sprachlogische Postulate. Auf ihren epistemologischen und ontologischen Status wird noch einzugehen sein. Undefinierbare einfache Zeichen bezeichnen also direkt einfache 'Gegenstände', während definierbare Ausdrücke über ihre Definitionen vermittelt bezeichnen. Nur deshalb haben Wittgenstein zufolge auch komplexe Ausdrücke eine Bedeutung. Nur deshalb können Zeichen innerhalb eines Systems intensionaler Relationen (wie der der Definierbarkeit) eine Bedeutung

haben, weil einfache, elementare Zeichen direkt bezeichnen, ohne die Bedeutungen anderer Zeichen vorauszusetzen und damit das Zeichensystem an die Wirklichkeit "nageln". Man mag dies Argument von dem Problem der Definierbarkeit trennen, bestreiten, daß es einen absoluten Unterschied zwischen definierbaren und undefinierbaren Symbolen gibt, und der Auffassung sein, daß auch definierbare Zeichen direkt bezeichnen können, plausibel aber ist soweit, daß es Zeichen geben muß, die bezeichnen und verstanden werden können, ohne die Bedeutung anderer Zeichen vorauszusetzen.[81] (Was sonst mag 'direktes Bezeichnen' anderes bedeuten?)

Hinsichtlich der Definierbarkeit von Namen ist jedoch eine Einschränkung zu machen. Die Bedeutung von Namen kann für Wittgenstein durch "Erläuterungen" präzisiert werden.[82] Diese charakterisiert Wittgenstein folgendermaßen: "Erläuterungen sind Sätze, welche die Urzeichen enthalten. Sie können also nur verstanden werden, wenn die Bedeutungen dieser Zeichen bereits bekannt sind."[83] Erläuterungen können also die Bedeutung eines einfachen Zeichens nicht konstituieren, sondern setzen diese als bekannt voraus. Deswegen ist die Erläuterung kein Ersatz für die extensionale Bezeichnungsrelation. Die Bedeutung eines einfachen Zeichens ist der Gegenstand und ich kenne die Bedeutung eines Urzeichens allein dann, wenn ich den Gegenstand kenne.

Der Begriff der Definierbarkeit und der Definition spielt also, was in der Literatur wenig beachtet wird, eine wichtige Rolle in Wittgensteins analytischem Programm. Allerdings versäumt es Wittgenstein, diesen Begriff zu präzisieren.[84] Das genauere Verfahren der Definition wird im 'Traktat' nicht logisch-semantisch bestimmt. Der Begriff 'Definition' bleibt vage. Auch wird er nicht gegen die philosophische Tradition abgegrenzt.

Wichtig für das Verständnis des Wittgensteinschen Definitionsbegriffs ist vor allem Freges Unterscheidung zwischen 'synthetischen' und 'analytischen Definitionen'. Auch 'Erläuterungen' spielen in Freges Definitionslehre eine Rolle. Für Frege beginnt der Aufbau eines Systems mit synthetischen Definitionen, die logisch einfache Ausdrücke zusammenfassen. Logisch einfache Zeichen sind für Frege wie-

derum wie bei Wittgenstein solche, die sich in analytischen Definitionen nicht weiter zerlegen lassen.[85] Der Gedanke einer Begriffsexplikation, die in nicht weiter definierbaren, nur noch aufzeigbaren Grundausdrücken terminiert, ist in Platons Dialog 'Theätet' erstmals zur Sprache gebracht worden.[86] Unter Vergleich mit den Auffassungen des 'Traktats' bezieht sich Wittgenstein in den 'Philosophischen Untersuchungen' selbst auf den 'Theätet'.[87] Tatsächlich bestehen zwischen Ideen des platonischen Dialogs und dem 'Traktat' in diesem Punkt enge Parallelen.[88]

Die semantische Analyse zerlegt komplexe Ausdrücke in Gruppierungen von einfachen Symbolen, die als Namen direkt und ohne eine Intension zu besitzen, bezeichnen. Wittgenstein teilt also mit Russell das Programm einer logisch-semantischen Analyse und er teilt auch mit ihm die Auffassung, daß die Semantik einer natürlichen Sprache auf Zeichen aufruht, die als Namen von Gegenständen diese direkt bezeichnen und so selbständig Bedeutung haben. Während in Russells 'Theory of Descriptions' die Substitution von Beschreibungen an der Subjektstelle von deskriptiven Sätzen durch 'Logische Eigennamen' das analytische Programm ausmachte, wurde hier Wittgensteins Analysebegriff im Hinblick auf die definitorische Zerlegung von Ausdrücken charakterisiert: Die Analyse soll undefinierbare 'Urzeichen' der Sprache als die Bedingungen des Sinns von Sätzen und der Bedeutung definierbarer Ausdrücke aufweisen. Damit ist der Wittgensteinsche Analysebegriff freilich nur erst in einem ersten Anlauf skizziert. Was im 'Traktat' 'Analyse' und undefinierbare 'Urzeichen' bedeuten, läßt sich nicht allein aus den wenigen Bemerkungen Wittgensteins zum Problem der Definierbarkeit entnehmen. Auch die These von der Notwendigkeit einfacher Zeichen als eines Endpunktes der Analyse ist bisher kaum plausibel gemacht. Denn es wäre ja auch eine unendliche Zerlegung vorstellbar und Wittgenstein stellt sich selbst wiederholt diese Frage.[89]
Welches sind nun jene einfachen Zeichen und in welchem Verhältnis stehen sie zu den Ausdrücken einer natürlichen Sprache? Ferner, wenn man dem Alltagssprachgebrauch folgt,

so sind die 'Gegenstände', von denen er spricht, sicherlich nicht wesentlich einfache, sondern eher komplexe, zumeist materielle Körper. In diesem Sinn kann es also nicht gemeint sein, wenn Wittgenstein von 'einfachen Gegenständen' spricht. Was also sind jene ominösen 'Gegenstände', in welcher Beziehung stehen sie zu den einfachen Zeichen, den Namen? Um diese Fragen zu beantworten, wird es notwendig sein, den Wittgensteinschen Analysebegriff im Rahmen der Architektonik des 'Traktats' weiter zu präsizieren.

Als einzige explizite Begründung für die Notwendigkeit einfacher Zeichen und eines Endes der Analyse findet sich im 'Traktat', in dem Abschnitt, in dem Wittgenstein die Bildtheorie des Satzsinnes ausführt, folgendes Argument: "Die Forderung der Möglichkeit der einfachen Zeichen ist die Forderung der Bestimmtheit des Sinnes."[90)]
Die Bestimmtheit des Satzsinnes setzt also für Wittgenstein voraus, daß die Analyse irgendwann bei einfachen Zeichen terminiert. A.Kenny erscheint dieses Argument unklar, da aus ihm nicht hervorgeht, was mit "Bestimmtheit des Sinnes" gemeint ist.[91)] Greift man auf ein alltagssprachliches Verständnis von 'Bestimmtheit des Sinnes' zurück, so würde man vielleicht unter anderem sagen, daß der Sinn eines Satzes dann bestimmt sei, wenn man weiß wovon, von welchem bestimmten Gegenstand die Rede ist. Und den Anspruch, diese Auffassung im Rahmen seiner Semantik sprachlogisch zu präzisieren, scheint Wittgenstein gehabt zu haben. Dies wird in einer Tagebucheintragung vom 31.5.15 deutlich: "Könnte man also ohne Namen auskommen?? Doch wohl nicht. Die Namen sind notwendig zu einer Aussage, daß dieses Ding jene Eigenschaften besitzt usf. Sie verknüpfen die Satzform mit ganz bestimmten Gegenständen."[92)] Die Bestimmtheit des Sinnes setzt also voraus, daß ein bestimmter Gegenstand, eine bestimmte Eigenschaft angegeben werden können. Dazu seien, so meint Wittgenstein, Namen unerläßlich. So erweist sich, wie wir sehen, das Problem der Möglichkeit der Referenz auf einen bestimmten einzelnen Gegenstand, d.h. die Möglichkeit der bestimmten singulären Referenz, als ein wichtiges Motiv der Wittgensteinschen analytischen Programmatik. Auf diesen in der Lite-

ratur wenig beachteten Punkt ist unsere Interpretation abgestellt.

Wie kann nun der Satz mit ganz bestimmten Gegenständen 'verknüpft' werden? Wären diese Gegenstände empirische Gegenstände, so könnte bspw. auf sie hingewiesen werden (ostensive Definition).[93] Aber nachdem, was zuvor über 'Gegenstände' gesagt wurde, können jene nicht ohne weiters mit empirischen Gegenständen gleichgesetzt werden und darüberhinaus sind auch Referenzobjekte im gewöhnlichen Sinne nicht unbedingt immer empirisch präsente Objekte. Auch muß ja auch gesagt werden können, welcher bestimmte Gegenstand gemeint ist. Auf bestimmte Einzeldinge könnte ein Zeichen auf verschiedne Weise eindeutig referieren: (a) Es kann den Gegenstand benennen. Der Name steht in einer eineindeutigen Beziehung zum Nominatum. Für jedes Einzelding steht ein und nur ein es benennendes Zeichen. Der Gegenstand ist dadurch bestimmt, daß es eben nur diesen gibt, der die Bedeutung des Namens ist. Der Name kann gerade nur für diesen einen bestimmten Gegenstand stehen. Und so sind es die Namen als einfache Zeichen, die für Wittgenstein den Satz daraufhin festlegen, von welchen Gegenständen er spricht. Nur weil es Namen gibt - so Wittgensteins These - kann man von bestimmten Einzeldingen sprechen. Eindeutiges Bezeichnen ist aber auch noch auf eine zweite Weise möglich: (b) mittels einer 'identifizierenden Beschreibung' kann der Gegenstand unter allen möglichen Gegenständen ausgesondert werden ('single out' (Strawson) s.u.). Wittgensteins These von der Notwendigkeit einfacher Zeichen für die Bestimmtheit des Satzsinnes müßte dann voraussetzen, daß identifizierende Beschreibungen nicht die Spezifikation der Singularität des Referenzobjektes garantieren, oder daß sie zumindest nur deshalb möglich sind, weil es einfache Zeichen für einfache Konstituenten gibt.[94]

Eine solche identifizierende Beschreibung könnte analysiert werden im Sinne der 'Theory of Descriptions':

$$(\iota x)\ (\Lambda x.Bx.Cx\quad)$$

oder:

$$(\exists x)\ (\Lambda x.Bx.Cx.\qquad (y)\quad \big((\Lambda y.By.Cy\quad)\supset (x=y)\big)$$

Da die Einzigkeit der Identität des referierten Objektes durch die Aufnahme des Identitätssatzes in die Beschreibung schon spezifiziert ist, scheint die Einsetzung einfacher Zeichen als Individuenkonstanten in die Satzfunktionen einer identifizierenden Beschreibung nicht unabdingbar Voraussetzung für diese zu sein. Wittgenstein scheint auch nicht dieser Auffassung gewesen zu sein.[95] "Entweder ein Ding hat Eigenschaften, die kein anderes hat, dann kann ich es ohne weiteres durch eine Beschreibung aus den anderen hervorheben, und darauf hinweisen; oder aber, es gibt mehrere Dinge, die ihre sämtlichen Eigenschaften gemeinsam haben, dann ist es überhaupt unmöglich auf eines von ihnen zu zeigen."[96] Wittgenstein unterscheidet hier nicht zwischen notwendigen und akzidentiellen Eigenschaften. Soll ein Satz über einen Komplex einen bestimmten Sinn haben, so muß er die Identität des Komplexes, sein Bestehen und Nichtbestehen, für alle möglichen Welten festlegen.[97] Die Aufzählung seiner akzidentiellen Eigenschaften würde die Identität des Komplexes aber nur für jene möglichen Welten bestimmen, in denen er jene besitzt. An anderer Stelle macht Wittgenstein aber die Unterscheidung von '<u>externen</u>' und '<u>internen Eigenschaften</u>', d.h. solchen, die logisch notwendig sind.) "Eine Eigenschaft ist intern, wenn es undenkbar ist, daß ihr Gegenstand sie nicht besitzt."[98]
Zweierlei Möglichkeiten bestehen nun für Wittgenstein:
(a) Gegenstände sind ununterscheidbar (Indiscernibilia), aber numerisch verschieden.[99]
(b) Gegenstände sind aufgrund ihrer internen Eigenschaften gleichartig, bezüglich ihrer externen Eigenschaften aber verschieden.[100]
Sind aber ununterscheidbare, aber numerisch verschiedene Individuen in der Wittgensteinschen Semantik zulässig, so ist T. 2.02331, also die Möglichkeit einer identifizierenden Beschreibung durch Aufzählung der distinktiven Prädikate allein keine Garantie für die Möglichkeit bestimmten Bezeichnens und somit auch nicht für die Bestimmtheit des Sinnes.[101] Die Bestimmtheit des Sinnes setzt hier die eineindeutige Relation von Namen und Nominatum, setzt die direkte Bezeichnung durch 'Urzeichen' voraus.
Komplexe Satzzeichen müssen demzufolge prinzipiell redu-

zierbar sein auf undefinierbare 'Urzeichen', Aussagen über Komplexe müssen analysierbar sein in Aussagen über deren elementare Bestandteile, die durch 'Urzeichen' benannt werden und in Aussagen über deren Konfiguration: "Jede Aussage über Komplexe läßt sich in eine Aussage über deren Bestandteile und in diejenigen Sätze zerlegen (Hervorhebung von mir - J.K.), welche die Komplexe vollständig beschreiben."[102] Die hier angesprochene 'Zerlegung' ist nichts anderes als die semantische Analyse komplexer Satzzeichen in einfache Zeichen, Namen. Dem eindeutigen Bezeichnen ist also die Möglichkeit einer semantischen Analyse vorausgesetzt. Die Bestimmtheit des Sinns als Eindeutigkeit der Referenz impliziert hier, daß die semantische Analyse komplexe Satzzeichen in einfache Zeichen zerlegen kann, die in einer umkehrbar eindeutigen Entsprechung zum Referenzobjekt stehen. Voraussetzung ist für Wittgenstein, daß der Name als einfaches Zeichen in nicht weiter definierbarer Weise ein Einzelding direkt benennt. Atomare, nicht weiter zerlegbare Zeichen sind notwendig, um zu sagen, daß "dieses Ding jene Eigenschaften besitzt."[103]
Die eineindeutige Entsprechung zwischen Namen und benanntem Objekt, die nicht weiter deutbar ist, garantiert die Eindeutigkeit des bestimmten Bezeichnens und damit die Bestimmtheit des Sinns. So folgt T. 3.23, der die Möglichkeit der Bestimmtheit des Sinns von der Möglichkeit einfacher Zeichen abhängig macht, mit T. 3.24 ein Abschnitt, der die Beziehung von Komplexen und ihren Bestandteilen im Sinne einer logischen Analyse thematisiert. "Der Satz, welcher vom Komplex handelt, steht in interner Beziehung zum Satze, der von dessen Bestandteilen handelt."[104] Unter 'internen Beziehungen' versteht Wittgenstein, wie schon im Hinblick auf 'interne Eigenschaften' ausgeführt, logisch notwendige Beziehungen im Gegensatz zu akzidentiellen, auf Tatsachenwahrheit basierenden externen Relationen.[105] Sätze, die von Komplexen handeln, und Sätze, die von deren Bestandteilen handeln, stehen also in logisch notwendigen Zusammenhängen. Da diese Beziehung eine interne ist, könnte man sie als die der Analytizität semantisch qualifizieren. Ist die Beziehung zwischen einem Satz, der von einem Komplex handelt und Sätzen, die von dessen

Bestandteilen handeln eine analytische, so läßt sich dadurch die oben angesprochene definitorische Zerlegung präzisieren.[106] Die Begriffe 'Analyse' und 'Analytizität' stehen nicht nur in einem etymologischen Zusammenhang.

Den Analysebegriff, der hier eingeführt wird, bezieht Wittgenstein in deutlicher Anspielung auf Russell: "Der Komplex kann nur durch seine Beschreibung gegeben sein, und diese wird stimmen oder nicht stimmen. Der Satz, in welchem von einem Komplex die Rede ist, wird, wenn dieser nicht existiert, nicht unsinnig, sondern einfach falsch sein."[107] Wittgenstein nimmt hier auf die Problemstellung der 'Theory of Descriptions' Bezug. Ein solcher Satz, in dem von einem Komplex die Rede ist, der nicht existiert, ist Russells bekanntester Beispielsatz: 'Der gegenwärtige König von Frankreich ist kahlköpfig.' Und wie in Russells 'Theorie der Beschreibungen' soll der hier exponierte Analysebegriff solche problematischen Sätze in eine wahrheitsdefinite Form bringen. Russells 'Theory of Descriptions' fasste ja ebenfalls Sätze, die Zeichen für Komplexe enthalten, als reduzierbar auf aussagenlogische Verknüpfungen von 'Atomsätzen' auf, die aus 'logischen Eigennamen' oder Individuenvariablen, d.h. einfachen Zeichen, die direkt bezeichnen, und Satzfunktionen aufgebaut sind und deshalb wahrheitsdefinit sind. 'Bestimmtheit des Sinnes' im Sinne Wittgensteins heißt gerade auch, daß Sätze wahrheitsdefinit sein müssen. Der Satz muß die Wirklichkeit auf w / f festlegen, tertium non datur. Die Bestimmtheit des Sinnes steht über die Forderung der Wahrheitsdefinitheit in Zusammenhang mit dem Gesetz vom ausgeschlossenen Dritten.

Daß die Bestimmtheit des Sinnes die logische Zerlegung komplexer Satzzeichen in einfache Zeichen, die direkt auf Gegenstände referieren, voraussetzt, ist darin gegründet, daß nur so für Wittgenstein eine eindeutige Bezeichnung bestimmter Gegenstände möglich erscheint. Aber sowenig aus diesem klar wird, welchen onotologischen Status die Wittgensteinschen 'Gegenstände' haben, sowenig geht daraus hervor, welcherart die Zerlegung des Komplexen in Einfa-

ches ist. Ist die Analyse eine logisch-semantische der Bedeutung eines Ausdrucks, wie es der Verweis auf Definierbarkeit und Analytizität nahelegen, oder eine Frage empirischen Wissens, oder lassen sich beide nicht trennen? "Die Frage ist eigentlich die: Muß ich, um die syntaktische Behandlungsweise eines Namens zu kennen, die Zusammensetzung seiner Bedeutung kennen? (d.h. des Gegenstandes - J.K.) Wenn ja, so drückt sich die ganze Zusammensetzung auch schon in unanalysierten Sätzen aus..."[108] An diesem Punkt bietet es sich an, die Forderung der Bestimmtheit des Sinnes noch von einem weiteren Gesichtspunkt anzugehen. Im Prototractatus finden sich folgende Erläuterungen der in T 3.23 vertretenen These, daß die Bestimmtheit des Sinns die Möglichkeit einfacher Zeichen voraussetze: "Die Analyse der Zeichen muß einmal zu einem Ende kommen, weil die Zeichen, wenn sie überhaupt etwas ausdrücken sollen auf eine ein für allemal fertige Weise bedeuten müssen."[109] Und Wittgenstein präzisiert dann, was er unter 'Bestimmtheit des Satzsinnes' meint: "Man könnte die Bestimmtheit auch so fordern: Wenn ein Satz Sinn haben soll, so muß vorerst die syntaktische Verwendung jedes seiner Teile festgelegt sein. - Man kann z.B. nicht erst nachträglich darauf kommen, daß ein Satz aus ihm folgt. Sondern, welche Sätze aus ihm folgen muß vollkommen feststehen, ehe dieser Satz einen Sinn haben kann."[110]
Das Kriterium der Bestimmtheit des Satzsinnes, das Wittgenstein hier anführt, ist also die Eindeutigkeit aller Möglichkeiten logischer Folgerungen aus dem betreffenden Satz. Diese semantische Eindeutigkeit logischer Folgerung erhält auf ontologischer Ebene in T. 2.012 ihr Pendant: "In der Logik ist nichts zufällig: Wenn das Ding im Sachverhalt vorkommen kann, so muß die Möglichkeit des Sachverhalts im Ding bereits präjudiziert sein."[111] Der Sinn eines Satzes ist nichts Zufälliges. Wie die 'syntaktische' (hier: innerhalb des Kalküls einer logischen Semantik) Verwendung eines Satzelements schon vorher festgelegt sein muß, um die Bestimmtheit des Satzsinnes zu garantieren, so müssen "sämtliche Möglichkeiten seines Vorkommens in Sachverhalten" schon "in der Natur des Gegenstandes liegen."[112] Auch diese Theoreme der Ontologie des 'Traktats'

lassen sich vom Gesichtspunkt der semantischen Analyse aus beleuchten.

In den entsprechenden Passagen der Tagebücher dagegen wird nicht allein die Notwendigkeit einfacher Zeichen als Bedingung der Bestimmtheit des Satzsinnes semantisch begründet, sondern ferner umgekehrt gefragt, inwieweit eine Ontologie, die unendlich komplexe Gegenstände zuläßt, eine Semantik, die auf einfache Zeichen gegründet ist, affiziert.[113)]

"Wenn nun aber ein einfacher Name einen unendlich komplexen Gegenstand bezeichnet? Wir sagen zum Beispiel etwas von einem Fleck unseres Gesichtsbilds aus, etwa, daß er rechts von einer Linie liege, und wir nehmen an, daß jeder Fleck unseres Gesichtsbildes unendlich komplex ist. Sagen wir dann von einem Punkt in jenem Fleck, daß er rechts von der Linie liege, dann folgt dieser Satz aus dem früheren, und wenn unendlich viele Punkte in dem Fleck liegen, dann folgen unendlich viele Sätze verschiedenen Inhalts logisch aus jenem ersten. Und dies zeigt schon, daß er tatsächlich selbst unendlich komplex war. Nämlich nicht das Satzzeichen allein, wohl aber mit seiner syntaktischen Verwendung." 114)

Und wiederum stellt Wittgenstein die Frage, die uns hier beschäftigt: "Aber beeinträchtigt nun diese mögliche unendliche Zusammengesetztheit des Sinnes dessen Bestimmtheit?"[115)] Und Wittgenstein antwortet darauf mit jener bereits zitierten, in den Prototractatus übernommenen Passage. Soll der Satz einen bestimmten Sinn haben, so muß die syntaktische Verwendung seiner Teile vorher festgelegt sein. Welche Sätze aus einem Satz folgen, muß feststehen, soll der Satz einen bestimmten Sinn haben. Aber beeinträchtigt auch die mögliche unendliche Zusammengesetztheit des Gegenstandes die Bestimmtheit des Sinnes? Wittgenstein bringt hier einen neuen, nicht ganz unproblematischen Gedanken ins Spiel, insofern er die Zusammengesetztheit des Gegenstandes relativ zum Satzsinn bestimmt:

"Ist die Zusammengesetztheit eines Gegenstandes für den Sinn eines Satzes bestimmend, dann muß sie soweit im Satz abgebildet sein, als sie seinen Sinn bestimmt. Und soweit die Zusammengesetztheit für diesen Sinn nicht bestimmend ist, soweit sind die Gegenstände dieses Satzes einfach. Sie können nicht weiter zerlegt werden." 116)

Der Satz könnte dann auch eine Konfiguration von Gegenständen abbilden, die zwar semantisch einfach, ontologisch oder empirisch aber komplexer Art wären. Diese Auffassung

steht im Gegensatz zu der des Traktats. Dort heißt es: "Der Konfiguration der einfachen Zeichen im Satzzeichen entspricht die Konfiguration der Gegenstände in der Sachlage."[117] Und die Gegenstände des Traktats sind als einfache charakterisiert.[118] Ferner hätten dann Satz und Sachverhalt die gleiche "logische Mannigfaltigkeit", wie sie die Abbildtheorie fordert?[119] Immerhin könnte diese Einfachheit als eine Art 'semantische Einfachheit' interpretiert werden, eine Einfachheit, die abhängig wäre von der Zerlegbarkeit des Satzsinnes. In den Tagebüchern heißt es: "Der Sinn des Satzes muß im Satze in seine einfachen Bestandteile zerlegt erscheinen-. und diese Teile sind dann wirklich unzerlegbar, denn weiter zerlegte wären eben nicht DIESE. Mit anderen Worten, der Satz läßt sich eben dann nicht mehr durch einen ersetzen, welcher mehr Bestandteile hat, sondern jeder, der mehr Bestandteile hat, hat auch nicht diesen Sinn."[120] Die Einfachheit der Gegenstände scheint so korrelativ den atomaren Bestandteilen des Satzsinnes und ist nicht identisch mit ontologischer oder empirischer Einfachheit. Dies setzt aber voraus, daß Kriterien der semantischen Analyse des Satzsinnes zur Verfügung stehen, die unabhängig sind von ontologischer bzw. empirischer Komplexität und Einfachheit. Als solche könnten jene erwähnten Festlegungen der "syntaktischen Verwendung" der Satzelemente[121] verstanden werden. Diese Überlegung führt uns also zu Wittgensteins Analysebegriff zurück. Doch bevor wir diesem weiter folgen, ist noch ein anderer Gedankengang einzubeziehen.

Kann ein Gegenstand, den ein einfaches Zeichen benennt, im Gegensatz zu seiner empirischen bzw. ontologischen Komplexität nicht auch noch auf andere Art und Weise semantisch einfach sein, ohne sofort auf einen davon unabhängigen Satzsinn bezogen zu werden? Wittgenstein erörtert in den Tagebüchern die Möglichkeit einer wahrnehmungspsychologischen Einfachheit. "Es scheint mir durchaus möglich, daß Flächen in unserem Gesichtsbild einfache Gegenstände sind, indem wir nämlich keinen einzigen Punkt dieser Fläche separat wahrnehmen."[122] Selbst wenn verfeinerte experimentelle Meßmethoden materielle Gegenstände der

empirischen Welt in immer elementarere mikrophysikalische Atome zerlegen, gäbe es dessen ungeachtet einfache Gegenstände als Wahrnehmungsatome, "weil unser Gesichtsbild vielleicht - oder wahrscheinlich - nicht aus unendlich vielen Teilen besteht, sondern jener kontinuierliche Gesichtsraum erst eine nachträgliche Konstruktion ist."[123] Weil es auf der Ebene der Wahrnehmung einfache Gegenstände gäbe, würde dann, obwohl in der physikalischen Empirie eine unabschließbare Analysenotwendigkeit bestände, aus einem Satz nicht unendlich viele andere folgen. Dies würde natürlich eine Interpretation der Ontologie des Traktats nahelegen, wie sie tatsächlich für den Wiener Kreis maßgebend war: Wittgensteins 'Gegenstände' ließen sich gleichsetzen mit 'Sinnesdaten', bzw. seine 'Elementarsätze' mit den 'Basissätzen' des Wiener Kreises.[124]
Ferner erwägt Wittgenstein eine Art pragmatischer Abhängigkeit von Einfachheit und Folgerungsmöglichkeit von Sprecherwissen und Sprecherintention: "Wenn ich nämlich z.B. sage, diese Uhr liegt nicht in der Lade, so braucht daraus durchaus nicht logisch folgen, daß ein Rad, welches in der Uhr ist, nicht in der Lade liegt, denn ich wußte vielleicht garnicht, daß das Rad in der Uhr war, habe daher auch nicht mit 'diese Uhr' einen Komplex meinen können, in welchem das Rad vorkommt."[125] Ich halte es für äußerst unwahrscheinlich, daß Wittgenstein diese Auffassung im 'Traktat' übernahm. Was aus einem Satz logisch folgt, konnte für ihn keine Frage der Psychologie sein,[126] schon gar nicht der Psychologie eines einzelnen Sprechers. Ob ein Satz analytisch ist oder synthetisch kann nicht von der Kontingenz der Sprechsituation abhängen. Denn: "In der Logik ist nichts zufällig."[127] Wittgenstein folgt nicht weiter der Möglichkeit, die 'Einfachheit' des Gegenstandes auf die empirische Wahrnehmungspräsenz der Sprechsituation, bzw. auf die pragmatische Dimension der Sprachverwendung zu beziehen - eine Möglichkeit, die für den späteren Wittgenstein der "Philosophischen Untersuchungen" zur zentralen Grundlage der Argumentation werden wird.
Ich habe versucht T. 3.23 als Begründung für die Notwendigkeit einfacher Zeichen durch Rückgriff auf Vorstufen

und Vorüberlegungen den kryptischen, verkürzten Charakter zu nehmen. 'Bestimmtheit des Sinns' heißt für Wittgenstein auch Eindeutigkeit der Möglichkeit der logischen Folgerung und diese setzt für ihn einfache Zeichen und - zumindest wenn wir uns an den 'Traktat' halten,- auch einfache Gegenstände voraus. Wie innerhalb der Semantik des 'Traktats' die syntaktische Verwendung der Zeichen so festgelegt wird, daß die Möglichkeit der logischen Folgerung eindeutig und nicht unbegrenzt sind, wird weiter unten im Zusammenhang mit der Darstellung der Semantik des 'Traktats' ausgeführt werden.

Die Frage, ob atomare Elemente des Satzsinnes ohne Rückgriff auf ontologisch einfache Gegenstände eingeführt werden können, führte auf den Analysebegriff zurück: Gibt es semantische Kriterien der 'Einfachheit' relativ zum Satzsinn? Um diese Frage zu beantworten, gilt es zunächst den Wittgensteinschen Analysebegriff weiter zu explizieren.

Daß das Programm einer logisch-semantischen Analyse und das Postulat 'einfacher Zeichen' für einfache Gegenstände im 'Traktat' unauflöslich verbunden sind, dürfte nach dem bisher Gesagten schon annähernd deutlich geworden sein. Wittgensteins 'Gegenstände' sind als Resultate, als Endpunkte der Analyse bestimmt: "Aber auch das scheint sicher, daß wir die Existenz einfacher Gegenstände nicht aus der Existenz bestimmter einfacher Gegenstände schließen, sondern sie vielmehr als Endresultate einer Analyse - sozusagen durch die Beschreibung - durch einen zu ihnen führenden Prozeß kennen."[128)] Die Einfachheit der Gegenstände ist sprachlogisch gefordert, kein kontingentes Faktum empirischer Existenz. Im Gegenteil, so fragt sich Wittgenstein, setzt nicht der Begriff der 'Analyse', des 'Komplexes' logisch notwendig den des 'Einfachen' voraus?[129)] Die Frage aber ist, inwieweit sich die semantische Analyse natürlichsprachlicher Sätze nach dieser begrifflichen Logik von 'Element' und 'Komplex' ordnet.

Damit einfache Zeichen in einer eineindeutigen Beziehung zu Gegenständen der Welt stehen können, ist es Voraussetzung, daß es (a) eine vollständige Analysemöglichkeit gibt, aber auch daß es (b) eine und nur eine Analysemöglichkeit gibt: "Es gibt eine und nur eine vollständige Analyse

des Satzes."[130] Daß es nicht verschiedene Möglichkeiten der Zerlegung des Satzes in einfache Zeichen gibt, ist eine neue Bedingung, die Wittgenstein hier einführt. In den Tagebüchern hegt er noch Zweifel daran, ob es nicht verschiedene Formen der semantischen Analyse geben könne, die alle zugleich auf einen Satz applizierbar wären.[131] Wäre dies möglich, wäre die Bestimmtheit des Sinns als Möglichkeiteiner eineindeutigen Zuordnung von Namen und Benanntem, wie der 'Traktat' es fordert, in Frage gestellt und damit die zentrale Prämisse der Bildtheorie des Satzsinnes, so wie sie weiter unten ausgeführt werden wird, zurückgewiesen. An diesem Punkt setzt die Selbstkritik des Wittgenstein der "Philosophischen Untersuchungen" und seine Kritik an den sprachphilosophischen Prämissen des Logischen Atomismus an.[132] Darauf wird in dem Abschnitt über die 'Philosophischen Untersuchungen' und die Spätphilosophie Wittgensteins noch zurückzukommen sein. Soviel sei nur vorweg gesagt, daß Wittgenstein dort bestreitet, daß der Sinn eines Satzes abhängt von der eineindeutigen Zuordnung seiner elementaren Bestandteile und der elementaren Bestandteile der Welt, die durch die Logische Analyse aufzudecken ist, und den Sinn einer semantischen Analyse abhängig macht vom pragmatischen Kontext eines Sprachspiels.

1.3. Satzform und Abbildtheorie des Satzsinnes

Bisher war die semantische Analyse charakterisiert allein als die Zerlegung des Satzes in seine elementaren Bestandteile, die 'einfachen Zeichen'. Damit ist der Wittgensteinsche Analysebegriff aber nicht hinreichend bestimmt. Wittgensteins Semantik unterscheidet sich von einer simplen Namentheorie der Bedeutung dadurch, daß sie der Satzform Rechnung trägt. So sind die logischen Endpunkte der Analyse nicht einfach die einfachen Zeichen, die Namen als solche, sondern Elementarsätze, 'einfache Zeichen', Namen im Satzverband: "Es ist offenbar, daß wir bei der Analyse der Sätze auf Elementarsätze kommen müssen, die aus Namen in unmittelbarer Verbindung bestehen" und: "Es fragt sich hier, wie kommt der Satzverband zustande."[133] "Der Elementarsatz besteht aus Namen."[134] Nicht allein auf die eineindeutige Zuordnung einfacher Zeichen zu Gegenständen ist die Semantik des 'Traktats' aufgebaut, Namen haben nicht für sich allein, sondern nur im Satzzusammenhang Bedeutung: "Nur der Satz hat Sinn; nur im Zusammenhang des Satzes hat ein Name Bedeutung."[135] Dies heißt aber nicht, daß die Bedeutung 'einfacher Zeichen', d.h. ihre Bezeichnungsfunktion, abhängig wäre von der Konfiguration bestimmter anderer einfacher Zeichen im Satzverband, sondern bedeutet, daß Satzform und einzelnes Zeichen nicht zu trennen sind. Es hat keinen Sinn, 'einfache Zeichen' als einzelne der Wirklichkeit zuzuordnen. Einfache Zeichen kommen nur in Elementarsätzen vor: "Der Name kommt im Satz nur im Zusammenhang des Elementarsatzes vor."[136] Zeichen, die in komplexen, nichtelementaren Sätzen vorkommen, sind keine einfachen Zeichen, keine Namen, selbst wenn sie diese Form zu haben scheinen. Die logische Analyse zerlegt die komplexen Sätze in Verknüpfungen von Elementarsätzen und erst wenn dadurch der in der gewöhnlichsprachlichen, unanalysierten Form des Satzes verkleidete und kontrahierte Sinn expliziert ist als Möglichkeit direkter Abbildung der (Elementar-)Satzelemente auf die Wirklichkeit, ist die Stufe erreicht, von der aus dem Namen als einfachen Zeichen ein Gegenstand als 'Bedeutung' zugeordnet werden kann.

Der Satz ist somit kein Gemengsel von Namen, kein "Wörtergemisch"[137]. "Der Satz ist artikuliert."[138] Was ist unter 'Artikuliertheit' hier zu verstehen? E.Stenius gebraucht den Ausdruck 'artikuliertes Feld'.[139] (Der Ausdruck wird wichtig für die Bildtheorie des Satzsinnes, insofern dort der Satzsinn als isomorphe Abbildung zweier artikulierter Felder aufeinanderverstanden wird.) Ein 'artikuliertes Feld' läßt sich charakterisieren als ein struktureller Zusammenhang von Elementen, die aus einem Elementesystem stammen und die selbst noch hinsichtlich ihrer Kombinationsformen restringiert sind durch ihre 'internen', logisch notwendigen Eigenschaften, wohingegen ihre 'externen' Relationen als kontingente ihren bestimmten strukturellen Zusammenhang ausmachen. Ein simplifiziertes Beispiel: Nehmen wir den Sachverhalt: Fritz tritt den dicken Hans. Dieser Sachverhalt läßt sich als ein artikuliertes Feld auffassen, bestehend aus vier Elementen, spezifiziert nach ihren internen Eigenschaften: 2 Gegenstände (Fritz, Hans), eine zweistellige Relation (treten) und einer einstelligen Relation (Prädikat)(dick). Daß diese Elemente sich so und so aufeinander beziehen (daß Fritz Hans tritt und nicht umgekehrt) macht die externe Struktur dieses artikulierten Feldes aus. Oder bildlich verdeutlicht als verschiedene, mögliche artikulierte Felder derselben Elementenmenge (wobei der Kasten die Qualität symbolisiert):

1. F → [H] 2. H → [F] 3. [F] → H

4. [H] → F

Die Satzelemente - und das meint 'Artikuliertheit' - stehen also in einem bestimmten strukturellen Zusammenhang. Der Satz ist kein bloßes Gemengsel von Namen.
Wittgenstein stellt sich hier in die Frege-Russellsche Tradition, in der singuläre Termini als Argumente, Prädikate als Aussagefunktionen und Sätze als deren Spezialisierungen aufgefasst werden.[140] "Die Namen sind die einfachen Symbole, ich deute sie durch einzelne Buchstaben ('x', 'y', 'z') an. Den Elementarsatz schreibe ich als Funktion

der Namen in der Form: 'fx', '$\varphi(x,y)$', etc. Oder ich deute ihn durch die Buchstaben p, q, r an."[141] (Letzteres vor allem in den Wahrheitstafeln) Wittgenstein schreibt auch des öfteren 'aRb' statt '$\varphi(x,y)$'. 'f(x)' ist also die logische Form des Elementarsatzes.[142]

So wie der Satz eine Konfiguration einfacher Zeichen ist, ohne ein bloßes Gemisch von Wörtern zu sein, so sind auch die einzelnen einfachen Zeichen korrespondierenden 'Gegenstände' in einer bestimmten Art und Weise artikuliert untereinander verbunden. Sie bilden einen Sachverhalt.[143] Der Elementarsatz ist wesentlich assertorisch und er behauptet das Bestehen eines Sachverhaltes: "Der einfache Satz, der Elementarsatz, behauptet das Bestehen eines Sachverhaltes."[144] Sachverhalte sind mögliche Verbindungen von Gegenständen[145], die bestehen können oder auch nicht bestehen können, Tatsachen sein können, oder auch nicht. Eine atomare Tatsache ist das Bestehen eines Sachverhaltes, ein existenter Sachverhalt im Gegensatz zu einem nichtexistenten, bloß möglichen Sachverhalt.[146] "Ist der Elementarsatz wahr, so besteht der Sachverhalt; ist der Elementarsatz falsch, so besteht der Sachverhalt nicht."[147] Und wie die Elementarsätze atomar sind und nicht weiter zerlegbar, obwohl sie aus einfachen Zeichen als Elementen bestehen, die aber nicht außerhalb des Satzverbandes des Elementarsatzes vorkommen können, so sind auch die 'Sachverhalte' atomar und können nicht weiter zerlegt werden, obwohl sie aus einfachen Gegenständen als Elementen bestehen, die aber ebenfalls nicht außerhalb ihrer Konfiguration im Sachverhalt vorkommen können.[148] Ebenso wie der Satz keine bloße Aneinanderreihung von Namen ist, ist auch der Sachverhalt kein bloßes Miteinandervorkommen von Gegenständen. Der Sachverhalt ist ein artikuliertes Feld. "Im Sachverhalt verhalten sich die Gegenstände in bestimmter Art und Weise zueinander. Die Art und Weise, wie die Gegenstände im Sachverhalt zusammenhängen, ist die Struktur des Sachverhaltes. Die Form ist die Möglichkeit der Struktur."[149] Die Gegenstände, die in ihm auf die und die Art kombiniert sind, sind hinsichtlich ihrer möglichen Kombinationsformen restringiert, sie haben eine logische Form. "Die Möglichkeit seines Vorkom-

mens in Sachverhalten ist die Form des Gegenstandes."[150] "Jede solche Möglichkeit muß in der Natur des Gegenstandes liegen."[151] Diese Möglichkeiten seines Vorkommens in Sachverhalten machen die internen, logischen Eigenschaften des Gegenstandes aus.[152] Von materiellen Eigenschaften hingegen kann auf dieser Ebene logischer Atome nicht die Rede sein. Wittgensteins 'Gegenstände' sind der Materialität des Gegenstandes logisch vorgeordnet. Materielle Eigenschaften "werden erst durch die Sätze dargestellt - erst durch die Konfiguration der Gegenstände gebildet."[153] Aus möglichen Sachverhalten, soweit sie bestehen, erst ist die materielle Welt aufgebaut: "Die Gesamtheit der bestehenden Sachverhalte ist die Welt."[154] Oder, da bestehende Sachverhalte Tatsachen sind, und da eben nicht die Gegenstände als solche, sondern diese in ihrer Konfiguration zu Sachverhalten das logisch-ontologische Fundament der Welt ausmachen: "Die Welt ist die Gesamtheit der Tatsachen, nicht der Dinge."[155]

Ist die Welt als die Summe aller bestehenden Sachverhalte bestimmt, so gibt es darüberhinaus eine Vielzahl logisch möglicher Konfigurationen von Gegenständen zu Sachverhalten, die in dieser Welt nicht bestehen. Die Summe aller bestehenden Sachverhalte fällt nicht zusammen mit der Summe aller möglichen Sachverhalte. Die wirkliche Welt ist also eine endliche Menge bestehender Sachverhalte in einem logischen Raum möglicher Sachverhalte, ist eine mögliche Welt unter anderen möglichen, aber nicht bestehenden Welten.[156]

"Sind alle Gegenstände gegeben, so sind damit auch alle möglichen Sachverhalte gegeben. Jedes Ding ist, gleichsam, in einem Raum möglicher Sachverhalte. Diesen Raum kann ich mir leer denken, nicht aber das Ding ohne den Raum. (...) Die Gegenstände enthalten die Möglichkeit aller Sachlagen." 157)

Eine mögliche Welt im 'Logischen Raum' kann also zweifach bestimmt werden: Durch die Aufzählung aller bestehenden Sachverhalte und die Angabe, daß dies alle in ihr bestehenden Sachverhalte sind, und zweitens durch eine Zweiteilung aller möglichen Sachverhalte in bestehende und nichtbestehende. Da jeder Elementarsatz wahr ist, wenn der von ihm behauptete Sachverhalt besteht, und da die Menge aller Elementarsätze umfangsgleich mit der Menge al-

ler möglichen Sachverhalte, läßt sich jede mögliche Welt auch als eine bestimmte Wahrheitswertverteilung im System aller möglichen Elementarsätze vollständig beschreiben. "Die Angabe aller wahren Elementarsätze beschreibt die Welt vollständig."[158] Umgekehrt bestimmt jede mögliche Welt eine bestimmte Wahrheitswertverteilung für alle möglichen Elementarsätze.

Die Möglichkeit ihres Vorkommens in Sachverhalten machen die 'internen Eigenschaften' der Gegenstände aus. Die 'internen Eigenschaften' der Gegenstände bilden also das allen möglichen Welten gemeinsame "logische Gerüst", wohingegen 'externe Eigenschaften' zu den akzidentiellen Eigenschaften der Gegenstände in einer bestimmten Welt zählen, d.h. aus den in ihr bestehenden Sachverhalten resultieren. Zu den 'internen Eigenschaften' gehört neben der kategorialen Struktur der Gegenstände (ob sie ein Einzelding, ein Prädikat, eine ein- oder mehrstellige Relation)[159] auch das, was Stenius "Dimensionen voneinander unabhängiger Beschreibungskomponenten" nennt.[160] Gegenstände lassen sich logisch unabhängig beschreiben nach räumlichen Maßen, Gewicht, Farbe, Härte etc.. Dies kann als ein Analogon gelten zu dem, was Stenius als 'Dimensionen' bezeichnet: "Der Fleck im Gesichtsfeld muß zwar nicht rot sein, aber eine Farbe muß er haben: er hat sozusagen den Farbenraum um sich. Der Ton muß eine Höhe haben, der Gegenstand des Tastsinnes eine Härte usw."[161] Andererseits aber - und dadurch wird dieser Punkt kompliziert - muß Wittgenstein die Möglichkeit der Prädikation von Eigenschaften mit der These von der Einfachheit der Gegenstände kompatibel machen. Und so heißt es in T. 2.0232: "Beiläufig gesprochen: Die Gegenstände sind farblos."[162] Der Fleck im Gesichtsfeld muß zwar nicht rot sein (externe Eigenschaft), aber eine Farbe muß er haben (interne Eigenschaft). Aber daß er eine Farbe haben muß, heißt nicht, daß er selbst, für sich allein, farbig ist. Wittgenstein ist hier wörtlich zu nehmen: Der Gegenstand (der Fleck) hat den Farbenraum um sich. Der Gegenstand ist situiert in einem 'Logischen Raum' möglicher Sachlagen, der 'Farbenraum' ist ein Teilraum, der einer Dimension, einer internen Eigenschaft, entspricht, der eine spezielle, lo-

gische Möglichkeit der Konfiguration von Gegenständen, hier die Möglichkeit ihrer Konfiguration zu bestimmter Farbigkeit, festlegt. "Raum, Zeit und Farbe (Farbigkeit) sind Formen der Gegenstände."[163] Und: "Die Möglichkeit seines Vorkommens in Sachverhalten ist die Form des Gegenstandes."[164] Es ist eine begriffliche Schwierigkeit: Die Gegenstände besitzen interne und externe Eigenschaften, da jene aber als die logisch eingeschränkte Möglichkeit ihres Vorkommens in Sachverhalten und diese als die akzidentiellen Realisationen dieser Möglichkeit konzipiert sind, läßt sich der Gegenstand selbst weiterhin als atomarer Baustein dieser Konfigurationsmöglichkeiten denken.

Elementarsätze waren als atomare Sätze bestimmt, als nicht weiter zerlegbare Endpunkte einer logischen Analyse. Demzufolge sind die Ausgangspunkte der Analyse, die natürlichsprachlichen Sätze, komplexe Sätze und aus Elementarsätzen aufgebaut. Für Wittgenstein sind komplexe Sätze Wahrheitsfunktionen von Elementarsätzen. Der Wahrheitswert des komplexen Satzes ist allein abhängig von den Wahrheitsmöglichkeiten der Elementarsätze, aus denen er aufgebaut ist. [165] "Der Satz ist eine Wahrheitsfunktion der Elementarsätze"[166], in die die logische Analyse ihn zerlegt. Elementarsätze sind durch die logischen Konstanten des aussagelogischen Kalküls verknüpft. Die Wahrheitswertverteilung der Elementarsätze drückt die Wahrheitsbedingungen des Satzes aus. "Der Satz ist der Ausdruck seiner Wahrheitsbedingungen."[167]

Die logischen Konstanten werden im 'Traktat' - und das hat sich in der Folge eingebürgert - mittels der Methode der Wahrheitstafeln definiert. Während die Zeichen der Elementarsätze Gegenstände im logischen Raum bezeichnen, bezeichnen die logischen Konstanten keine 'logischen Gegenstände'.[168] "Mein Grundgedanke ist, daß die 'Logischen Konstanten' nicht vertreten."[169] Die Möglichkeiten der logischen Verknüpfung von Elementarsätzen müssen daher selbst in der logischen Form des Elementarsatzes begründet sein. Wittgenstein wollte daher die logischen Konstanten auf die "allgemeine Form des Satzes"[170] reduzieren. Ähnlich wie die Sheffer-Funktion die Wahrheitsfunktionen auf eine ein-

zige reduziert,[171] sollten sie nach Wittgenstein als das Ergebnis wiederholter Anwendung der Operation der Negation auf die Elementarsätze ausgedrückt werden.[172]
Die Wahrheitsfunktionalität des Satzes setzt aber voraus, daß die Elementarsätze voneinander unabhängig sind.[173] Da für die Wahrheitsfunktionalität des Satzes allein die Wahrheitswertverteilung der Elementarsätze, aus denen er aufgebaut ist, bestimmend sein soll, darf für diese keine aus ihrer speziellen Kombination herrührende logische oder semantische Determination ihrer Wahrheitswerte resultieren, m.a.W., sie müssen voneinander unabhängig sein und ihnen muß voneinander unabhängig ein Wahrheitswert zugeordnet werden können. "Ein Zeichen des Elementarsatzes ist, daß kein Elementarsatz zu ihm im Widerspruch stehen kann."[174] Desgleichen läßt sich aus keinem Elementarsatz ein anderer folgern, denn alles Folgern geschieht daraus, daß die 'Wahrheitsgründe' eines Satzes, d.h. diejenige Wahrheitswertverteilung der Elementarsätze, aus denen er aufgebaut ist, die ihn wahr macht, von einem anderen Satz inkludiert werden.[175] "Aus einem-Elementarsatz läßt sich kein anderer folgern."[176] Damit erhält die Eindeutigkeit logischer Folgerung, wie sie oben in ihrer Bedeutung für die Bestimmtheit des Sinnes ausgeführt wurde, in der Systematik der Semantik des 'Traktats' ihren Ort.
Da die Elementarsätze das Bestehen atomarer Sachverhalte behaupten, gilt das, was auf sprachlogischer Ebene für die Elementarsätze gilt, auch auf ontologischer Ebene für die Sachverhalte: "Eines kann der Fall sein oder nicht der Fall sein und alles übrige gleichbleiben."[177] "Die Sachverhalte sind voneinander unabhängig. Aus dem Bestehen oder Nichtbestehen eines Sachverhaltes kann nicht auf das Bestehen oder Nichtbestehen eines anderen geschlossen werden."[178] Dies alles gilt selbstverständlich nur für die logisch atomare Ebene der Elementarsätze und Sachverhalte, von der aus gerade die Folgerungsmöglichkeiten für komplexe Sätze definiert werden.
Der Elementarsatz war so bestimmt, daß er einen atomaren Sachverhalt repräsentiere. Elementarsatz und Sachverhalt sind beides artikulierte Felder, Konfigurationen von Elementen in einem bestimmten strukturellen Zusammenhang; der

Satz eine Konfiguration von einfachen Zeichen, der Sachverhalt eine Konfiguration von einfachen Gegenständen, die durch jene Zeichen benannt werden. Diese Korrespondenz von Elementarsätzen und Sachverhalten ist die Grundlage der Bildtheorie des Satzsinnes: "Ein Name steht für ein Ding, ein anderer für ein anderes Ding und untereinander sind sie verbunden, so stellt das Ganze - wie ein lebendes Bild - den Sachverhalt vor."[179] Die Abbildtheorie des 'Traktats' ist primär an der Idee mathematischer Abbildung orientiert, eine Interpretation, die sie vom umgangssprachlichen Bildbegriff her aufzuschlüsseln versucht, würde leicht in die Gefahr zahlreicher Missverständnisse laufen.[180] Deshalb seien zunächst einige Bemerkungen Wittgensteins Bildbegriff gewidmet. Ich folge dabei der Interpretation von Erik Stenius. Der Bildbegriff wird zunächst in T.2.1 unabhängig von dem des Satzes eingeführt. "Wir machen uns Bilder der Tatsachen."[181] Das Bild wird dann folgendermaßen charakterisiert:

"Das Bild besteht darin, daß sich seine Elemente in bestimmter Art und Weise zu einander verhalten. (...) Daß sich die Elemente des Bildes in bestimmter Art und Weise zu einander verhalten, stellt vor, daß sich die Sachen so zueinander verhalten. Dieser Zusammenhang der Elemente des Bildes heiße seine Struktur und ihre Möglichkeit seine Form der Abbildung." 182)

Damit sind die Bestimmungen angeführt, die oben für ein artikuliertes Feld gegeben wurden. Ein Bild ist eine Konfiguration von Elementen, die in einer bestimmten Art und Weise gruppiert sind. Diese bestimmte Art und Weise des Zusammenhanges ist die externe Struktur eines Bildes. Zwischen den Elementen des Bildes und denen der Sachlage besteht eine eineindeutige Zuordnung. "Den Gegenständen entsprechen im Bilde die Elemente des Bildes."[183]

Schwieriger zu bestimmen ist, was Wittgenstein unter der 'Form der Abbildung' versteht. Sie ist das, was den Zusammenhang der Elemente des Bildes ermöglicht,[184] und sie ist ebenso die Möglichkeit, "daß sich die Dinge so zueinander verhalten, wie die Elemente des Bildes."[185] Nun war die Möglichkeit der Struktur des Sachverhaltes in der 'Form des Gegenstandes', in seinen internen Eigenschaften begründet.[186] T. 2.151 bestimmt die 'Form der Abbildung' als parallele Strukturmöglichkeiten, also die Gleichheit

der internen Eigenschaften, der kategorialen Struktur der Elemente des Bildes und der Sachlage. Bildelemente stehen immer für Elemente ihrer eigenen Kategorie. Die Gleichheit der externen und der internen Struktur, die Bild und Sachlage teilen, ist ein Isomorphismus.[187] Da die Bildelemente zu den Elementen des Sachverhaltes in eineindeutiger Zuordnung stehen sollen, setzt die korrekte Abbildung auch die gleiche logische Multiplizität von Bild und Abgebildetem voraus. Am Bild müssen gerade soviel Elemente zu unterscheiden sein, als an der Sachlage, die es darstellt.[188] Die Form der Abbildung ist das, was die strukturelle Identität von Bild und Abgebildetem ermöglicht. "Was das Bild mit der Wirklichkeit gemein haben muß, um sie auf seine Art und Weise - richtig oder falsch - abbilden zu können, ist seine Form der Abbildung."[189] Was hier als Bestimmung der Form der Abbildung herausgearbeitet wurde, sind Minimalbedingungen der Abbildung, die jedes Bild erfüllen muß, um überhaupt ein Bild der Wirklichkeit zu sein. "Was jedes Bild, welcher Form immer, mit der Wirklichkeit gemein haben muß, um sie überhaupt - richtig oder falsch - abbilden zu können, ist die logische Form, das ist, die Form der Wirklichkeit."[190] Die Form der Abbildung muß also zumindest die logische Form mit der Wirklichkeit teilen, das Bild muß zumindest ein "logisches Bild" der Wirklichkeit sein.[191] "Jedes Bild ist auch ein logisches. (Dagegen ist z.B. nicht jedes Bild ein räumliches)"[192] So muß ein räumliches Bild nicht nur die logische Form mit der Wirklichkeit teilen, sondern auch ihre räumliche Form: "Das Bild kann jede Wirklichkeit abbilden, deren Form es hat. Das räumliche Bild alles Räumliche, das farbige alles Farbige, etc."[193] Ein räumliches Bild hat nicht nur die gleiche logische Form, d.h. die gleiche externe und interne Struktur und die gleiche logische Mannigfaltigkeit aufzuweisen, sondern auch die gleiche räumliche Form (dann schon als 'Ähnlichkeit' begreifbar): Punkte müssen als Punkte erscheinen, Flächen als Flächen, Strecken im Bilde müssen sich untereinander so verhalten (nach einem Maßstab der Abbildung) wie Strecken im Abgebildeten. Bei einer Abbildung aus dem dreidimensionalen Raum in die Zweidimensionalität der Fläche müssen oder können Gesetze der

Perspektive beachtet werden etc.
Was das Bild also abbildet, ist eine bestimmte Konfiguration von Gegenständen, ein gemäß ihrer logischen Form möglicher Sachverhalt. "Das Bild stellt eine mögliche Sachlage im logischen Raum dar. Das Bild enthält die Möglichkeit der Sachlage, die es darstellt."[194] Der Sachverhalt oder die Sachlage, die das Bild darstellt, ist also ein möglicher Sachverhalt, ein Sachverhalt, der nicht zu bestehen braucht. Demnach sind auch falsche Bilder möglich. "Das Bild stimmt mit der Wirklichkeit überein oder nicht; es ist richtig oder unrichtig, wahr oder falsch."[195] Das Bild bildet einen Sachverhalt ab, es teilt mit ihm, der Konfiguration von Bildelementen die logische Form, es gehört mit zur Wirklichkeit, es ist selbst ein Sachverhalt. Und es ist nicht nur ein möglicher Sachverhalt, sondern es ist ein bestehender Sachverhalt, eine Tatsache, denn ein nichtbestehendes Bild ist trivialerweise kein Bild: "Das Bild ist eine Tatsache."[196] Das Bild stellt eine mögliche Sachlage dar, aber es stellt nicht die Möglichkeit der Sachlage dar. Die Möglichkeit der Strukturidentität von Bild und Sachlage, ist das, was die Abbildung ermöglicht, ist die logische Form der Abbildung, aber nicht das Abgebildete und Abbildbare selbst. Das Bild muß immer etwas in einer Form darstellen: "Seine Form der Abbildung aber kann das Bild nicht abbilden; es weist sie auf."[197] Die Möglichkeit der Struktur, die logische Form, ist im Bild "enthalten"[198], sie spiegelt sich in ihm, kann aber nicht durch es abgebildet werden, sie kann nur 'gezeigt' werden. Der Unterschied zwischen dem, was gesagt werden kann und dem, was nur 'gezeigt' werden kann[199], ist in der Unmöglichkeit der Abbildbarkeit der logischen Form der Abbildung selbst begründet.
Das Bild stellt eine Sachlage im logischen Raum dar. "Was das Bild darstellt, ist sein Sinn."[200] Mit der Einführung der Kategorie des Sinns ist die Brücke zur Bildtheorie des Satzsinnes geschlagen. "Der Satz ist ein Bild der Wirklichkeit. Der Satz ist ein Modell der Wirklichkeit, so wie wir sie uns denken."[201] Parallel dazu: "Das Bild ist ein Modell der Wirklichkeit."[202] "Das Bild stellt die Sachlage

im logischen Raume, das Bestehen und Nichtbestehen von Sachverhalten vor."[203] "Der Satz stellt das Bestehen und Nichtbestehen der Sachverhalte dar."[204] Den Bildelementen entsprechen nun die 'einfachen Zeichen' des vollständig analysierten Satzes. "Die Elemente des Bildes vertreten im Bild die Gegenstände."[205] "Die Möglichkeit des Satzes beruht auf dem Prinzip der Vertretung von Gegenständen durch Zeichen."[206] Der bestimmte Zusammenhang der 'einfachen Zeichen' im Satz, denen einfache Gegenstände zugeordnet sind, stellt einen möglichen Sachverhalt, einen möglichen bestimmten Zusammenhang dieser Gegenstände in eben derselben strukturidentischen Konfiguration dar. Der Satz ist das logische Bild der Sachlage.[207] Die Zuordnung der 'einfachen Zeichen' zu den Gegenständen geschieht dadurch, daß jene diese als Namen benennen, die Zuordnung der 'einfachen Zeichen' als einfache Zeichen im Satzverband zur Sachlage geschieht dadurch, daß der Satz diese abbildet. Wie das Bild seine eigene Möglichkeit, die logische Form, nicht selbst abbilden kann, sondern sie "aufweist"[208], so kann die logische Form des Satzes auch nur aufgewiesen, nur gezeigt werden: "Der Satz zeigt die logische Form der Wirklichkeit. Er weist sie auf."[209] Der Satz: 'Die Uhr liegt auf dem Tisch' sagt, daß die Uhr auf dem Tisch liegt, aber er kann nur zeigen, daß er sagt, daß die Uhr auf dem Tisch liegt. "So zeigt ein Satz 'fa', daß in seinem Sinn der Gegenstand a vorkommt, zwei Sätze 'fa' und 'ga', daß in ihnen beiden von demselben Gegenstand die Rede ist."[210] Und Wittgenstein zieht daraus den für den Status der Aussagen des 'Traktats' folgenschweren Schluß: "Was gezeigt werden kann, kann nicht gesagt werden."[211] Diese Unterscheidung zwischen dem, was gesagt werden kann, und dem, was nur gezeigt werden kann, hat zur Konsequenz, daß die Sätze des 'Traktats' als einer philosophischen Abhandlung über die logische Form der Sprache, selbst unsinnig werden. Denn sie versuchen zu sagen, was nur gezeigt werden kann. Wittgensteins Antwort darauf ist jenes bekannte paradoxe Gleichnis am Ende des 'Traktats': "Meine Sätze erläutern dadurch, daß sie der, welcher mich versteht, am Ende als unsinnig erkennt, wenn er durch sie - auf ihnen - über sie hinausgestiegen ist. (Er muß sozusagen die

Leiter wegwerfen, nachdem er auf ihr hinaufgestiegen ist.)[212] Auch die metaphysische Problematik des Schlussteils des 'Traktats', auf die hier nicht weiter eingegangen werden kann, resultiert direkt aus den sprachlogischen Auffassungen Wittgensteins.[213]

Der Satz stellt eine mögliche Sachlage im logischen Raum dar, diese kann bestehen oder sie kann nicht bestehen. Dies unterscheidet den wahren Satz vom falschen. "Ist der Elementarsatz wahr, so besteht der Sachverhalt; ist der Elementarsatz falsch, so besteht der Sachverhalt nicht."[214] Der Satz wird mit der Wirklichkeit daraufhin verglichen, ob der mögliche Sachverhalt, den er darstellt, besteht, eine Tatsache ist, oder nicht besteht.[215] Erscheint die Sprechweise von 'falschen Bildern'[216] noch problematisch, so muß ein Satz wahr oder falsch sein können. Und für Wittgenstein muß er entweder wahr oder falsch sein können und eine dritte Möglichkeit darf es nicht geben, d.h. er muß wahrheitsdefinit sein. "Die Wirklichkeit muß durch den Satz auf ja oder nein fixiert sein."[217] Andernfalls könnte die Zusammengesetztheit komplexer Sätze nicht als wahrheitsfunktional verstanden werden. Aus dieser Forderung der Wahrheitsdefinitheit in Verbindung mit der Bildtheorie resultiert wiederum die Notwendigkeit einfacher Zeichen. Damit der Satz die Wirklichkeit auf wahr oder falsch determinieren kann, "muß sie durch ihn vollständig beschrieben werden. Der Satz ist die Beschreibung eines Sachverhalts."[218] Dies setzt aber eine vollständige Analyse des Satzes voraus. Erst dann kann die Möglichkeit einer Zuordnung von Satzelementen zu zu Sachverhalten konfigurierten Elementen der Wirklichkeit auf Ja/Nein hin entschieden werden. Der Logische Atomismus motiviert nicht nur die Bildtheorie, sondern umgekehrt macht auch die Bildtheorie die Annahme logischer Atome notwendig. Der komplexe Satz ist also wahrheitsdefinit, weil er wahrheitsfunktional aus wahrheitsdefiniten Elementarsätzen aufgebaut ist. Wahr oder falsch zu sein, sind die Wahrheitsmöglichkeiten der Elementarsätze, die Möglichkeiten des Bestehens oder Nichtbestehens der Sachverhalte.[219] Die Wahrheitsmöglichkeiten der Elementarsätze sind dann die

Wahrheitsbedingungen der komplexen Sätze.[220] Da die Möglichkeit der Folgerung eines Satzes aus einem anderen, wie oben ausgeführt, als Inklusion der 'Wahrheitsgründe' des zweiten durch die des ersten bestimmt wurde[221], erhält die zu Anfang diskutierte Notwendigkeit einfacher Zeichen für die Bestimmtheit des Sinnes, verstanden als Eindeutigkeit der Möglichkeiten logischer Folgerung aus einem Satz[222], hier ihre bildtheoretische Präzisierung.

Ein Satz muß auch etwas sagen können, was bloß möglich ist. Er muß einen Sachverhalt beschreiben können, der bloß möglich ist, oder logisch denkbar ist, aber nicht besteht. Das ist der Sinn der Reflexionen über mögliche Welten im logischen Raum. Sätze bilden nicht nur das ab, was wirklich ist, sie können auch bloß logisch Denkbares behaupten. Die Behauptung, daß übermorgen auf der Venus das Fegefeuer entdeckt werden wird, mag zwar alles andere als ernstzunehmen sein, aber als Satz hat sie Sinn. Tatsachenwahrheit ist nicht ohne weiters Sinnbedingung von Sätzen. Der Satz kann also nicht nur bestehende Sachverhalte abbilden, er kann auch mögliche Sachlagen darstellen; und er ist wahr, wenn die Sachlage besteht. Aber dies provoziert sofort die Frage, was ein Satz abbildet, der falsch ist, weil die Sachlage, die er darstellt, nicht besteht. Ist er ein 'falsches Bild', weil er etwas abbildet, was nicht besteht? Die Möglichkeit der Falschheit des Satzes stellt die Bildtheorie in zweierlei Hinsicht in Frage: Wenn der Sachverhalt nicht besteht, wie können (a) Satzelemente als Bildelemente Gegenständen zugeordnet werden und (b) wie kann ein Isomorphismus zwischen zwei artikulierten Feldern bestehen? Das erste Problem kann auch diskutiert werden im allgemeineren Zusammenhang des Dilemmas, in das eine Namentheorie der Bedeutung[223] bei Nichtexistenz des durch den Namen bezeichneten Objektes gerät. Der Name steht für einen Gegenstand und der Gegenstand ist seine Bedeutung. Der Name hat nur Bedeutung, weil es einen Gegenstand gibt, den er benennt. Verändert sich der Gegenstand, so ändert sich auch die Bedeutung des als Namen begriffenen Ausdrucks. Wird der Gegenstand zerstört, so wird die Bedeutung des Namens zerstört. Der Ausdruck

bezeichnet dann nichts mehr in der Welt, er wird sinnlos. So die These, von der eine Namentheorie ausgeht. Auch die 'einfachen Zeichen' des Traktats sind Namen. Auch für sie gilt: Die Bedeutung ist der Gegenstand.[224] Durch die Existenzproblematik der Referenzobjekte scheinbar bezeichnender Ausdrücke (wie: 'der gegenwärtige König von Frankreich') war schon - wie gezeigt wurde - die in der 'Theory of Descriptions' von Russell entwickelte logische Analyse motiviert. Die Analyse terminierte dort bei im logischen Sinne echten Namen, den 'Logischen Eigennamen', für die die Existenz ihrer Referenzobjekte nicht mehr angezweifelt werden konnte. Auch für Wittgenstein wird die Existenzproblematik der Referenzobjekte von Namen zu einem Motiv der logischen Analyse. Durch die Bildtheorie wird, grob gesagt, die Namentheorie, die durch die logische Analyse im Hinblick auf die Existenzproblematik differenziert wird, durch eine Theorie der logischen Form des Satzes ergänzt. Logische Analyse und Forderung der Einfachheit der Gegenstände sind also auch im Traktat nur im Zusammenhang mit der Existenzproblematik der Referenzobjekte von als Namen verstandenen Individuenausdrücken zu verstehen. In einer Tagebucheintragung von 1931 heißt es: "What I formerly called objects, simples, is just what I can refer to without fear that perhaps they don't exist. That is: that to which existence and non-existence do not apply and that means that which we can speak about no matter what is the case."[225] Am leichtesten verständlich wird dieser Zusammenhang, wenn wir ein Beispiel aus den 'Philosophischen Untersuchungen' heranziehen:

"Ein Eigenname im gewöhnlichen Sinn ist etwa das Wort 'Nothung'. Das Schwert Nothung besteht aus Teilen in einer bestimmten Zusammensetzung. (...) Ist aber 'Nothung' der Name eines Gegenstandes, so gibt es diesen Gegenstand nicht mehr, wenn Nothung zerschlagen ist; und da dem Namen dann kein Gegenstand entspräche, so hätte er keine Bedeutung."

(Es wäre dann bspw. unmöglich, negative Existenzaussagen zu machen und diesen Sachverhalt zum Ausdruck zu bringen.)

"Dann aber stünde in dem Satz 'Nothung hat eine scharfe Schneide' ein Wort, das keine Bedeutung hat, und daher wäre der Satz Unsinn.Nun hat er aber Sinn; also muß den Wörtern, aus denen er besteht, immer etwas entsprechen.

Also muß das Wort 'Nothung' bei der Analyse des Satzes verschwinden und statt seiner müssen Wörter eintreten, die Einfaches benennen. Diese Wörter werden wir billigerweise die eigentlichen Namen nennen." 226)

Wir verstehen sehr wohl falsche Sätze oder Sätze, in denen Ausdrücke auftauchen, die keinen existierenden Referenten haben. Also können diese Ausdrücke keine echten Namen sein, sie müssen in echte Namen analysiert werden, diesen muß - so folgert das Argument - immer etwas entsprechen. Die Bedeutungen dieser Ausdrücke, die Gegenstände, müssen ebenfalls komplex sein und können in atomare Bestandteile zerlegt werden, die unzerstörbar sind. In der Tat zieht der 'Traktat' diese Konsequenz: Die 'Gegenstände' des 'Traktats' sind einfach und sie sind unzerstörbar: "Die Gegenstände bilden die Substanz der Welt. Darum können sie nicht zusammengesetzt sein."[227] "Die Substanz ist das, was unabhängig von dem, was der Fall ist, besteht."[228] "Das Feste, das Bestehende und der Gegenstand sind eins."[229] Auch an dieser Stelle läßt sich die Ontologie des 'Traktats', die Begriffe des 'Gegenstandes' und der 'Substanz' von der sprachlogischen Analyse her beleuchten. 'Gegenstände' bilden die Substanz der Welt und sind unzerstörbar. Damit wird definitiv, was zuvor schon angedeutet: Wittgensteins 'Gegenstände' sind alles andere als empirische Gegenstände im gewöhnlichen Sinn. Empirische Gegenstände sind weder einfach noch unzerstörbar. Als solche aber werden die 'Gegenstände' des 'Traktats' qualifiziert. Wittgensteins 'Gegenstände' bilden die Substanz der Welt, sie sind das ontologische Grundinventar an logischen Einzeldingen, aus denen alle möglichen Welten aufgebaut sind. Ihre Konfiguration zu Sachverhalten, bzw. zu komplexen Sachlagen, erst bilden die materiellen Gegenstände und Eigenschaften der empirischen Welt. "Die Substanz der Welt kann nur eine Form und keine materiellen Eigenschaften bestimmen. Denn diese werden erst durch die Sätze dargestellt - erst durch die Konfiguration der Gegenstände gebildet."[230] So wie die Welt nur durch Sätze, die Sachlagen beschreiben, darstellbar ist und eine Anzahl von Namen allein nicht die Beschreibung der Wirklichkeit ermöglichen, weil die Welt die "Gesamtheit der Tatsachen, nicht der Dinge"[231] ist, so ist die Empirie auf

der logischen Stufe der Tatsachen und der Sachverhalte angesiedelt und nicht auf der der Dinge. Und so wie die 'Gegenstände' des 'Traktats' keine empirischen Gegenstände sind, sind die Elementarsätze auch keine Basissätze im Sinne des Wiener Kreises. 'Gegenstände' und 'Elementarsätze' sind Analyseresultate und sprachlogische Postulate. Auf Grund dieser eigentümlichen logischen Existenz sind beide kaum greifbar. Wittgenstein sah sich außerstande, auf Russells Verlangen hin ein Beispiel für das zu geben, was er 'Gegenstand' nannte.
Wenn Wittgenstein hier den Begriff der Substanz anführt, so sicherlich nicht ganz ohne Bezug auf die philosophische (aristotelische) Tradition. Die 'Gegenstände' sind sprachlogische Atome, sie können durch Prädikationen nicht weiter mehr zerlegt werden. Die logisch-semantische Analyse stößt auf einen sprachlogischen Substanzbegriff.
Mit der These von der Unzerstörbarkeit der 'Gegenstände' ist das erste angeschnittene Problem bezüglich des Verhältnisses von Abbildung und Falschheit beantwortet. Bildelementen lassen sich in jedem Fall abbildbare Objekte zuordnen, denn diese sind in ihrer Existenz unabhängig davon, ob das Bild einen bestehenden oder einen nichtbestehenden Sachverhalt beschreibt. Der zweite Problempunkt bezüglich der Falschheit des Satzes war, inwiefern überhaupt in seinem Falle von einer Abbildung gesprochen werden könne, d.h. von einer Isomorphie zweier artikulierter Felder, wenn eines von beiden, der nicht bestehende, bloß mögliche Sachverhalt, überhaupt nicht existiert. Bei einer genaueren Analyse der Begrifflichkeit des Traktats fällt aber auf, daß Wittgenstein nie davon spricht, daß das Bild eine nichtbestehende Sachlage oder eine mögliche Sachlage abbilde, sondern daß das Bild eine mögliche Sachlage vorstelle, es stellt das Bestehen oder Nichtbestehen von Sachverhalten vor[232] oder stellt sie dar.[233] "Das Bild stellt eine mögliche Sachlage im Logischen Raum dar."[234] (Dagegen: "Wir machen uns Bilder der Tatsachen."[235]) Stenius folgert daraus: "Gemäß Wittgensteins Terminologie bildet ein Bild das gleiche Vorbild ab, sei es wahr oder falsch, aber ein falsches Bild 'stellt' nicht

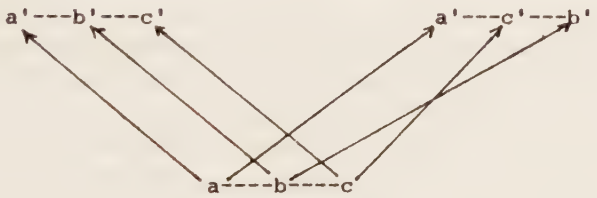
die wirkliche Sachlage 'vor', sondern eine andere mögli-Sachlage."[236] Das bedeutet, daß sowohl der wahre als auch der falsche Satz als Bilder dieselbe Tatsache abbilden, obwohl der erste sie wahr und der zweite sie falsch abbilden. Aber sie stellen verschiedene Sachlagen dar. Diese Unterscheidung erscheint zunächst etwas künstlich, zumal eine Darstellung ja auch eine Art Abbildung ist. Aber sie ist hier eben keine im Sinne eines Isomorphismus und weil als solche die 'Abbildung' im 'Traktat' bestimmt wurde, entstand ja gerade das Problem des falschen Satzes. Die Schwierigkeit ist die, daß Wittgenstein die Begriffe 'Abbildung' und 'Darstellung' nicht gegeneinander abgrenzt. In T. 2.22 heißt es: "Das Bild stellt dar, was es darstellt, unabhängig von seiner Wahr- oder Falschheit durch die Form der Abbildung. Was das Bild darstellt, ist sein Sinn."[237] Daß auch das falsche Bild einen Sinn hat, also etwas darstellt, resultiert daraus, daß es mit der Wirklichkeit die Form der Abbildung teilt[238], daß es mit ihr, wie jedes Bild, die logische Form teilt[239], und - so läßt sich jetzt sagen - daß das Bild als artikuliertes Feld aus einfachen Zeichen konfiguriert ist, die einfache und unzerstörbare 'Gegenstände' benennen. Ein falsches Bild bildet also keine Sachlage isomorph ab, es bildet sie falsch ab, d.h. es weist eine externe Struktur auf, die der der abgebildeten Sachlage nicht isomorph ist und stellt so eine andere mögliche Sachlage dar. In der Form der Abbildung und darin, daß die Bildelemente unzerstörbaren 'Gegenständen' zugeordnet sind, besteht die Möglichkeit der Darstellung. Darüberhinaus kann die Darstellung mit der Wirklichkeit übereinstimmen, das Bild kann, so läßt sich in dieser Terminologie sagen, auch darstellen, was es abbildet. Das Entscheidende ist, daß der mögliche Sachverhalt als solcher nur in seiner Repräsentation existiert. "Im Satz wird gleichsam eine Sachlage probeweise zusammengestellt."[240] Und dies gelingt, weil sich in den Grenzen der Form der Abbildung die einfachen Zeichen als Repräsentanzen des Gegenstandes beliebig konfigurieren lassen.

Diese Darstellung der möglichen Sachlage im Bild bzw. Satz bezeichnet Wittgenstein auch in Analogie zur Geome-

trie als Projektion:

"Wir benützen das sinnlich wahrnehmbare Zeichen (Laut- oder Schriftzeichen etc.) des Satzes als Projektion der möglichen Sachlage. Die Projektionsmethode ist das Denken des Satzsinnes. (...) Und der Satz ist das Satzzeichen in seiner projektiven Beziehung zur Welt." 241)

Das Satzzeichen als Tatsache ist eine Projektion aus identischen Elementen und stellt so eine mögliche Sachlage vor, aber die Projektionsfluchtlinien laufen zur Welt, zur Tatsache. Daß die Projektionsmethode (in Stenius Terminologie: der Interpretationsschlüssel) innerhalb der Form der Abbildung fehlgehen kann, macht die Möglichkeit der Falschheit der Abbildung aus, macht es aber auch möglich, daß falsche Bilder auch noch Bilder sind. Der mögliche Sachverhalt subsistiert nicht, er existiert nur in seiner Projektion, weil diese seine Darstellung erzeugt.[242)]



w f

In dem operativen Zug des Projektionsbegriffs läßt sich eine Andeutung auf Wittgensteins spätere Akzentuierung des Sprachgebrauchs sehen.

Auch falsche Sätze haben somit einen Sinn, ein Satz muß nicht wahr sein, um Sinn zu haben, wie es vielleicht eine grob gefasste Namentheorie implizieren würde, sondern er hat Sinn, weil er eine mögliche Sachlage darstellt.[243)] Man versteht seinen Sinn, wenn man weiß, was der Fall ist, wenn er wahr ist, was der Fall ist, wenn die mögliche Sachlage besteht. "4.024 Einen Satz verstehen, heißt, wissen was der Fall ist, wenn er wahr ist. (Man kann ihn also verstehen, ohne zu wissen, ob er wahr ist.)"[244)] Ein Satz hat also für uns einen Sinn, ohne daß wir wissen, ob er wahr ist, er kann uns einen unbekannten Sachverhalt mitteilen, er kann uns einen neuen Sinn mitteilen. "4.027 Es liegt im Wesen des Satzes, daß er uns einen neuen Sinn mittei-

len kann. 4.03 Ein Satz mit alten Ausdrücken kann einen neuen Sinn mitteilen."[245] Am unbekannten neuen Sinn des Satzes muß uns etwas bekannt sein, damit wir ihn verstehen. "4.024 Man versteht ihn, wenn man seine Bestandteile kennt."[246] Man versteht einen neuen Satz, weil man die Bedeutung der einfachen Zeichen kennt, aus denen er aufgebaut ist. Wittgenstein gibt auf diese Frage eine namentheoretische Antwort, auch das Problem, wie der neue Sinn eines nie zuvor gehörten Satzes verständlich ist, motiviert die Auffassung, daß eine Sprache, die keine Namen enthält oder deren komplexe Zeichen nicht zumindest auf einfache Zeichen reduziert werden können, die direkt bezeichnen, logisch unmöglich sei. Denn es muß dieser Auffassung zufolge Bestandteile von Sätzen geben, die direkt bezeichnen und daher auch direkt verstanden werden können. Selbst wenn es Sätze gibt, die erst in andere übersetzt werden müssen, um verstanden werden zu können, muß es solche direkt bezeichnenden Zeichen geben oder entsprechende Sätze. Andernfalls würde ein regressus ad infinitum entstehen. Es zeigt sich, daß hier der Gedankengang, der zu Anfang unter dem Gesichtspunkt der Definierbarkeit komplexer Ausdrücke angeschnitten wurde, hier unter dem Gesichtspunkt des Satzverständnisses wieder aufgenommen wird. Solche direkt verstehbaren Zeichen sind eben die Namen im Elementarsatz. War die Möglichkeit der Bestimmtheit des Satzsinnes abhängig von der Möglichkeit einer eineindeutigen Zuordnung von Gegenständen und einfachen Zeichen, so ist die Möglichkeit des Satzverständnisses, des Verständnisses eines neuen Satzsinnes abhängig von der vorausgesetzten Bekanntheit mit der Bedeutung der einfachen Zeichen. Wittgensteins 'Gegenstände' sind keine Gegenstände der Empirie, sondern sprachlogische Postulate, die vorausgesetzte Bekanntschaft kann also ebenso keine im Sinne empirischer Bekanntschaft (etwa im Sinne von Russells 'acquaintance') sein. Wittgenstein geht auf den Spracherwerb nicht ein. In der Tat erscheint dieser als experimentum crucis der Semantik des 'Traktats'. Die von den einfachen Zeichen benannten Gegenstände sind keine empirischen und sie können auch nicht definiert werden, aber dennoch ruht auf ihnen die ganze Semantik einer natürlichen Sprache. "4.026

Die Bedeutungen der einfachen Zeichen (der Wörter) müssen uns erklärt werden, daß wir sie verstehen. Mit den Sätzen aber verständigen wir uns."[247] Aber wie können sie unter den gegebenen Bedingungen erklärt werden? Auch eine ostensive Definition würde ja eine empirische Präsenz des 'Gegenstandes' erforderlich machen. Die Bekanntschaft mit den Teilen eines neuen Satzes ist also vorausgesetzt, aber als bloße Summe seiner Teile könnte der Satz keinen neuen Sinn mitteilen. Die Bildtheorie des Satzsinnes ergänzt hier die Namentheorie der Wortbedeutung. Der Satz besitzt insofern einen neuen Sinn, als er einen möglichen neuen Sachverhalt darstellt, indem er über bekannten Elementen, den einfachen Zeichen, gemäß den Gesetzen der Form der Abbildung und der Projektionsmethode operiert.[248]

1.4. 'aRb'

Wittgenstein bestimmte den Elementarsatz als Funktion der in ihm vorkommenden einfachen Zeichen, als Spezialisierung einer Aussagefunktion und schrieb seine logische Form: '$\varphi(x)$' bzw. 'aRb'. So wie der Satz kein bloßes Gemengsel von Wörtern ist, sondern artikuliert ist, eine bestimmte externe Struktur aufweist und aufgebaut ist aus Elementen mit bestimmten internen, formalen Eigenschaften, so sind auch in der angegebenen Form des Satzes die vorkommenden Variablen hinsichtlich ihrer internen logischen Eigenschaften charakterisiert. So ist 'x' in '$\varphi(x)$' als Argument der Funktion φ charakterisiert, so sind 'a' und 'b' in 'aRb' als Individuenkonstanten zu verstehen und 'R' als Zeichen für eine Relation bzw. für ein Prädikat. Die im Elementarsatz vorkommenden Zeichen sind also von ihrer logischen Form her in Zeichen für Individuen und in Zeichen für Relationen bzw. Prädikate differenziert, sind dann nicht aber auch die 'Gegenstände' des 'Traktats', für die ja jene einfachen Zeichen stehen, hinsichtlich ihrer internen Eigenschaften in logische Einzeldinge und Relationen bzw. Prädikate differenziert? Zählen zu Wittgensteins 'Gegenständen' nicht nur Einzeldinge (als logische Individuen), sondern auch Relationen? Bezeichnet das 'R' in 'aRb' genauso wie 'a' und 'b' einen Gegenstand: nämlich die Relation R?

Diese Frage ist in der Literatur kontrovers. Stenius[249] und Stegmüller[250] zählen zu den 'Gegenständen' des 'Traktats' auch Relationen und Prädikate, wohingegen die Interpretationen von Pitcher[251], Anscombe[252], Griffin[253], und Copi[254] u.a. dies ablehnen. Die wenigen Stellen, an denen Wittgenstein selbst auf dieses Problem explizit Bezug nimmt, sind widersprüchlich. Während er in einer Tagebucheintragung explizit auch Relationen und Eigenschaften zu den 'Gegenständen' zählt[255], findet sich im 'Traktat' folgende, eigentlich nur im kontroversen Sinn interpretierbare Bemerkung:"Nicht: 'Das komplexe Zeichen "aRb" sagt, daß a in der Beziehung R zu b steht', sondern: Daß 'a' in einer gewissen Beziehung zu 'b' steht, sagt, daß aRb."[256] Auch in den 'Aufzeichnungen über Logik' findet

sich ein ähnlicher Gedankengang: 'R' in 'aRb' ist kein Symbol, was in 'aRb' bezeichnet ist, daß 'R' zwischen 'a' und 'b' auftritt. Ebenso ist φ in $\varphi(x)$' kein "Substantiv", obwohl es dies zu sein scheint.[257] Andererseits wird wiederum in T. 4.123 eine Eigenschaft (blaue Farbe) als Gegenstand behandelt.[258]

Für die Interpretationen, die nur logische Individuen als 'Gegenstände' anerkennen, sei hier kurz die Argumentation Pitchers resümiert. Pitcher führt zunächst an, daß Wittgenstein in T. 4.24 als Beispiele für Namen nur Individuenvariablen und keine Variablen für Relationen und Eigenschaften anführt.[259] Elementarsätze seien keine "Verkettungen" von Namen, sondern Funktionen von Namen. Das ist, so gegenübergestellt, vom Text her falsch. In T. 4.22 bestimmt Wittgenstein den Elementarsatz explizit als "Verkettung von Namen"[260]. Soviel ist allerdings richtig, daß der Satz kein "Wörtergemisch" ist. Ein weiteres Argument setzt an der Bestimmung des Begriffs der Eigenschaften an - wie gezeigt wurde, werden die formalen Eigenschaften eines 'Gegenstandes' als die logischen Möglichkeiten seines Vorkommens in Sachverhalten definiert.[261] Andererseits werden die materiellen Eigenschaften ebenfalls erst durch die tatsächliche Konfiguration der Gegenstände gebildet.[262] Wenn aber Eigenschaften erst durch Konfigurationen von 'Gegenständen' gebildet werden, können sie selbst nicht zu diesen zählen.[263] Dem könnte eine an Stenius orientierte Interpretation entgegenhalten, daß, was selbstverständlich für die erkenntnistheoretische Ebene (empirischer) materieller Eigenschaften zu konzedieren sei, nicht ohne weiteres für die von Wittgenstein von dieser erkenntnistheoretischen Stufe deutlich unterschiedene Ebene logischer Atome anzuerkennen sei. Was für 'Gegenstände' generell gilt, daß sie nicht gleichzusetzen sind mit empirisch-materiellen, kann selbstverständlich auch für Relationen gelten. Und schließlich sind auch Relationen Träger formaler Eigenschaften (wie Ein- oder Mehrstelligkeit, Transitivität, Symmetrie etc.). Ähnlich um den Status von Relationen rankt sich ein letztes Argument: Wären Beziehungen Gegenstände, so wären die Beziehungen zwischen diesen Gegenständen wieder Gegenstände usf. Es entstünde ein

unendlicher Regress.[264] Aber angenommen, Relationen gehörten zu dem allen möglichen Welten gemeinsamen Grundinventar von Individuen, was zwänge dazu, die in akzidentiellen Konfigurationen von 'Gegenständen', in bestimmten Sachlagen bestehenden (externen) Relationen, den Elementen dieser Sachlagen ontologisch gleichzuordnen, d.h. ebenfalls wiederum zu den 'Gegenständen', der unzerstörbaren Substanz der Welt zu zählen? Stenius Unterscheidung zwischen Relationen als 'Gegenständen' und der externen Struktur einer tatsächlichen Konfiguration von 'Gegenständen' scheint zumindest ebenso plausibel.
Zunächst wirft diese These folgendes Problem auf: Wenn φ(a) ein Elementarsatz ist und einen atomaren Sachverhalt abbildet, und wenn 'φ' kein Name für einen 'Gegenstand' ist, wie kann ein einzelner 'Gegenstand' (a) zu einem Sachverhalt konfiguriert sein? Ferner, wenn wie die These behauptet, Relationen nicht zu den 'Gegenständen' zählen und das '-R-' in 'aRb' keinen 'Gegenstand' bezeichnet, was bezeichnet es denn? Wenn nicht das komplexe Zeichen 'aRb', sondern daß 'a' in einer gewissen Beziehung zu 'b' steht, sagt, daß aRb, wäre dann das 'R' im Symbolismus nicht überflüssig und wäre in einem adäquaten Symbolismus der Sachverhalt nicht als 'ab' zu formulieren?[265] Könnte 'ab' dasselbe sagen wie 'aRb' und welche Art von Relationen könnten durch diesen Symbolismus ihre Darstellung im Satz erhalten? Die Relationen von 'token' von Individuenvariablen im Satzzeichen sind <u>räumliche</u> Relationen.[266] 'a' steht links von 'b' und 'b' rechts von 'a'. Erinnert sei an T. 2.11: "Das Bild kann jede Wirklichkeit abbilden, deren Form es hat. Das räumliche Bild alles Räumliche, das farbige alles Farbige etc."[267] 'ab' könnte z.B. symbolisieren, daß a links von b steht, 'ab' könnte symbolisieren, daß der durch das Zeichen 'b' symbolisierte Gegenstand größer ist als der durch 'a' bezeichnete und daß er rechts von ihm sich befindet. Jedes Bild wäre dann per definitionem ein räumliches und könnte nur Räumliches abbilden. Charakteristisch wäre dann für das Bild nicht die logische, sondern die räumliche Form der Abbildung. Dagegen heißt es in T. 2.182: "Jedes Bild ist <u>auch</u> ein logisches. (Dagegen ist z.B. nicht jedes Bild ein räumliches.)"[268] Da-

gegen läßt sich die Beziehung von 'a' und 'b' in 'aRb' auch als eine nichträumliche Nachfolgerelation von 'types' von Zeichen auffassen. Dann kann aber der Satz 'ab' nur eine einzige Relation abbilden. In beiden Fällen werden somit die Abbildungsmöglichkeiten wesentlich ärmer. 'ab' und 'aRb' können nicht denselben Sinn ausdrücken.
Das Zeichen 'R' kann also im Symbolismus nicht überflüssig sein. Es läßt sich indizieren oder durch Konstanten ersetzen. ($R_1(x,y)$; $R_2(x,y)$; $R_3(x,y)$; $R_4(x,y,z)$ oder 'Fa'; 'Ga' usf.)'aR_1b' und 'aR_2b' können verschiedene Relationen symbolisieren z.B.: Fritz ist älter als Franz, Fritz ist jünger als Franz etc.. Dies macht die vielerlei Relationen, die zwischen zwei Individuen als Elementen von vielerlei verschiedenen Mengen bestehen können, erst symbolisierbar. Um eine isomorphe Abbildung zu ermöglichen, muß das Bildelement aber dieselben internen Eigenschaften aufweisen wie das Abgebildete. Das Symbol 'R' in 'aRb' müßte demnach selbst eine Relation sein, um eine solche isomorph abbilden zu können. Nun ist aber nicht zwingend, das Bildelement 'R' als zur logischen Kategorie der Individuen gehörig aufzupassen. 'R' kann als Teil eines Symbols verstanden werden, nämlich der Relation: links und rechts von '-R-' zu stehen. Die Tatsache, daß 'a' links von '-R-' steht und 'b' rechts davon, symbolisiert dann eine bestimmte, zwischen a und b bestehende Beziehung. Die logischen Möglichkeiten der Abbildung mittels der genannten Relation als Bildelement, sind dann auch nicht auf die räumliche Relation der Nachfolge beschränkt. Links und rechts von 'R_1' zu stehen kann eine gänzlich andere Relation symbolisieren als links und rechts von 'R_2' zu stehen. Denn die räumlichen Relationen sind nicht notwendig das, was Bild und Wirklichkeit gemeinsam sein muß. Und daß eine räumliche Beziehung zwischen den Zeichen besteht, ist nicht notwendig, es könnte auch eine zeitliche, ja sogar eine der Tonhöhe, der Farbigkeit sein (Vgl. T. 4.014[269]). Dies wären dann verschiedene Zeichensysteme. Gemeinsam muß ihnen nur der logische Bau sein[270], Bild und Abgebildetes müssen die logische Form teilen, hier - so wäre Stenius folgend zu interpretieren[271] -

gebildete Relationen werden also selbst durch Relationen im Satz symbolisiert. Der Buchstabe 'R' selbst ist nicht das Symbol der Relation, die dieses abbildet, sondern die Relation 'links und rechts von "-R-" stehen' ist das Symbol. Eben dies meint Wittgenstein in den 'Notes dictated to G.E.Moore': "Z.B. ist 'R' in 'aRb' kein Symbol, aber daß 'R' zwischen einem Namen und einem anderen steht, drückt etwas aus. (...) Wir müssen sagen: in jedem Symbol dieser Form ist das, was 'R' entspricht kein Eigenname, und die Tatsache, daß 'R' zwischen 'a' und 'b' steht, drückt eine Beziehung aus."[272] Dies erklärt auch T. 3.1432. Das komplexe Zeichen 'aRb' ist keine einfache Aneinanderreihung dreier Namen. Namen gehören als Zeichen selbst zu logischen Kategorie der Individuen, Zeichen für Relationen sind aber keine logischen Individuen, sondern gehören selbst zur Kategorie der Relationen. "In 'aRb' sieht 'R' wie ein Substantiv aus und ist doch keins. Was in 'aRb' bezeichnet, ist dies, daß 'R' zwischen 'a' auftritt."[273]

Der Unterschied in der Form, in der Individuenkonstanten und Funktions- bzw. Relationszeichen bezeichnen, zeigt sich, aber er kann nicht gesagt werden, wie es die 'Typentheorie' versucht.[274] 'a', 'b' und daß 'R' zwischen 'a' und 'b' auftritt drücken etwas aus. Aber 'etwas ausdrücken' ist "typenmäßig mehrdeutig"[275]. Sätze wie 'Was hier bezeichnet und was hier bezeichnet wird ist vom logischen Typ eines Dinges; oder ist vom logischen Typ einer Relation' sind unsinnig, weil sie zu sagen versuchen, was sich nur zeigen kann: das beide auf verschiedene Art und Weise bezeichnen. Individuenkonstanten und Relationszeichen bezeichnen also auf unterschiedliche Art. Darauf zielen die zitierten Passagen. Deshalb folgt aus ihnen auch nicht, daß Relationen nicht zu den 'Gegenständen' zählen. Zugegeben aber werden muß, daß diese Interpretation innerhalb der Systematik der Gesamtaussagen des 'Traktats' ihre Plausibilität hat. Relationen lassen sich über Mengen von Individuen konstruieren. Aber die Frage, welche Interpretation die richtige ist, läßt sich anhand des 'Traktats' selbst nicht definitiv entscheiden und Wittgensteins Aussagen in parallelen Schriften sind widersprüch-

lich.[276]

Am ehesten trifft es noch Wittgensteins Intention, wenn wir den Sinn der Fragestellung selbst in Zweifel ziehen. In den Gesprächen mit F.Waismann vertritt Wittgenstein die Ansicht, daß die von der oberflächenstrukturellen Subjekt-Prädikat-Form des Satzes abgeleitete Unterscheidung 'Gegenstand'-'Eigenschaft' (Relation)[277] sich nicht ohne weiteres auf die Ebene der Extensionen von Elementarsätzen projizieren lasse.

Dann aber "hat die Frage keinen Sinn: Sind die Gegenstände etwas Dinghaftes, etwas, das an Subjektstelle steht oder etwas Eigenschafthaftes oder sind sie Relationen und so weiter? Von Gegenständen sprechen wir einfach dort, wo wir gleichberechtigte Elemente der Darstellung haben."[278]

Aber diese radikale Antwort bringt das Problem nicht unbedingt einer Lösung näher. So muß sich diese Arbeit damit bescheiden, zu konstatieren, daß beide Interpretationen durch konsistente, textkonforme Argumentationen gestützt werden können. Möglich ist allerdings auch- wie Stenius[279] und Stegmüller[280] es vorschlagen - das Problem im Hinblick einer größtmöglichen "Adäquatheit" zur Gesamtkonzeption der Semantik des 'Traktats' hin zu entscheiden.

1.5. Semantik und Ontologie der natürlichen Sprache

Die Semantik, die Wittgenstein im 'Traktat' entwirft, ist aufgebaut auf logischen, ja sogar auf metamathematischen und modelltheoretischen Theorien, wie der der isomorphen Abbildung. Dies wirft die Frage auf, wie eine derartige 'logische Semantik' mit der einer natürlichen Sprache überhaupt noch zu vermitteln ist. Die 'logische Analyse' zerlegt komplexe natürlichsprachliche Sätze in wahrheitsfunktionale Verknüpfungen von Elementarsätzen, die als Konfiguration einfacher Zeichen mögliche Sachverhalte darstellen. Daß der Elementarsatz einen möglichen Sachverhalt darstellt, ist sein Sinn. Die logische Analyse macht somit die logische und semantische Basisstruktur natürlichsprachlicher Sätze als ihre Sinnbedingung explizit. Sie macht manifest, was zuvor dem Satz nicht unmittelbar zu entnehmen war.[281]

"Die Sprache verkleidet den Gedanken - und zwar so, daß man nach der äußeren Form des Kleides nicht auf die Form des bekleideten Gedankens schließen kann; weil die äußere Form des Kleides nach ganz anderen Zwecken gebildet ist als danach, die Form des Körpers erkennen zu lassen."

Und: "Die stillschweigenden Abmachungen zum Verständnis der Umgangssprache sind enorm kompliziert."[282]

Die Semantik, die im 'Traktat' entwickelt wird, ist trotz ihrer logizistischen Form - und das unterscheidet Wittgenstein vom Sprachkonstruktivismus des Logischen Empirismus - nicht als die einer logischen Idealsprache, sondern als die einer natürlichen Sprache konzipiert. Das für die Konstruktion von idealen Sprachen zugrundegelegte methodologische Ideal sprachlicher Eindeutigkeit (durchaus auch verstanden als eineindeutige Abbildbarkeit) ist im 'Traktat' auf die Semantik natürlicher Sprachen selbst projiziert. 'Bestimmtheit des Sinns' muß prinzipiell auch in der Umgangssprache möglich sein. Nur ist die logische Struktur der Sprache hinter der äußeren Form der Umgangssprache verborgen.

Diese Kluft zwischen dem in der Analyse explizierbaren logisch-semantischen Gehalt der Sprache und ihrer umgangssprachlichen Form wird durch Wittgensteins begriffliche Unterscheidung zwischen Zeichen und Symbol vermittelt.[283]

"Das Zeichen ist das sinnlich wahrnehmbare am Symbol."[284] Ein Zeichen kann für verschiedene Symbole stehen (z.B. im Fall synonymer Ausdrücke). In der Umgangssprache kann ebenfalls ein Zeichen auf verschiedene Art und Weise bezeichnen. Daß aber ein Zeichen auf verschiedene Art und Weise bezeichnet, kann nicht zum Zeichen dafür genommen werden, daß in beiden Fällen - nur in verschiedener Weise - auf denselben Gegenstand Bezug genommen wird. Einem Zeichen können hier ebenfalls verschiedene Symbole entsprechen. So entspricht dem Zeichen 'ist' als Kopula ein anderes Symbol, als wenn es im Sinne von 'existieren' gebraucht wird.[285] 'Zeichen' sind also die Elemente der Umgangssprache in ihrer sinnlichen Realisation, während 'Symbole' Elemente einer logischen Semantik sind. Die letztliche Eineindeutigkeit einer Zuordnung von einfachen Satzelementen und Gegenständen der Wirklichkeit ist also nur auf der Ebene jener (logischen) 'Symbole' möglich. Die Umgangssprache nimmt nicht eineindeutig auf Gegenstände Bezug. Deshalb sind auch die umgangssprachlichen 'Zeichen' nicht eineindeutig zu den 'Symbolen' in Beziehung zu setzen. Die Übersetzung der natürlichsprachlichen Sprachebene der 'Zeichen' in ein Zeichensystem, aufgebaut auf logisch-semantische 'Symbole' ist eben Aufgabe der Analyse. Werden jedoch prima facie 'Zeichen' als 'Symbole' genommen, d.h. von der Logik und Semantik einer Sprache, so wie sie sich in ihrem gewöhnlichen Gebrauch darstellt, auf die logische Struktur der Welt und auf deren Ontologie geschlossen, "so entstehen leicht die fundamentalsten Verwechslungen (deren die ganze Philosophie voll ist."[286] So erwächst aus der durch das 'Zeichen' 'sein' inspirierten Gleichsetzung von prädikativem und veritativem Sein die Problematik des ontologischen Gottesbeweises. Der Kalkül einer logischen Syntax kann solche Irrtümer vermeiden, indem er "nicht das gleiche Zeichen in verschiedenen Symbolen, und Zeichen, welche auf verschiedene Art bezeichnen, nicht äußerlich auf die gleiche Art verwendet."[287] Für das angeführte Beispiel läßt sich auf die Tradition logischer Notationssysteme zurückgreifen, um das Ausgeführte zu verdeutlichen: Dem umgangssprachlichen 'Zeichen' 'ist' entsprechen dort zwei verschiedene 'Symbole' für prädika-

tives und veritatives Sein: '$\varphi(x)$' und '$\exists x$'. Die Logische Analyse bedarf also eigener 'Zeichen' einer eigenen Zeichensprache. Sie setzt damit 'Zeichen' und 'Symbole' in eine eindeutige Zuordnung. Indem sie dies tut, kann sie Explikation der nicht unmittelbar aus ihr selbst zu entnehmenden Logik und Semantik der natürlichen Sprache sein.

Ich habe versucht den 'Logischen Atomismus' des 'Traktats' im Zusammenhang mit Wittgensteins Auffassungen von der logischen Struktur der Sprache zu interpretieren, sprachlogische Motive anzugeben, die zu dem Programm einer logisch-semantischen Analyse und zu dem Postulat 'einfacher Zeichen' für einfache 'Gegenstände' führten. Die Annahme einer Abhängigkeit der Ontologie des 'Traktats' von den sprachlogischen Auffassungen resultierte zu Anfang in der Frage, ob es genuine semantische, von ontologischen Vorentscheidungen freie, oder zumindest nicht direkt tangierte, Kriterien der Einfachheit der Zeichen, d.h. - erkenntnistheoretisch formuliert - des unmittelbaren Bezugs auf Gegenstände gäbe. Denn die Namen als einfache Zeichen waren der Punkt, wo sich Sprache und Wirklichkeit unmittelbar berührten: "Und wenn die allgemeine Weltbeschreibung wie eine Schablone der Welt ist, so nageln sie die Namen so an die Welt, daß sie sich überall mit ihr deckt."[288] Nachdem im Vorangehenden die Grundzüge der Semantik des 'Traktats' dargestellt wurden, läßt die Frage nach jenen semantischen Kriterien sich beantworten. Einige sind bereits angeführt worden.
Vollständig analysiert ist ein Satz, wenn er in Elementarsätze zerlegt ist, die nur 'einfache Zeichen', Namen enthalten.[289] Die semantischen Kriterien müssen also angeben, worin sich Elementarsätze von komplexen Sätzen und 'einfachen Zeichen' von komplexen unterscheiden. Ein erstes Kriterium 'einfacher Zeichen' war, daß sie undefinierbar sind. Was dies im Genaueren heißt, macht der 'Traktat' nicht deutlich. Er behauptet allein, daß ein Satz, der von einem Komplex handelt, und die Sätze, die von seinen Bestandteilen handeln, in einer internen Beziehung zueinander stehen, aber er führt keine solche interne Rela-

tion an.[290] Er kennt auch keine 'Bedeutungspostulate', wie sie von Carnap entwickelt wurden.[291] Als durch 'Bedeutungspostulate' geregelte Beziehungen der Analytizität könnten die angesprochenen internen Beziehungen verstanden werden.[292]

Logische Folgerung hingegen bestimmt Wittgenstein allein auf Grundlage der 'Logischen Wahrheit' der betreffenden Sätze. Aber mit dem Begriff der logischen Folgerung ist doch ein weiteres Kriterium angesprochen. Aus einem Elementarsatz folgt kein anderer.[293] Ontologisch entspricht dem die Unabhängigkeit der Sachverhalte voneinander. Diese These war im Zusammenhang mit der Auffassung von der Wahrheitsfunktionalität komplexer Sätze und der Auffassung, Wahrheitsdefinitheit resultiere aus der Möglichkeit isomorpher Abbildung atomarer Sachverhalte, eingeführt worden.

Ein weiteres Kriterium ist auch schon in Russells 'Theory of Descriptions' eingegangen. Für Elementarsätze ist eine Unterscheidung zwischen externer und interner Negation unmöglich.[294] Um ein Beispiel zu geben: der Unterschied zwischen externer und interner Negation ist der folgender Negationsformen: 'Nicht jede Kakerlake ist schwarz' und 'Jede Kakerlake ist nicht schwarz'. Zum einen (externe Negation) bezieht sich die Negation auf den ganzen Satz, zum anderen (interne Negation) nur auf das Prädikat.

Und schon ein weiteres Kriterium für Namen als einfache Zeichen findet sich schon bei Russell. So war ja Wittgensteins Behauptung, daß die 'Gegenstände' unzerstörbar seien, gleichbedeutend damit, daß ihre Existenz nicht angezweifelt werden könnte.[295] In semantischer Sprechweise heißt dies ja, daß einfache Zeichen nicht als Subjektausdrücke von Existenzsätzen vorkommen können. Echte Namen sind nur solche Ausdrücke, die "nicht in der Verbindung 'x existiert' stehen können.[296] Die Farbe Rot - um das Beispiel aus den 'Philosophischen Untersuchungen' zu wählen - kann nicht zerstört, zerrissen oder zerstampft werden.

Sind diese semantischen Kriterien nun allein Kriterien der Einfachheit der Zeichen oder sind sie zugleich auch Kri-

terien der ontologischen Einfachheit der durch sie bezeichneten Gegenstände? Diese Frage ist bereits von verschiedenen Punkten her angegangen worden. Aufgabe wäre nun, die angeführten Kriterien auf die in ihnen implizierte Interdependenz von Ontologie und Semantik hin zu prüfen. Es zeigte sich, daß Wittgenstein in der Vorüberlegungen zum 'Traktat', festgehalten in den Tagebuchaufzeichnungen, eine Einfachheit der Gegenstände korrelativ zum Satzsinn in Erwägung zog.[297)] Andererseits setzte der Satzsinn selbst, bildtheoretisch verstanden, die Möglichkeit einer vollständigen Analyse voraus. Würden hier die angegebenen Kriterien als Kriterien der Vollständigkeit der Analyse verstanden und zugleich als Kriterien allein der Einfachheit der Zeichen eingeschränkt werden, so könnte in der Tat die Bildtheorie des Satzsinnes unabhängig von der Ontologie des 'Logischen Atomismus' konzipiert werden.[298)] Einfache Zeichen können durchaus komplexe Gegenstände bezeichnen. Die Bildtheorie als solche hat zwar ontologische Konsequenzen hinsichtlich der Übereinstimmung der 'logischen Form' der Sprache und der der Welt, führt aber nicht ohne weiters zum Postulat 'einfacher Gegenstände'. Auch nicht die Auffassung, daß es die 'einfachen Zeichen' sind, die die Semantik einer natürlichen Sprache so an die Welt "nageln, (...) daß sie sich überall mit ihr deckt"[299)], oder die Auffassung, daß es die Bildelemente sind, "mit denen das Bild die Wirklichkeit berührt"[300)] und auch nicht die Spezifikation dieser einfachen Zeichen als Namen - denn auch Namen können hinsichtlich ihrer semantischen Form anders verstanden werden (etwa als abgekürzte Beschreibungen[301)]) führt zu den erwähnten ontologischen Konsequenzen. Erst die Bestimmung eines Namens als eines Zeichens, das nicht in der Verbindung 'x existiert' stehen kann, also erst die Abhängigkeit der Bedeutung eines einfachen Zeichens von der Existenz des Gegenstandes, der seine Bedeutung ist, führt zum Postulat ontologisch einfacher Gegenstände. Erst in Verbindung mit diesem Begriff 'logischer Eigennamen führt die Auffassung, die Semantik natürlicher Sprache ruhe auf einfachen Zeichen auf, die direkt bezeichnen, zur Ontologie des 'Logischen Atomismus'. Dies ist die zentrale Prämisse der logisch-atomistischen Semantik

des 'Traktats'.
Die genannten semantischen Kriterien können hier nicht innerhalb eines allgemeinen oder alternativen sprachtheoretischen Zusammenhangs eingeordnet werden. Sie sollen aber im folgenden in dem selbstkritischen Rahmen des Spätwerks Ludwig Wittgensteins weiter diskutiert werden. Hier hingegen wurde versucht, im Unterschied zu den gängigen Wittgensteininterpretationen, die ontologischen Auffassungen des 'Traktats' von den sprachtheoretischen Gedankengängen seines Verfassers her verständlich zu machen.

2. Die Reflexionen über Bedeutung, Bezeichnen und Benennen im Spätwerk Ludwig Wittgensteins

2.1 Wittgensteins spätere Kritik am 'Traktat'

Wittgensteins philosophisches Werk wird gewöhnlich in zwei Phasen eingeteilt, als deren jeweiligen Höhepunkte zum einen der 'Tractatus-logico-philosophicus', zum anderen die 'Philosophischen Untersuchungen' angesehen werden. In der Tat hat der spätere Wittgenstein die sprachtheoretischen Prämissen des 'Traktats' einer so prinzipiellen Kritik unterzogen, daß bei aller Kontinuität in der Fragestellung es berechtigt erscheint, von einer neuen sprachtheoretischen Konzeption zu sprechen, die allerdings nicht - wie der 'Traktat' - mit dem Anspruch einer konsistenten Sprachtheorie auftritt, sondern sich als eine Sammlung von auf den ersten Blick nur lose miteinander verbundenen Reflexionen über die Sprache präsentiert.
Der 'Traktat' hatte die Wahrheitsfunktionalität komplexer Sätze behauptet, wohingegen Elementarsätze - wie Wittgenstein in der 'Philosophischen Grammatik' rückblickend formuliert - geradezu als solche definiert waren, die sich im Kalkül nicht als Wahrheitsfunktionen komplexer Sätze darstellen lassen.[1] Die Wahrheitsfunktionalität komplexer Sätze setzt die logische Unabhängigkeit der Atomsätze voneinander voraus und schließt deren Unverträglichkeit aus. Unverträglich können aber Konjunktionen von Farbsätzen, ebenfalls auch von Aussagen des Grades sein.[2] Daß etwas zugleich rot und grün ist, oder 2m oder 3m lang ist, ist logisch ausgeschlossen.[3] Wittgenstein kritisiert sich selbst:

"Ich hatte damals noch nicht gesehen, daß ein Schluß auch die Form haben kann: ein Mensch ist zwei Meter groß, also ist er nicht drei Meter groß." 4)

Dieser Schluß gehorcht anderen Regeln als denen der Aussagelogik, Wittgenstein nennt sie hier "Syntaxregeln" eines "Satzsystems".[5] Nicht mehr einzelne Sätze werden mit der Wirklichkeit verglichen, sondern ganze Satzsysteme, die semantisch geregelt sind und zu dem Gedanken des 'Sprachspiels' eine formalistische Vorstufe bilden. Nicht der einzelne Satz wird nun mit der Wirklichkeit auf sein abbildtheoretisches Übereinstimmen, auf seine Isomorphie

mit dem Sachverhalt hin verglichen, sondern mit jedem Satz wird ein ganzes Satzsystem auf die Wirklichkeit projiziert. Schlussformen beruhen nicht mehr bloß auf Tautologien, sondern sondern auch auf semantischen Regeln.[6] So gehört es zu den semantischen Regeln des Systems der Farbsätze, daß etwas (ein bestimmter Punkt) nicht zugleich rot und grün sein kann, so wie etwas zugleich rot und rund sein kann, und ich kann dies aufgrund meiner Kenntnis dieser semantischen Regeln folgern. Im 'Traktat' hielt Wittgenstein alle analytischen Sätze für Tautologien. Nun aber gibt es für ihn Sätze, die a priori gewußt werden ('Wenn etwas rot ist, dann ist es nicht grün'), aber nicht tautologisch sind. Aber deshalb sind diese Sätze für Wittgenstein auch keine synthetischen Sätze a priori, es sind Formulierungen semantischer Regeln.[7] Die semantischen Regeln ergänzen die Wahrheitsfunktionen, setzen sie aber nicht außer Kraft. Komplexe Sätze sind nun für den Wittgenstein der späten zwanziger und der dreißiger Jahre, der Zeit in der er die kritische Abkehr von den Positionen des 'Traktats' vollzog, allerdings nicht mehr rein wahrheitsfunktional aufgebaut. Die Bedeutung eines Ausdrucks besteht für den Wittgenstein dieser Phase in den semantischen Regeln, die für diesen Ausdruck gelten.[8] Waismann formuliert dies mit Wittgensteins Zustimmung im Gespräch unter Rückgriff auf den Vergleich Sprache - Schachspiel:

"Für Frege besteht die Alternative: ein Zeichen hat entweder eine Bedeutung, d.h. es vertritt einen Gegenstand - das logische Zeichen den logischen Gegenstand, das arithmetische Zeichen den arithmetischen Gegenstand - oder es ist nur die mit Tinte auf das Papier gemalte Figur. Aber diese Alternative besteht nicht zu Recht. Es gibt, wie schon das Schachspiel zeigt, etwas Drittes: Der Bauer im Schachspiel hat weder eine Bedeutung in dem Sinn, daß er etwas vertritt, daß er Zeichen von etwas ist, noch ist er bloß die aus Holz geschnitzte Figur, die auf einem Holzbrett herumgeschoben wird. Was der Bauer ist wird erst durch die Regeln des Schachspiels bestimmt. Dieses Beispiel zeigt, daß wir nicht sagen dürfen: Ein Zeichen ist entweder ein Zeichen von etwas, oder es ist nur das sinnlich wahrnehmbare Gebilde. Etwas am Formalismus ist also berechtigt, und Frege hatte diesen richtigen Kern nicht gesehen. Die 'Bedeutung' des Bauern ist, wenn man will, die Gesamtheit der Regeln, die für ihn gelten." 9)

Die Wahl dieses Beispiels erweckt sofort die Erinnerung an dessen strukturalistischen Gebrauch. Sicherlich bestanden

Verbindungslinien zwischen dem Wiener Kreis und dem Strukturalismus der Genfer Schule[10], insbesondere dem F. de Saussures, von dem der bekanntere Vergleich der Sprache mit einem Schachspiel stammt.[11] Wenn für Wittgenstein selbst auch keine direkte Auseinandersetzung mit den theoretischen und materialen Arbeiten des Strukturalismus nachweisbar ist, so wäre ein Vergleich beider Positionen nicht uninteressant.

Ein weiterer Kritikpunkt an der vom 'Traktat' behaupteten Wahrheitsfunktionalität komplexer Sätze berührt die Quantifikation. Wittgenstein ist nun der Auffassung, daß Quantoren nicht wahrheitsfunktional, d.h. auf dem aussagelogischen Kalkül der Wahrheitsfunktionen aufbauend begründet werden können.[12] Wittgenstein diskutiert diese Frage im Hinblick auf den Allquantor an folgendem Beispiel: 'Alle Menschen in diesem Zimmer tragen Hosen'. Der 'Traktat' hätte diesen Satz als Konjuntion von Sätzen wie 'Schlick trägt Hosen', 'Waismann trägt Hosen' etc. zu analysieren, d.h. eine vollständige Aufzählung aller möglichen Werte einer Variablen geben müssen.[13] Eine solche Aufzählung müsste mit einem Ausdruck enden wie: 'und es gibt niemand anderen im Zimmer', der wiederum zu analysieren wäre als Aufzählung aller, die sich nicht im Zimmer befinden. Aber diese Aufzählung läßt sich nicht abschließen, denn für Wittgenstein ist der Satz: 'und das sind alle Dinge, die es gibt' kein echter Satz. Ferner auch zielt nicht jeder Gebrauch des Allquantors auf eine endliche Reihe.[14] Semantische Regeln also ergänzen für den Wittgenstein der dreißiger Jahre die Regeln des Kalküls der Wahrheitsfunktionen. Sie schließen bestimmte komplexe Sätze, die gegen sie verstoßen, als sinnlos aus.

Für die Semantik des 'Traktats' war es entscheidend, daß die logische Analyse bei Atomsätzen terminierte, die aus 'Urzeichen', 'einfachen Zeichen', die Wittgenstein als Namen für logisch einfache 'Gegenstände' verstand, konfiguriert sein sollten. An dieser atomistischen Konsequenz des 'Traktats' setzt nun Wittgensteins Kritik an. Diese Forderung, daß 'einfache Zeichen' einfache 'Gegenstände' benennen, folgte aus der Auffassung, daß die Bestimmtheit des Satzsinnes nur dadurch ermöglicht würde, daß auf un-

terster semantischer - und durch die Analyse aufzudeckender - Ebene eine Eineindeutigkeit der Beziehung von sprachlichen Zeichen und Gegenständen der Welt bestünde, und durch die abbildtheoretische Version dieser Auffassung, die die gleiche logische Multiplizität von Satzelementen und Elementen des Sachverhaltes (wiederum auf der Ebene der Atomsätze) forderte. Die logische Analyse, die der Namensrelation als dem Paradigma des Bezeichnens folgt, terminiert bei Namen für einfache 'Gegenstände'.

"Ein Eigenname im gewöhnlichen Sinn ist etwa das Wort 'Nothung'. Das Schwert Nothung besteht aus Teilen in einer bestimmten Zusammensetzung. (...) Ist aber 'Nothung' der Name eines Gegenstandes, so gibt es diesen Gegenstand nicht mehr, wenn Nothung zerschlagen ist; und da dem Namen dann kein Gegenstand entspräche, so hätte er keine Bedeutung." 15)

Es wäre dann bspw. unmöglich, negative Existenzaussagen zu machen und diesen Sachverhalt zum Ausdruck zu bringen. Dies war ja Russells Ausgangsproblem. Russell forderte deshalb mit seiner 'Theorie der Beschreibungen' eine logische Zerlegung von Subjektausdrücken, die erste bei 'Logischen Eigennamen' zum Abschluss kommen sollte.

"Dann aber stünde in dem Satz 'Nothung hat eine scharfe Schneide' ein Wort, das keine Bedeutung hat, und daher wäre der Satz Unsinn. Nun hat er aber Sinn; also muß den Wörtern, aus denen er besteht, immer etwas entsprechen. Also muß das Wort 'Nothung' bei der Analyse des Sinnes verschwinden und statt seiner müssen Wörter eintreten, die Einfaches benennen. Diese Wörter werden wir billigerweise die eigentlichen Namen nennen." 16)

Die 'eigentlichen Namen' bezeichnen logisch einfache Gegenstände, sprachlogische Atome: "Diese Urelemente waren Russell's 'individuals' und auch meine 'Gegenstände' (Log.Phil.Abh.)."[17)]

In einer Vorarbeit zu den 'Philosophischen Untersuchungen' resümiert Wittgenstein die Auffassungen, die zur These führten, die logische Analyse der natürlichen Sprache führe zu einer untersten Ebene von Atomsätzen, zu einfachen Zeichen, die als Namen 'einfache Gegenstände' benennen:

"Dieses Raisonnement hängt an verschiedenen Irrtümern: a) die Idee, einem Wort müsse ein Gegenstand 'entsprechen', damit es Bedeutung habe, die Verwechslung der Bedeutung mit dem Träger eines Namens, b) ein falscher Begriff von der philosophischen und logischen Analyse eines Satzes, als sei sie ähnlich der chemischen oder physikalischen.

c) eine falsche Auffassung der 'logischen Exaktheit', Unkenntnis des Begriffs der 'Familie'." 18)

Daß es auch Alternativen zu dem Paradigma der Semantik, die Bedeutung eines Ausdrucks bestehe darin, daß er für etwas, für einen Gegenstand steht, gibt, war schon oben angedeutet worden (Schachspielanalogie). Als die Bedeutung eines Ausdrucks kann bspw. auch die Menge der entsprechenden semantischen Regeln angesehen werden. Oder - wie üblicherweise die Sprachphilosophie des späten Wittgenstein zum Schlagwort zusammengefasst wird - die Bedeutung eines Ausdrucks ist der Gebrauch, den wir von ihm machen. Davon wird später noch zu reden sein. Worauf es hier für Wittgenstein ankommt ist folgendes: Ein Name hat im üblichen Sinn keine Bedeutung, wenn wir davon reden, daß er eine Bedeutung habe, dann in dem Sinn, daß er für etwas steht, einen Gegenstand benennt. Wir können daher allenfalls sagen, daß seine Extension seine Bedeutung ist, oder in einer etwas eigentümlichen Sprechweise, daß der Gegenstand die Bedeutung ist. ('Traktat'). Dagegen wendet Wittgenstein nun ein, daß (1) wir nicht gezwungen sind, die Namensrelation als die einzige Art und Weise aufzufassen, wie ein Ausdruck überhaupt Bedeutung haben kann und die Bedeutung aller Ausdrücke (mit Ausnahme der logischen Konstanten) qua Definition und Analyse auf die Namensrelation, die zwischen 'einfachen Zeichen' und 'Gegenständen' bestehen soll, zu reduzieren, und daß (2) die Sprechweise, die Bedeutung eines Namens sei der Gegenstand, eine Verwechslung von Namensträger und Bedeutung darstellt:

"Es ist wichtig, festzustellen, daß das Wort 'Bedeutung' sprachwidrig gebraucht wird, wenn man damit das Ding bezeichnet, das dem Wort 'entspricht'. Dies heißt, die Bedeutung eines Namens verwechseln mit dem Träger des Namens. Wenn Herr N.N. stirbt, so sagt man, es sterbe der Träger des Namens. Und es wäre unsinnig, so zu reden, denn hörte der Name auf Bedeutung zu haben, so hätte es keinen Sinn, zu sagen, 'Herr N.N. ist gestorben'." 19)

Soll der erste Teil dieses Arguments aber als mehr gelten als als bloße terminologische Sprachregelung, so muß er so interpretiert werden, daß ein Name auch unabhängig davon, ob ein Namensträger existiert, eine Bedeutung haben kann. Diese Frage aber schneidet dann der folgende Teil des Arguments an: Wäre der Gegenstand die Bedeutung des Namens, so würde in dem Fall, in dem der Namensträger

aufhörte zu existieren, der Name bedeutungslos, wir könnten gar nichts mehr über den Namensträger sagen.[20] Erinnert aber sei hier daran, daß sich der 'Traktat' durchaus dieser Problematik bewußt war, ja daß sie sogar seit Russells Behandlung negativer Existenzsätze geradezu das Leitmotiv der Logischen Analyse war. Für Russell und den Wittgenstein des 'Traktats' konnten 'Logische Eigennamen' bzw. 'einfache Zeichen' nur Zeichen sein, die nicht als Subjektausdrücke von Existenzsätzen auftreten konnten. Wittgenstein hatte deshalb ja im 'Traktat' den Schluß gezogen, daß die Namensträger, die einfache Zeichen benennen, die 'Gegenstände' also, unzerstörbar seien. Der zweite Teil des Arguments in §40 stellt also für sich gar keinen Einwand gegen die Semantik des 'Traktats' dar, denn dieser hätte entgegnet, daß Namen, deren Träger zerstörbar seien, keine eigentlichen Namen im Sinne des 'Traktats' sein könnten, sondern komplexe Ausdrücke, abgekürzte Beschreibungen (so ja auch Russell). §40 läßt sich also nur als Vorbereitung einer Kritik lesen. Das Sprachspiel, das in den 'Philosophischen Untersuchungen' seit §15 mit Namen operiert, hat also bisher keine kritische, sondern eine verdeutlichende Funktion.

Es besagt auch noch nicht viel, wenn mit §41 ein Sprachspiel konstruierbar ist, in dem Namen, deren Träger nicht mehr existieren, sinnvoll verwendet werden können, oder doch zumindest in dem Sinne sinnvoll verwendet werden können, daß eine sinnvolle Kommunikation möglich ist.[21] Denn die Namen des 'Traktats' sind auf logisch elementarer Ebene angesiedelt und nicht auf der des gewöhnlichen Sprachgebrauchs, der nach der Auffassung des 'Traktats' mit komplexen Ausdrücken operiert. Nun läßt sich aber doch aus den Sprachspielen, die Wittgenstein konstruiert, immerhin eine mögliche Antwort darauf entnehmen, wie ein Name auch dann eine Bedeutung haben könnte, wenn der Namensträger zerstört ist. Wir könnten uns z.B. merken, was ein Name benennt; z.B. eine Farbe:

"'Und wenn wir sie uns merken, so tritt sie also vor unser geistiges Auge, wenn wir etwa das Wort aussprechen. Sie muß also an sich unzerstörbar sein, wenn die Möglichkeit bestehen soll, daß wir uns jederzeit an sie erinnern.' - Aber was sehen wir denn als das Kriterium dafür an, daß

wir uns richtig an sie erinnern?" 22)

Diese Frage ist entscheidend: der späte Wittgenstein biegt die Frage nach der Bedeutung von Ausdrücken als Frage nach den unzerstörbaren 'Gegenständen' um zur Frage nach den Kriterien des korrekten Sprachgebrauchs. Wittgenstein zieht folgenden bekannten Vergleich:

"Man kann dem Element (den 'Gegenstand' - J.K.) nicht Sein beilegen, denn wäre es nicht, so könnte man es nicht einmal nennen und also garnichts von ihm aussagen. Betrachten wir doch einen analogen Fall! Man kann von einem Ding nicht aussagen, es sei 1m lang, noch es sei nicht 1m lang, und das ist das Urmeter in Paris. - Damit haben wir diesem natürlich nicht irgendeine merkwürdige Eigenschaft zugeschrieben, sondern nur seine eigenartige Rolle im Spiel des Messens mit dem Metermaß gekennzeichnet." 23)

Die Analogie hinkt: Im einen Fall geht es um die Prädikation von Existenz, im anderen wird etwas sich selbst prädiziert. Doch was will Wittgenstein sagen? Wenn wir es - Wittgenstein folgend - ablehnen, zu sagen, das Urmeter sei 1m lang, dann haben wir ihm damit nicht eine 'merkwürdige Eigenschaft' der Unzerstörbarkeit, der Notwendigkeit der Existenz zugesprochen, sondern seine 'eigenartige Rolle im Spiel des Messens' gekennzeichnet. Was heißt das? Wenn es das Urmeter nicht gäbe, will Wittgenstein sagen, dann gäbe es keinen letztlichen Maßstab des Messens mit dem Metermaß, gäbe es kein Messen in Meter. Das Urmeter fungiert als Muster, als Paradigma eines Meters und deshalb habe es keinen Sinn, in Zweifel zu ziehen, ob es selbst 1m lang ist. Zweifeln wir daran, so bricht das ganze Sprachspiel des Messens mit dem Metermaß zusammen. Und aus diesem Grunde, um das Sprachspiel des Messens in Meter spielen zu können, 'muß' es das Urmeter geben.

Wenn wir nun sagen, daß ein Name auch dann eine Bedeutung haben kann, wenn ein Namensträger nicht mehr existiert, weil wir uns vielleicht merken können, was ein Name, bspw. ein Farbname, bezeichnet und dann aber nach den Kriterien der korrekten Erinnerung bzw. des korrekten Bezeichnens fragen müssen, so können wir uns folgenden, vom Beispiel des Urmeters angeregten Fall vorstellen: Wir können uns vorstellen, daß für das, was ein Name bezeichnet, als Kriterien der korrekten Bezeichnung Muster, bspw. Farbmuster, ähnlich dem Urmeter, aufbewahrt werden. Dann können wir

hinsichtlich der semantischen Funktion dieser 'Muster' sagen:

"Dieses Muster ist ein Instrument der Sprache, mit der wir Farbaussagen machen. Es ist in diesem Spiel nicht Dargestelltes, sondern Mittel der Darstellung. - (...) Was es, scheinbar, geben muß, gehört zur Sprache. Es ist in unserem Spiel ein Paradigma; etwas, womit verglichen wird." 24)

Wir brauchen ein Paradigma, ein Muster als Kriterium dafür, ob wir einen Gegenstand mit dem richtigen Namen bezeichnen, ob wir den Namen korrekt referierend gebrauchen. Wir können zwar nach unserem Erinnerungsbild beurteilen, ob ein fragliches Objekt der Namensträger ist, aber unser Gedächtnis kann uns täuschen, wir bedienen uns nicht dessen, "was das Gedächtnis sagt, (...) als des obersten, inappelablen, Schiedsspruchs."[25] Derartige Paradigmen können etwa als Tabelle aufgeführt werden: Wir vergleichen den Gegenstand mit deren Muster und gehen zu den entsprechenden Zeichen über, die die Tabelle für die Muster angibt;[26] und solche Tabellen sind nichts anderes, als Ausdrücke, Formulierungen von Regeln,[27] semantischer Regeln des Bezeichnens: Bezeichne den dem Muster entsprechenden Gegenstand als X! Das Paradigma ist als Kriterium des korrekten Bezeichnens notwendig und so muß es es geben in dem Sinne, in dem das, wovon wir geneigt sind zu sagen, es müsse es geben, es könne nicht zerstörbar sein, zur Sprache gehört,[28] es gehört zu den 'Werkzeugen der Sprache'.[29] Wittgenstein führt den Dialog mit der Position des 'Traktats':

"'Etwas Rotes kann zerstört werden, aber Rot kann nicht zerstört werden, und darum ist die Bedeutung des Wortes 'rot' von der Existenz eines roten Dinges unabhängig.' - Gewiß, es hat keinen Sinn, zu sagen, die Farbe Rot (color, nicht pigmentum) werde zerrissen, oder zerstampft. Aber sagen wir nicht 'Die Röte verschwindet'? und klammere dich nicht daran, daß wir sie vors geistige Auge rufen können, auch wenn es nichts Rotes mehr gibt. (...) - Denn wie, wenn du dich nicht mehr an die Farbe erinnern kannst? - Wenn wir vergessen, welche Farbe es ist, die diesen Namen hat, so verliert er seine Bedeutung für uns, d.h. wir können ein bestimmtes Sprachspiel nicht mehr mit ihm spielen." 30)

Wir merken uns die referierte Farbe und wir beurteilen unsere Erinnerung nach einem Muster, einem Paradigma. Nicht das Bezeichnete, die Farbe, oder irgendwelche ominöse

unzerstörbare 'Gegenstände' muß es geben, damit ein Ausdruck Bedeutung hat, sondern ein Paradigma, auf das wir im Zweifelsfall zurückgreifen können. Was Wittgenstein freilich hier unterschlägt, ist, daß diese Argumentation nur auf Begriffswörter (general names) applizierbar ist, aber nicht auf Namen als strenge, nur einen einzigen Gegenstand bezeichnende Individuenbezeichnungen, wie die Namen des 'Traktats'. Für Individuen kann es keine Paradigmen geben. Was wir aber für Individuen sinnvoll akzeptieren könnten - und insofern bleibt Wittgensteins Kritik gültig - wären Identitätskriterien. Deren zentrale Bedeutung für die referenztheoretische Diskussion wird später deutlich werden.

Die Funktion eines Paradigmas läßt sich verdeutlichen, wenn wir auf den Spracherwerb zurückgreifen. Muster in der Form von Tabellen gebrauchen wir im alltäglichen Sprechen sicherlich kaum, aber wir gebrauchen Gegenstände als Paradigmen, die wir mit einem bestimmten Namen bezeichnen würden, oder die mit einem bestimmten Namen bezeichnet wurden, oder sogar die, an denen wir den bestimmten Namen gelernt haben. Denn wir lernen auch paradigmatisch, durch Beispiele und Gegenbeispiele, Gegenstände als etwas in einem Sprachspiel zu bezeichnen und dieses Lernen geschieht operativ im Praktizieren des Sprachspiels.[31]

Wittgenstein greift nun auch das Kriterium für Eigennamen im logischen Sinn auf, das aus dem Zusammenhang von Existenz und Benennen, so wie der 'Traktat' ihn behauptete, folgt: Der 'Traktat' behauptete:

"'Ich will 'Name' nur das nennen, was nicht in der Verbindung 'X existiert' stehen kann. - Und so kann man nicht sagen 'Rot existiert', weil, wenn es Rot nicht gäbe, von ihm überhaupt nicht geredet werden könnte.'" 32)

Und Wittgenstein antwortet:

"Richtiger: Wenn 'X existiert' soviel besagen soll, wie: 'X' habe Bedeutung, - dann ist es kein Satz, der von x handelt, sondern ein Satz über unseren Sprachgebrauch, nämlich den Gebrauch des Wortes 'X'." 33)

Diese Antwort stellt aber keinen Versuch einer Reinterpretation von Existenzsätzen in formaler Sprechweise dar, was häufig übersehen wird,[34] sondern versucht nur die Konsequenz der vorangehenden Behauptung aufzuzeigen: Der Exi-

stenzsatz 'X existiert' wird unsinnig, wenn wir einen 'logischen Eigennamen' oder ein 'einfaches Zeichen' für 'X' substituieren, weil er etwas zu sagen versucht, was nicht gesagt werden kann. Wenn er einen Sinn hätte, dann könnte er unter den behaupteten Prämissen nur das sagen, was die Antwort formulierte: daß 'X' Bedeutung habe. Dann aber wäre er kein Satz mehr über X, sondern über 'X'. "In Wirklichkeit aber" - so hält Wittgenstein dem entgegen - "sagen wir sehr wohl, eine bestimmte Farbe existiere; und das heißt soviel wie: es existiere etwas, was diese Farbe hat. Und der erste Ausdruck ist nicht weniger exakt als der zweite."[35)]

Um die Kritik am 'Traktat' im Hinblick auf diesen Gedankengang zusammenzufassen: Daß ein Referenzobjekt notwendig existiert (also unzerstörbar sei) als Sinnbedingung (einfacher) Zeichen, ist für Wittgenstein letztliche Konsequenz der Gleichsetzung von Referenz und Bedeutung. Diese Gleichsetzung aber ist - wie Wittgenstein zu zeigen versucht - irreführend oder zumindest nicht zwingend. Der verkappte sprachlogische Kern jener ontologischen Konsequenz wird offensichtlich, wenn wir diese Gleichsetzung von Bedeutung und Bezeichnen aufgeben. Was zuvor als Notwendigkeit der Existenz ein und nur eines Objektes erschien, erweist sich nun als Notwendigkeit von Paradigmen und Kriterien der Identität des referierten Objektes.

Als zweite irrtümliche Auffassung des 'Traktats' hatte Wittgenstein den dort zugrunde gelegten Begriff einer philosophischen und logischen Analyse der Sprache genannt, der in Analogie zur chemikalischen oder physikalischen Analyse gebildet worden sei. Für den 'Traktat' war es erforderlich, daß es eine und nur eine Möglichkeit gibt, auf analytischem Weg zu einfachen Zeichen bzw. 'Gegenständen' zu gelangen. Die Frage, welches die elementaren Bestandteile eines Satzes, bzw. eines Sachverhalts seien, durfte nicht abhängig sein von einer spezifischen Form der Analyse. Genau das behauptet aber nun Wittgenstein im Zusammenhang mit einer begriffsanalytischen Reflexion des Begriffs der 'Einfachheit'. Welches sind, so fragt Witt-

genstein, jene einfachen Bestandteile der Realität, die als identische Referenzobjekte von Ausdrücken bezeichnet werden?

"Was sind die einfachen Bestandteile eines Sessels? - Die Stücke Holz, aus denen er zusammengesetzt ist? Oder die Moleküle, oder die Atome? 'Einfach' heißt: nicht zusammengesetzt. Und da kommt es darauf an: in welchem Sinn 'zusammengesetzt'? Es hat gar keinen Sinn von den 'einfachen Bestandteilen des Sessels schlechtweg' zu reden."36)

'Einfachheit' ist nicht unmittelbar, sondern eine abstraktive Leistung, die bestimmten Aspekten folgt.

"Die Frage 'Ist, was du siehst, zusammengesetzt?' hat wohl Sinn, wenn bereits feststeht, um welche Art des Zusammengesetztseins - d.h. um welchen besonderen Gebrauch dieses Wortes - es sich handeln soll." 37)

Aber gibt es nicht doch ein Zusammengesetztsein im absoluten Sinn? Ist nicht z.B. ein Schachbrett eindeutig zusammengesetzt aus 32 weißen und 32 schwarzen Quadraten? Aber warum sollen wir nicht sagen, es sei aus den Farben Weiß und Schwarz und dem Schema des Quadratnetzes zusammengesetzt? Oder:

"Ist die Farbe eines Schachfeldes einfach, oder besteht sie aus reinem Weiß und reinem Gelb? Und ist das Weiß einfach, oder besteht es aus den Farben des Regenbogens? - Ist diese Strecke von 2 cm einfach, oder besteht sie aus zwei Teilstrecken von je 1 cm? Aber warum nicht aus einem Stück von 3 cm Länge und einem, im negativen Sinn angesetzten, Stück von 1 cm?" 38)

Den variablen Sinn von 'Zusammengesetztsein' macht Wittgenstein an einem plastischen Beispiel deutlich:

"Denke, du sagtest jemandem statt 'Bring mir den Besen!' - 'Bring mir den Besenstiel und die Bürste, die an ihm steckt!' - Ist die Antwort darauf nicht: 'Willst du den Besen haben? Und warum drückst du das so sonderbar aus?"39)

Was als 'zusammengesetzt' gilt, das hängt von den besonderen Umständen, den Zielen und Zwecken des Sprachgebrauchs, kurz, dem Sprachspiel ab.[40] Demzufolge gibt es auch keinen eindeutig vorgezeichneten Weg der Aanlyse, frei von dem pragmatischen Kontext des Sprachspiels. Die Identifikation des Referenzobjekts geschieht innerhalb eines Bedeutungshorizonts, der durch die praktische Intersubjektivität des Sprachspiels abgesteckt ist. Über mögliche Referenzobjekte sind wir schon vorverständigt.

Die 'Gegenstände' des 'Traktats' konnten nur benannt werden, als Bedeutungen der 'einfachen Zeichen' wären sie nur

ostensiv definierbar, wären sie empirische Gegenstände, auf die gezeigt werden könnte, die deiktisch aufgewiesen werden könnten. Taufakte, Akte des Benennens, wären die einzige Möglichkeit, die Namensrelation zwischen Zeichen und Gegenstand zu etablieren und die ostensive Definition die einzige Möglichkeit, zu spezifizieren, welches Zeichen welchen Gegenstand benennt. Obwohl die Konsequenzen des logischen Atomismus des 'Traktats' diese Möglichkeit praktisch ausschließen, gehören sie als theoretische Möglichkeit prinzipiell zu dem Bild von der Sprache, aus dem die semantische Konzeption des 'Traktats' erwächst. Zur Kritik an den semantischen Grundgedanken des 'Traktats' muß also auch eine kritische Reflexion der Voraussetzungen der Möglichkeit einer ostensiven Definition[41] herangezogen werden. Angenommen wir wollen die Bedeutung des Kunstwortes 'Toff' hinweisend erklären, indem wir auf einen Bleistift zeigen:

"Nun kann die hinweisende Definition: 'Das ist Toff' auf alle möglichen Weisen gedeutet werden (...):
Das ist ein Bleistift.
Das ist rund.
Das ist Holz.
Das ist eines.
Das ist hart. etc.etc."[42]

Und Wittgenstein zeigt sich konziliant, er bezieht die Deutungen alle schon auf den Bleistift als ausgegliedertes Objekt. Ein Gegenstand kann in soviele Eigenschaften zerlegt werden, wie er hat. Die Deutungen können immer auf Bestandteile bezogen werden, aus denen er zusammengesetzt ist. Ein komplexer Gegenstand kann also auf verschiedene Art und Weise gedeutet werden, wird er ostensiv präsentiert. Aber die 'Gegenstände' des 'Traktats' waren als einfache konzipiert. Die logische Analyse kann also, wenn man will, selbst als Mittel des Desambigierens der ostensiven Definition interpretiert werden, wenn dies auch nicht ihr eigentliches Motiv ist. Aber selbst atomare Gegenstände befinden sich in einer komplexen Wahrnehmungssituation, wenn sie überhaupt wahrnehmbar sind. Unabhängig von der Ambiguität der ostensiven Definition hinsichtlich der Zusammengesetztheit des Gegenstandes ist sie im Hinblick auf die Wahrnehmungssituation, in der er präsentiert wird, ebenfalls ambig. In obigem Beispiel war der Gegenstand ja

bereits als ausgegliederter vorausgesetzt. Ist diese Ausgliederung des Gegenstandes aus der Komplexität des Gesichtsfeldes aber nicht erst als Leistung zu erbringen? Um ein Beispiel zu geben: Ich zeige aus dem Fenster und sage: 'Krümmung'. "Das heißt, die hinweisende Definition kann in jedem Fall so und anders gedeutet werden."[43)]
Es ist einfach naiv, anzunehmen, das Zeigen auf einen intendierten Punkt in einem komplexen Gesichtsfeld sei eindeutig und unmißverständlich. Im Gegenteil: beliebig viele Interpretationen sind möglich. Das Zeigen und das Aussprechen des Wortes allein kann nicht Garant des Gelingens einer ostensiven Definition sein. Welche Bedingungen müssen also erfüllt sein? Vielleicht kann der Hinweis solcherart weiter bestimmt werden, indem man sagt: 'Diese Form heißt soundso'. Oder: 'Diese Farbe heißt soundso'. Diese Ausdrücke zeigen an, "an welchem Platz der Sprache, der Grammatik, wir das Wort setzen."[44)] D.h. wir können unter Rückgriff auf die 'Grammatik' des Ausdrucks das Referenzobjekt beschreiben, wir können es so beschreiben, daß unser Gegenüber in der Lage ist, es zu 'identifizieren'. Wir benötigen dann Kriterien der Identität, die die Grammatik uns angibt.[45)]
Wenn wir aber auf die 'Grammatik' des Ausdrucks zurückgreifen müssen - und Wittgenstein parallelisiert den Begriff der Bedeutung und den im spezifischen Sinn gebrauchten Begriff der Grammatik (dazu später)[46)] - damit eine ostensive Definition gelingen kann, den Gegenstand zu spezifizieren, für den der Ausdruck stehen soll, können wir dann noch sagen, daß die ostensive Definition eine Erklärung der Bedeutung qua Erklärung der Referenz gerade der Zeichen sein soll, deren Bedeutung einzig der Gegenstand sein soll, für den sie als Namen stehen? Und sind wir dann nicht verpflichtet zu sagen, daß weder das Zeigen, noch das Benennen allein, ja daß sogar jeder referentielle Bezug auf einen Gegenstand in der Regl nur deshalb möglich ist, weil wir in der Lage sind, das Referenzobjekt (in Abstimmung auf einen Kontext) identifizierend zu beschreiben? Diese Konsequenz hat dann auch die Referenztheorie J.Searles gezogen, die uns im folgenden Kapitel ausführlich beschäftigen wird. Und so ist sicherlich auch eine Identifikation des gezeigten Objekts oder auch des refe-

rierten Objekts möglich, wobei die identifizierende Beschreibung je nach Umständen ausführlicher, kontextunabhängiger ausfallen muß, denn es ist ja nicht die prinzipielle Möglichkeit der Identifikation von Referenzobjekten, die Wittgenstein bezweifelt.[47)] Nur müssen solche Ausdrücke wie 'Form', 'Farbe' etc., bzw. alle die, die zu der identifizierenden Beschreibung dienen, ja selbst wieder gelernt werden. "Man muß schon etwas wissen (oder) können, um nach der Benennung fragen zu können."[48)] Wittgenstein hat - im Gegensatz zu Searle und Strawson - die in der Kritik entwickelten rudimentären referenztheoretischen Auffassungen nicht zu einer Theorie der Referenz ausgebaut. Dies hätte dem Anspruch der Wittgensteinschen Reflexionen widerstrebt. Worauf es Wittgenstein ankam, war die Kritik des sprachtheoretischen Paradigma des 'Traktats', der namenstheoretischen Grundlagen der 'common-sense'-Auffassungen von der Sprache und der damit der Hinweisdefinition aufgebürdeten Funktion. Die hinweisende Definition erklärt nur etwas, wenn schon klar ist, welche Rolle das Wort in der Sprache spielen soll, ob es eine Farbbezeichnung, eine Bezeichnung für eine Tätigkeit, ein Zahlwort etc. sein soll. Der Platz in der Sprache, an den das Wort gestellt werden soll, muß sozusagen erst vorbereitet sein. Und schließlich: das Kind muß das eigene Sprachspiel der hinweisenden Erklärung selbst erst lernen: "Wir werden erzogen, abgerichtet dazu, zu fragen: 'Wie heißt das?'"[49)] Denn auch die Symbolfunktion des ausgesprochenen Wortes selbst ist nicht a primis fundamentis selbstverständlich.[50)] Paradox formuliert Wittgenstein: "Nach der Benennung fragt nur der sinnvoll, der schon etwas mit ihr anzufangen weiß."[51)] Sind aber sprachliche Vorkenntnisse notwendig, damit eine ostensive Definition verstanden wird, so kann die Hinweisdefinition bzw. das hinweisende Lehren auch nicht Grundparadigma des Spracherwerbs sein. Die Hinweisdefinition entspricht eher dem Fall, "als käme das Kind in ein fremdes Land und verstehe die Sprache nicht; das heißt: als habe es bereits eine Sprache, nur nicht diese. Oder auch: als könne das Kind schon denken, nur noch nicht sprechen. Und 'denken' hieße hier etwas, wie: zu sich selber zu reden."[52)] D.h. sie

entspricht eher Situationen des Übersetzens oder des auf Bekanntem aufbauenden Erweiterns von Sprachwissen, als daß sie voraussetzungslos Bedeutung zu erklären vermöge. Sie ist nicht das letzte, voraussetzungslose Fundament der Determination des referentiellen Bezugs.

Im vorangehenden wurde versucht, die entschiedene Selbstkritik, die Wittgenstein an den sprachtheoretischen Grundgedanken des 'Traktats' vollzogen hat, nachzuzeichnen. Die Entschiedenheit und Grundsätzlichkeit dieser Kritik war Anlaß und Grund für die meisten Wittgenstein-Interpreten, eine scharfe Trennungslinie zwischen der Sprachphilosophie des 'Traktats' und der des Spätwerks zu ziehen[53], ja sogar von zwei verschiedenen Philosophien zu sprechen (W.Stegmüller).[54] Neuerdings mehren sich die Stimmen, die die Kontinuität zwischen dem Früh- und dem Spätwerk betonen.[55] R.Bubner fragt nach der 'Einheit in Wittgensteins Wandlungen'.[56] Verschiedentlich wurde sogar behauptet (A.Kenny), "daß die Theorie der Bedeutung als die des Gebrauchs eine Ergänzung, kein Konkurrent der Abbildtheorie" sei.[57] Eine ähnliche Auffassung vertritt J.Bogen.[58] Die Bildtheorie des Satzsinnes ist aber unabdingbar verbunden mit der Forderung der gleichen logischen Multiplizität von Bild und Abgebildetem, mit der Forderung von 'einfachen Zeichen' und mit der Forderung, diese Beziehung von (einfachen) Zeichen und (einfachem) Gegenstand nach Maßgabe der Namensrelation zu begreifen, kurz, mit dem Begriff der 'Logischen Analyse'. Wie gezeigt wurde sind dies aber gerade die Punkte, an denen die Wittgensteinsche Selbstkritik ansetzt. Ich sehe keine Möglichkeit, wie angesichts von Wittgensteins Relativierung der Logischen Analyse und des In-Frage-Stellens jener abbildtheoretischen Prämissen, die Bildtheorie als auch für das Spätwerk gültig behauptet werden kann, ohne deren Begriff entscheidend aufzuweichen. Wenn Kenny[59] konzedieren muß, daß die Entwicklung der Begriffs des 'Sprachspiels' und der 'Familienähnlichkeit' "zwar eine grundlegende Änderung, aber nicht die Aufgabe dieser Theorie" erforderlich mache, so möchte ich nicht darüber streiten, von welchem Punkt an so entscheidende Änderungen einer Aufgabe der Theorie, resp. der Konzipierung einer neuen

Theorie gleichkommen, sondern diese These als einen sinnvollen Hinweis darauf lesen, Wittgensteins philosophisches Werk nicht durch eine allzu eingängige, strikte Dichotomie überzuvereinfachen und dadurch die Linien der Kontinuität zu übersehen.

Und solche Verbindungslinien sind in der Tat - wenn auch zuallererst im Hinblick auf die Fragestellung - vorhanden. Gemeinsam ist vor allem der sprachkritische Impetus[60], die Auffassung, daß die Oberfläche unserer Gebrauchssprache uns irreleitet und den Philosophen in Probleme sui generis verstrickt.[61] So verschieden die Konzepte der 'Logischen Analyse' und des 'Sprachspiels' sind, sie dienen vergleichbaren sprachtherapeutischen Zwecken.[62] Gemeinsam ist sowohl dem 'Traktat' als auch dem Spätwerk, daß die logische bzw. begriffsanalytische Untersuchung der Sprache die Philosophie von der "Verhexung unseres Verstandes durch die Mittel unserer Sprache"[63] kurieren soll. Im 'Traktat' waren wir z.B. auf die Kritik an der durch die Oberflächenform der Sprache oktroyierte Gleichsetzung von veritativem und prädikativem Sein gestoßen, ähnlich, aber allgemeiner, wendet sich der späte Wittgenstein gegen den essentialistischen Identitätszwang, den ein bestimmtes 'Bild' von der Sprache[64] uns aufzwingt ("Ein Substantiv läßt uns nach einem Ding suchen, das ihm entspricht").[65] Aber forderte Wittgenstein im 'Traktat', - um Irrtümer zu vermeiden, die daraus resultieren, daß ein 'Zeichen' verschiedene 'Symbole' zum Ausdruck bringt,-eine Zeichensprache, die den Regeln einer 'logischen Syntax' gehorcht[66], so soll nun die Elimination der philosophischen Probleme durch die Rückführung der metaphysischen, philosophischen Verwendung der Wörter auf ihre alltägliche ermöglicht werden.[67] Das Resultat der sprachkritischen Therapie ist das 'Klarwerden von Sätzen', die philosophischen Probleme sollen vollkommen verschwinden.[68] Beide Positionen sind sich darin einig, daß die Sätze der natürlichen Sprache logisch vollkommen geordnet sind[69], aber im 'Traktat' resultieren die philosophischen Probleme daraus, daß diese logische Ordnung verborgen ('verkleidet'[70]) ist, während für das Spätwerk die Probleme dann entstehen, wenn sich der Sprachgebrauch (etwa im

philosophischen Diskurs) von dem alltäglichen entfernt und dabei der Richtung folgt, die ein 'Bild' vom Funktionieren der Sprache ihm suggeriert[71], er dabei 'leerläuft'[72], 'feiert'.[73]

Gemeinsam schließlich ist dem 'Traktat' und dem Spätwerk in erster Linie die Fragestellung: Wodurch haben Sätze Sinn, Ausdrücke Bedeutung; wie kommt es, daß wir uns mit Sätzen etwas über die Welt mitteilen können.

2.2. Exkurs: Das Meinen als ideelle Deixis:

Der Hinweisdefinition ist auch ein Gedanke nachgebildet, der vielen sprachtheoretischen Positionen zugrunde gelegt wird, auf den aber hier nur kurz im Rahmen von Wittgensteins Argumentation eingegangen werden kann. In Fällen des Fehlschlagens der Referenz, oder allgemein in Fällen des Unverständnisses fragen wir oft: 'Wen oder was hast du damit gemeint?' So wird vielfach, besonders im angelsächsischen Bereich (ev. auch aufgrund der Äquivokation von 'to mean' - 'meinen' und 'bedeuten') das Meinen zum Konstitutivum von Bedeutung erhoben. Dabei erscheint das Meinen als ein geistiges Gerichtetsein, ein geistiges Zeigen auf einen intentionalen Gegenstand.[74] 'Meinen' meint dabei: unsere geistige Aufmerksamkeit auf etwas richten, auf etwas 'im Geiste' deuten. Wenn wir aber unseren Gebrauch dieses Ausdrucks uns genauer vor Augen führen, so finden wir recht verschiedene Fälle.[75] Die These von der Unzerstörbarkeit der 'Gegenstände' sollte im 'Traktat' - wie Wittgenstein im sog. 'Blauen Buch' ausgeführt[76] - auch Antworten auf Fragen der folgenden Art ermöglichen:

"Wie kann man denken, was nicht der Fall ist? Wenn ich denke, daß King's College brennt, wenn es nicht brennt, dann existiert die Tatsache, daß es brennt nicht! Wie kann ich sie dann denken?"77)

Die gleiche Frage stellt sich für andere psychologische Verben wie:'Wünschen', 'Meinen', 'Hoffen', 'Erwarten', 'Vorstellen' etc. Der 'Traktat' gab darauf die atomistische Antwort, daß komplexe Sachlagen, die existieren können oder nicht, aus einfachen Gegenständen zusammengesetzt sind, die unzerstörbar sind:

"Angenommen, wir fragen:'Wie kann man sich vorstellen, was nicht existiert?' Die Antwort scheint zu sein:'Wenn wir das können, stellen wir uns nicht-existierende Kombinationen von existierenden Elementen vor.' Ein Zentaur existiert nicht, aber Kopf, Torso und Arme eines Menschen sowie Beine eines Pferdes existieren."78)

In diesem Sinn gibt der 'Traktat' eine Antwort auf obige Frage: Wir können uns mögliche Welten denken, vorstellen, weil wir sie aus den elementaren Bestandteilen unserer Welt konstruieren, oder genauer im Hinblick auf den 'Traktat', weil wir sie aus der unzerstörbaren 'Substanz' der Welt

konstruieren. Wir könnten nun auf obige Frage entgegnen:

"'Da die Tatsache, die, wenn sie existierte, unsern Gedanken wahr machen würde, nicht immer existiert, ist es nicht die Tatsache, die wir denken.'" 79)

Aber entspricht dies tatsächlich der Grammatik des Ausdrucks 'Tatsache', so wie wir ihn gebrauchen? Sagen nicht 'Ich stelle mir die Tatsache, daß das College brennt, vor' und 'Ich stelle mir vor, daß das College brennt' beide dasselbe?[80] Ein Gegenstand unseres Gedankens muß existieren, so meinen wir, er soll aber in diesem Fall eine Tatsache sein, die nicht existiert. Die Konfusion entsteht, weil wir die Form der Frage 'Wie kann man denken, was nicht der Fall ist?' nach der Form von Fragen - wie Wittgenstein sarkastisch bemerkt - wie: 'Wie kann man einen Dieb hängen, der nicht existiert?' auffassen.[81] So müssen wir sagen, daß ein Unterschied besteht zwischen dem Gegenstand unseres Denkens (dem, was wir denken, unserem Gedanken) und dem Gegenstand, über den wir uns Gedanken machen. Dann sind wir geneigt zu sagen, daß dieser Gegenstand unseres Denkens, was wir denken, vorstellen etc., nicht die Tatsache, die unseren Gedanken wahr machen würde, wenn sie existierte, ist, sondern quasi ein 'Schatten': "Es gibt verschiedene Namen für diesen Schatten, z.B. 'Satz', 'Sinn des Satzes'."[82] Das Problem ist:

"Wir denken an Dinge - aber wie kommen diese Dinge in unsere Gedanken? Wir denken an Herrn Schmidt, aber Herr Schmidt braucht nicht gegenwärtig zu sein. Ein Bild von ihm ist unzureichend; denn woher sollen wir wissen, wen es darstellt?" 83)

Der wirkliche Herr Schmidt kann nicht in unseren Gedanken vorkommen, aber auch sein Bild genügt uns nicht. Wir wollen auf ihn zeigen, aber er ist ja nicht da. Also sind wir versucht zu sagen, daß wir 'irgendwie' im Geiste auf ihn zeigen, ihn meinen. Wie kann ich in Europa jemand meinen können, der sich in Amerika befindet, fragt Wittgenstein sarkastisch. Kein seltsamer geistiger Akt befördert Herrn Schmidt in unseren Gedanken und wir deuten auch nicht mit einem geistigen Zeigefinger auf ihn. Aber wir sind versucht, uns vorzustellen, daß wir unsere Aufmerksamkeit, unsere Intention etc. auf ihn wie einen intentionalen, geistigen Zeigestab richten, daß wir mit unserem Kopf sozusagen unmerklich in die Richtung deuten, in der er sich

befindet etc. Dort wo wir einen körperlichen Vorgang erwarten, aber keinen finden, konstruieren wir einen 'geistigen'.[84]

"Jemand sagt: 'Herr N wird mich heute nachmittag besuchen.' Ich frage ihn 'Meinst du den?' und zeige auf jemanden, der gegenwärtig ist, und er antwortet: 'Ja'. In dieser Unterhaltung wurde eine Verbindung zwischen 'Herr N' und Herrn N hergestellt. Aber wir sind versucht zu denken, daß der Geist meines Freundes die Verbindung hergestellt haben muß, während dieser sagte 'Herr N wird mich besuchen' und meinte, was er sagte." 85)

Weil in manchen Fällen, wenn wir erklären, wen wir meinen, auf jemanden zeigen, meinen wir, daß 'Meinen' ebenfalls ein solcher Vorgang ist, ein Zeigen, nur kein körperlicher, sondern eben ein - geistiger.

Warum soll aber etwas zu sagen und es auch zu meinen in einem Sagen und einem Meinen bestehen? Finden wir in vielen Fällen nicht nur ein Sagen und keinen begleitenden Vorgang des Meinens? Im Hinblick auf einen anderen intentionalen Ausdruck, den des Wünschens, führt Wittgenstein aus, was er ebensogut auf das Meinen bezogen wissen will:

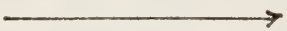
"In völliger Übereinstimmung mit unserer gewöhnlichen Ausdrucksweise denken wir an die Tatsache, die wir uns wünschen, als eine Sache, die noch nicht hier ist und auf die wir deshalb nicht zeigen können. Und um nun die Grammatik unseres Ausdrucks 'Gegenstand des Wunsches' zu verstehen, wollen wir die Antwort, die wir auf die Frage 'Was ist der Gegenstand deines Wunsches?' geben, betrachten. Die Antwort auf diese Frage ist natürlich 'Ich wünsche, daß das-und-das geschehen möge.' Was wäre nun die Antwort, wenn wir weiter fragten: 'Und was ist der Gegenstand dieses Wunsches?' Sie könnte nur in einer Wiederholung unseres vorhergehenden Ausdrucks des Wunsches bestehen, oder sonst in einer Übersetzung in einen anderen Ausdruck." 86)

Wie kann ferner etwas der 'Schatten' einer Tatsache sein, die nicht existiert, oder wie können wir wissen, wovon der Schatten ein Schatten ist? Der 'Traktat' gab auf diese Frage die Antwort, daß der Satz ein Bild der Tatsache sei. Was aber heißt es, so fragt Wittgenstein nun auf begriffsanalytischer Ebene, ein <u>Bild</u> von etwas zu sein? Ist etwas ein Bild, weil es dem, was es abbildet ähnlich ist? Ein Portrait kann bspw. mehr oder weniger ähnlich sein, d.h. aber auch - und das ist entscheidend - es kann das, was es wiedergibt, so wiedergeben, wie es nicht in Wirklichkeit ist. Es kann unähnlich sein unddennoch ein Bild sein, al-

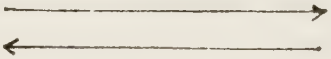
so kann die Ähnlichkeit nicht das sein, was das Bild zum Bild macht.[87] Ein Konstitutiv des Abbildens ist sicherlich die Absicht, aber keineswegs ein hinreichendes, denn man kann vielerlei beabsichtigen.

"Angenommen, wir sagen: 'Daß ein Bild ein Portrait eines bestimmten Gegenstandes ist, besteht darin, daß es von dem Gegenstand in einer bestimmten Weise abgeleitet wird." 88)

Dieser "Vorgang, ein Bild von einem Gegenstand abzuleiten", läßt sich als 'Projektionsvorgang' bezeichnen.[89] Der 'Traktat' verstand in diesem Sinn das Abbilden als die Projektion eines isomorphen artikulierten Feldes auf ein anderes. Aber für Wittgenstein ist diese Konzeption nun vor eine entscheidende Schwierigkeit gestellt: "Denn was für einen Projektionsvorgang (-tätigkeit) wir auch immer beschreiben mögen, - es gibt eine Möglichkeit, diese Projektion umzudeuten".[90] Wittgenstein diskutiert folgendes Beispiel: Wir geben jemand den Befehl, in die Richtung zu gehen, in die der Pfeil



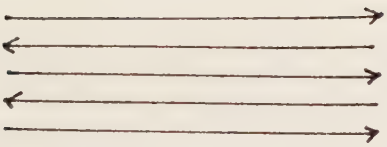
weist. Aber warum sollte der, der den Befehl ausführt, diesen Pfeil nicht so deuten, daß er in die dem Pfeil entgegengesetzte Richtung geht. Uns scheint der Pfeil als solcher, seine materielle Form schon allein, die Richtung zu weisen. Aber dies ist ein Trugschluss, wir deuten ihn so. Wir können uns Fälle denken, in denen wir vereinbaren, den Pfeil in einem seinem normalen Sinn entgegengesetzten Sinn zu deuten und können dies durch weitere Symbole verdeutlichen:



Wenn wir den Pfeil als Zeichen gebrauchen, dann meinen wir ihn in der und der Weise, wollen, daß er in der und der Weise gedeutet werde:

"Und dieser Vorgang des Meinens (...) kann mittels eines anderen Pfeiles (der im selben Sinn oder im entgegengesetzten Sinn wie der erste zeigt) wiedergegeben werden."91)

Meinen und Sagen erscheinen von daher - und das ist wichtig - als zwei 'verschiedene Sphären' der Symbolik. Diese Stufen des Sagens und seiner Deutung lassen sich vervielfachen. Bspw. so:



usf.

Aber auf welcher x-ten Stufe des Sagens wir es um die Stufe des Meinens überschreiten, es wird eine vorab letzte Deutung geben, denn es muß sie doch geben. Nun schreiben wir diese aber als Symbol, als Pfeil, nieder, warum sollen wir dann aber, statt zu sagen, daß kein Pfeil seine Bedeutung für sich aufweist, weil die Bedeutung auf seiner Deutung erst beruht, sagen, daß jeder Pfeil seine Bedeutung hat. Die Bedeutung soll aber die letzte Deutung sein, sie darf nicht mehr gedeutet werden können.[92] Wenn aber die Bedeutung auf einem Deutungsakt beruht, so müssen wir auch sagen können, was der Unterschied ist zwischen dem Zeichen und seiner Deutung, was dieser geistige Akt der Deutung ist. Begleitet die Äußerung eines Ausdrucks, eines Satzes etc., immer ein geistiger Akt des Deutens, des Meinens, des sich Vorstellens der Bedeutung o.ä.? Wäre dies so, müßten wir dann nicht sinnvoll fragen können: Wie lange hast du gemeint? Müßten wir dann nicht den Vorgang des Meinens selbst noch einmal in Worte kleiden können, ähnlich wie wir oben verschiedene Pfeile unter den ersten schrieben? Es gibt zwar Fälle, in denen wir bewußt und unabhängig vom entsprechenden Satz und seiner Äußerung etwas meinen (vorzüglich etwas anderes). Aber ist dies prinzipiell der Fall und erforderlich? Daß dies nicht prinzipiell der Fall sein muß, versucht Wittgenstein zu zeigen.[93] Wir analogisieren die beiden Ausdrücke 'etwas sagen' und 'etwas meinen' und beziehen sie als zwei parallele Vorgänge aufeinander.[94] Der geistige Akt des Meinens begleitet dieser Auffassung nach den Akt des Sagens als notwendige Bedingung. Er begleitet ihn wie ein Klavierspieler einen Sänger begleitet. Ton für Ton folgt er jedem Wort, Meinen für Meinen folgt Wort für Wort.

"Mache das folgende Experiment: sage und meine einen Satz, z.B. 'Es wird wahrscheinlich morgen regnen'. Nun denke denselben Gedanken noch einmal und meine, was du eben gesagt hast, jedoch ohne etwas zu sagen (weder laut noch zu

dir selbst). Sollte es der Fall sein, daß die Tätigkeit zu denken, daß es morgen regnen wird, die Tätigkeit zu sagen, daß es morgen regnen wird, begleitet, dann tue das erste und lasse das zweite. Wenn Denken und Sprechen sich zueinander verhielten wie die Worte und die Melodie eines Liedes, dann könnten wir das Sprechen lassen und nur denken, ebenso wie wir die Melodie ohne die Worte singen können." 95)

Auch daß wir gedankenlos sprechen können, stellt keinen Einwand dar, denn unterscheidet sich 'Sprechen und Meinen, was man sagt' <u>während</u> des Vorgangs des Sprechens tatsächlich von jenem? Wohl aber unterscheidet es sich z.B. im Hinblick auf die Konsequenzen und Umstände. Wir sagen z. B.: 'Dies war eine gedankenlose Äußerung' um Konsequenzen abzuwehren, und wollen sagen: 'Wir haben es nicht so gemeint'. Oder: 'Wir haben uns nichts dabei gedacht'. Dieses Beispiel zeigt auch, in welchem Sinn wir Ausdrücke wie 'Meinen' verwenden: So z.B. um richtigzustellen, wie Äußerungen aufzufassen sind. 'Gedankenlos sprechen' könnte heißen, einen Satz vorlesen und versuchen nichts dabei zu assoziieren, sich nichts vorzustellen, seine Aufmerksamkeit auf anderes zu lenken etc. Aber dies sind verschiedene und unterschiedliche Vorgänge und Tätigkeiten, sie bilden keinen einheitlichen geistigen Akt. Wir können dies prüfen: Wäre es so, daß Sagen und Meinen zwei unabhängige Aktivitäten darstellten, einen Mechanismus, wo wir den einen Vorgang abschalten können während der andere weiterläuft, so müßten wir ganz unproblematisch den Gedanken eines Satzes auch ohne den Satz denken können und zwar dabei dasselbe tun, was wir der These nach, wenn wir den Satz äußern, außerdem tun, wenn wir auch meinen, was wir sagen.

"Besteht die Tätigkeit, einen Satz zu denken, ohne ihn zu sprechen, einfach darin, mit dem fortzufahren, was die Worte begleitet, und die Worte auszulassen? Versuche, die Gedanken eines Satzes ohne den Satz zu denken, und sieh, ob es das ist, was geschieht." 96)

Die Sprache übt einen Identitätszwang auf unser Denken aus: Ein Verbum ('Meinen', 'Denken') läßt uns nach <u>einer</u> Tätigkeit suchen und weil man in einem bestimmten Sinn mit recht sagen kann: Ich meine bzw. ich meine nicht, das, was ich sage, soll ein identischer Akt des Meinens unser begleiten. Wittgenstein setzt dagegen einen zentralen sprachtherapeutischen Gedanken seines Spätwerks: <u>Einem</u> Ausdruck,

einem Substantiv, muß nicht in jedem Fall ein Ding, eine homogene Gegenstandsart entsprechen, einem Verb nicht in jedem Fall eine identische Aktivität, ein Akt etc., sondern in gegebenen Zusammenhängen (Sprachspielen) können sie Verschiedenes bezeichnen, oder besser: wir können Verschiedenes mit ihnen sagen.

"Wir haben es hier mit einer der großen Quellen philosophischer Verwirrung zu tun: Ein Substantiv läßt uns nach einem Ding suchen, daß ihm entspricht." 97)

Wesensfragen wie 'Was ist Bedeutung?', 'Was ist Meinen?', 'Was ist Denken?' verursachen uns einen "geistigen Krampf"[98], sie setzen unser Denken unter Identitätszwang. Wir schließen von der Existenz einer sprachlichen Entität auf die Existenz einer nichtsprachlichen Entität und übersehen, simplifizieren die Vielfalt dessen, was wir mit einem Ausdruck sagen können. Die Wörter passen nicht auf die Gegenstände wie der Deckel auf den Topf, sondern man kann mit ihnen (wie etwa mit den Werkzeugen in einem Werkzeugkasten) Verschiedenes anfangen. Und doch war dies, in einer subtilen Form, die Auffassung des 'Traktats'. 'Einfache Zeichen' und 'Gegenstände' waren dort eineindeutig zugeordnet. Wittgensteins Kritik gilt hier aber nicht der ausgefeilten logischen Semantik des 'Traktats', sondern dem sprachtheoretischen Paradigma, das tief im 'commonsense' verwurzelt ist.

"'Meinen' ist eines der Wörter, von denen man sagen kann, daß sie Gelegenheitsarbeiten in unserer Sprache ausführen. Diese Wörter verursachen die meisten philosophischen Verwirrungen." 99)

Und es gibt wichtige Gelegenheitsarbeiter. Ein solcher ist der Ausdruck 'Meinen'. Er fungiert nicht als Deckel für den Topf, in dem der Geist brodelt, sondern - um im Bilde zu bleiben - eher als ein Topflappen: Man kann mit ihm ein heißes Eisen anfassen, aber auch u.U. die verschüttete Suppe aufwischen.

2.3. Bezeichnen in der Praxis des 'Sprachspiels'

Das auf den Begriff des 'Meinens' aufgebaute bedeutungstheoretische Paradigma erwies sich als dem der ostensiven Definition nachgebildet. Die ostensive Definition ist nicht nur ein sprachlogisches Prinzip der Spezifikation des Gegenstandes, den ein Name oder allgemein ein hinweisender Ausdruck bezeichnet, sondern entspringt generell einer 'Common-sense'-Auffassung der Sprache, einem bestimmten 'Bild', das wir uns von der Sprache machen.[100] In Liliput, so erfährt Gulliver, erklärt sich die gelehrte Welt Sinn und Zweck des menschlichen Sprachgebrauchs wie folgt: Früher, so sagt man, bevor die Menschen die Sprache erlernten, hätten alle, um sich zu verständigen, einen Sack auf dem Rücken getragen, in dem sich die wichtigsten Gegenstände, derer sie im Alltag benötigten, befunden hätten, und statt sich Worte zu sagen, hätten sie sich Gegenstände vorgezeigt. Diese satirische Vorform eines Sprachspiels führt auf ein grundlegendes Paradigma der Sprachtheorie. Nach unserer gewöhnlichen Auffassung lernen Kinder die Bedeutung eines Ausdrucks, indem die Erwachsenen auf einen Gegenstand zeigen, den dieser Ausdruck bedeutet.Der Lehrer deutet auf das, was das Wort bedeutet.Wittgenstein exemplifiziert die oben dargestellte Auffassung mit einem Augustinus-Zitat,mit dem er die 'Philosophischen Untersuchungen' einleitet und in dem jenes Sprachmodell resümiert wird:[101]

"Nannten die Erwachsenen irgendeinen Gegenstand und wandten sich dabei ihm zu, so nahm ich das wahr und begriff, daß der Gegenstand durch die Laute, die sie aussprachen, bezeichnet wurde, da sie auf ihn hinweisen wollten. (...) So lernte ich nach und nach verstehen, welche Dinge die Wörter bezeichneten, die ich wieder und wieder, an ihren bestimmten Stellen in verschiedenen Sätzen, aussprechen hörte."102)

Jener philosophische Begriff der Sprache ist, so meint Wittgenstein, in einer primitiven Vorstellung von ihrem Funktionieren zuhause. Aber: man kann auch sagen, es sei die Vorstellung einer primitiveren Sprache als der unseren.[103]

Wittgenstein konstruiert nun selbst zur Klärung der Implikationen dieser Vorstellung solch eine primitive

Sprache, das bekannte Sprachspiel der Bauleute.[104] Dieses Sprachspiel besteht aus: einem Bauenden A, einem Gehilfen B und den Wörtern: 'Würfel', 'Säule', 'Platte', 'Balken'. A ruft diese Wörter und B bringt die solchermaßen bezeichneten, entsprechenden Gegenstände. Der ersten Schluß, den Wittgenstein zieht, ist, daß diese Darstellung eines Verständigungsystems, konstruiert nach Augustins Auffassung, zwar nicht unsinnig sei, jedoch brauchbar nur für dieses engumschriebene Gebiet. Es kann aber nicht als Modell für das Ganze der Sprache dienen, wie Augustin nahelegt.[105] Solche primitiven Formen der Sprache kommen vor, wenn das Kind sprechen lernt.[106]

"Wir können uns auch denken, daß der ganze Vorgang des Gebrauchs der Worte in (2) eines jener Spiele ist, mittels welcher Kinder ihre Muttersprache erlernen. Ich will diese Spiele 'Sprachspiele' nennen, und von einer primitiven Sprache manchmal als einem Sprachspiel reden."107)

'Sprachspiele' werden hier als methodisch konstruierte Mittel der Klärung sprachphilosophischer Prämissen vorgeführt und sind zum anderen praktizierte Formen elementarer Verständigungssysteme.Finden sich offensichtlich solche primitiven Formen der Sprache, wie das skizzierte Sprachspiel, beim Sprechenlernen, so stellt sich doch die Frage, wie sie erlernt werden. In dem genannten Sprachspiel läßt sich keine Erklärung geben,[108] die Wörter sind Namen und lassen sich nicht durcheinander definieren. Es gibt hier kein sprachliches Erklären, sondern nur ein 'Abrichten', jene Ausdrücke können nur hinweisend gelehrt werden.

"Ein wichtiger Teil der Abrichtung wird darin bestehen, daß der Lehrende auf die Gegenstände weist, die Aufmerksamkeit des Kindes auf sie lenkt, und dabei ein Wort ausspricht; z.B. das Wort 'Platte' beim Vorzeigen dieser Form.(Dies will ich nicht 'hinweisende Erklärung', oder 'Definition', nennen, weil ja das Kind noch nicht nach der Benennung fragen kann. Ich will es 'hinweisendes Lehren der Wörter' nennen. (...))
(...) Dieses hinweisende Lehren der Wörter, kann man sagen, schlägt eine assoziative Verbindung zwischen dem Wort und dem Ding: Aber was heißt das?"109)

Läßt sich also doch nach den vorangehenden kritischen Erwägungen ein voraussetzungsloses 'hinweisendes Lehren' rechtfertigen? Halten wir uns aber vor Augen, daß die von Wittgenstein im Sprachspiel konstruierte Situation die eines bloßen Hinweisens auf das Referenzobjekt bereits

entscheidend übersteigt: Die Deixis ist hier nicht voraussetzungslos Prinzip der Determination des referentiellen Bezugs eines Zeichens, das 'hinweisende Lehren' hat eine entscheidende Voraussetzung: Das Referenzobjekt wird nicht erst dadurch bestimmt, daß auf es hingewiesen wird, es ist vorab schon dadurch bestimmt, daß mit ihm etwas getan wird. Hinweisendes Lehren ist hier möglich, aber es ist nur deshalb möglich, weil es nicht bloßes Zeigen auf ein nicht weiter bestimmtes Objekt im Wahrnehmungsfeld ist, sondern weil es eingebettet ist in die praktische Tätigkeit, in das praktische Handhaben des Objekts, auf das die Sprecher referierend Bezug nehmen. Das Referenzobjekt, die Platte, wandert von Hand zu Hand. So ist die Determination der Referenz als Identifikation eines singulären Objekts in einem komplexen Wahrnehmungsfeld gar keine Frage. Platte, Würfel, Säule, Balken sind praktisch (durch das Bauen) als mögliche Referenzobjekte bestimmt. Wird der referentielle Bezug des Ausdrucks zum praktischen Problem, so kann im Rahmen dieser Alternativen die Deixis tatsächlich auch das intendierte Referenzobjekt selegieren. Die Möglichkeit eines 'hinweisenden Lehrens', das nicht auf ein Identifikationswissen zurückgreift, gründet also in primitiven Sprachspielen wie diesem darauf, daß im Horizont dieses Sprachspiels Alternativen möglicher Referenzobjekte schon praktisch eingegrenzt sind. D.h. sie gründet darin, "daß das Sprechen der Sprache ein Teil ist einer Tätigkeit."[110)]

Wittgenstein erweitert nun das in §2 skizzierte Sprachspiel um deiktische Ausdrücke, Zahlwörter und eine Anzahl von Farbmustern. Jetzt sind Befehle der Art 'd-Platte dorthin!' möglich.[111)] Hier entstehen aber erste Probleme für das Konzept des hinweisenden Lehrens. Ein 'dieses' und ein 'dort' ist jedes gezeigte Objekt, ein 'dorthin' jedes Zeigen, ein 'eins' ist ein jedes.[112)] Zwar werden Zahlwörter wohl zunächst von Kindern als "Bezeichnung für mit dem Auge erfassbare Gruppen von Dingen" gelernt, aber darin erschöpft sich nicht der Sinn der Reihe der natürlichen Zahlen. Und was bezeichnen diese Ausdrücke? Augustinus macht gar keinen Unterschied der Wortarten.[113)] Ebenso bleibt die Satzform unberücksichtigt. Ist der Ruf 'Plat-

te' im Sprachspiel ein Satz oder ein Wort?[114] Oder könnte man sagen, dies sei ein 'verkürzter' bzw. elliptischer Satz? Aber im Sprachspiel des §2 gibt es gar keine Möglichkeit einer expliziten Form und wenn wir das Sprachspiel dahingehend erweitern, warum sollte man nicht umgekehrt den expliziten Satz als verlängerte Form betrachten?
Es gibt aber nicht nur eine Satzart wie in diesem Sprachspiel. Man könnte sich leicht eine Sprache vorstellen, die nur aus Meldungen und Befehlen (etwa in einer Schlacht) besteht, aber es ist die nicht unsere.[115] Wittgenstein konstruiert wiederum ein ähnliches Sprachspiel.[116] Der Satz 'Fünf Platten.' sei einmal als Befehl gebraucht, wie in §2, zum anderen als Meldung des Gehilfen auf die Frage nach der Anzahl von Platten auf einem Stoß. Mit 'Befehl' und 'Behauptung' (Imperativ, Indikativ) sind die Modi in das Sprachspiel eingeführt, denen die Namentheorie ebenfalls nicht Rechnung trägt, ferner ist die Frageform vorausgesetzt. Was ist nun der Unterschied zwischen 'Fünf Platten', geäußert als Befehl und als Behauptung? Vielleicht der Tonfall, bzw. das Satzzeichen, obwohl Befehle und Behauptungen in mancherlei Ton gesprochen werden können. Sicherlich aber die Rolle, die das Aussprechen dieser Worte im Sprachspiel spielt, d.h. die Praxis, die aus ihm folgt und in der diese Worte ihren verschiedenen Stellenwert haben. Und so soll das Wort 'Sprachspiel' hervorheben, "daß das Sprechen der Sprache ein Teil ist einer Tätigkeit, oder einer Lebensform."[117]
In den Sprachspielbegriff geht also eine dritte Bestimmung ein. Sprachspiele sind also nicht nur methodische Konstruktionen zur Klärung sprachphilosophischer Probleme, sie sind nicht nur praktizierte Verständigungssysteme, sondern sie schließen außersprachliche Tätigkeiten ein, sind praktische Lebensformen.[118] "Ich werde das Ganze der Sprache und der Tätigkeiten, mit denen sie verwoben ist, das 'Sprachspiel' nennen.[119]
Sprachspiele sind mannigfaltiger Art wie die Lebensformen, denen sie entspringen. Wittgenstein illustriert dies durch Beispiele:

"Befehlen, und nach Befehlen handeln -
Beschreiben eines Gegenstandes nach dem Ansehen, oder nach

Messungen -
Herstellen eines Gegenstandes nach einer Beschreibung/ Zeichnung
Berichten eines Hergangs -
Über den Hergang Vermutungen anstellen -
(...)
Eine Geschichte erfinden; und lesen -
Theater spielen -
Reigen singen -
Rätselraten -
Einen Witz machen; erzählen -
Ein angewandtes Rechenexempel lösen -
Aus einer Sprache in eine andere übersetzen -".[120]

Während die Sprechakttheorie[121] hier ansetzend versucht, für die illokutionäre Rolle von Äußerungen Regelsysteme zu formulieren und die praktische Dimension des Sprachspielbegriffs auf die reflexive Intentionalität gelingender oder fehlschlagender Interaktionen verkürzt[122], - wohingegen für Wittgenstein die referenzsemantische Problematik des Bezugs auf Gegenstände gerade Ausgangspunkt seiner Überlegungen war -, wehrt dieser sich gegen eine strenge Systematisierung:

"Diese Mannigfaltigkeit ist nichts Festes, ein für allemal Gegebenes; sondern neue Typen der Sprache, neue Sprachspiele, wie wir sagen können, entstehen und andere veralten und werden vergessen." 123)

Stattdessen gebraucht Wittgenstein einige recht plastische Bilder. So wenn er die Sprache mit einer Stadt vergleicht, in der an einen Kern mit einem "Gewinkel von Gäßchen und Plätzen, alten und neuen Häusern und Zubauten aus verschiedenen Zeiten" eine "Menge neuer Vororte mit geraden und regelmäßigen Straßen und mit einförmigen Häusern" angebaut sind.[124] Oder wenn er die Verschiedenheit des Gebrauchs von Ausdrücken mit den Handgriffen und Hebeln im Führerstand einer Lokomotive vergleicht.[125]

Wenn wir das Verschiedenartigste mit den Sätzen tun, die wir äußern, so kann das Bezeichnen und Aussagen nicht alles sein. Die Beschreibung der Bezeichnungsfunktion der Sprache, wie sie die Namentheorie allein im Auge hat, kann also nur eine verkürzte Beschreibung sein, eine abgekürzte Beschreibung des Wortgebrauchs.[126] Und diese ist sicher sinnvoll, so wenn man Mißverständnisse beseitigen will oder etwa eine Sprachregelung treffen will. Die symbolische Funktion des Bezeichnens als eine zweistellige Relation der Zuordnung zweier Entitäten, eines Zeichens und

eines Gegenstandes,

wie sie die formalen Zeichenmodelle, etwa das von Morris[127], begreifen, ist also für Wittgenstein Resultat einer Abstraktion vom Sprachgebrauch, der nicht bloß additiv als pragmatische Relation zur Bezeichnungsrelation hinzugefügt werden kann, sondern diese erst konstituiert. Derartigen semantischen Theorien würde Wittgenstein zum Vorwurf machen, daß sie eine die tatsächliche Vielfalt des Sprachgebrauchs 'abkürzend' beschreibende Sprechweise als Beschreibung der für die Sprache konstitutiven symbolischen Funktion nehmen, damit aber den realen Sprachgebrauch nach Maßgabe einer Form seiner Beschreibung verkürzen. Wittgensteins gegen wesensphilosophische Tendenzen gerichtete Polemik zielte vor allem auf die These: Daß es eine und nur eine für die Sprache konstitutive symbolische Funktion gibt, die des Bezeichnens, von der andere pragmatische, soziale etc. Funktionen der Sprache zehren. Wittgenstein hält dem entgegen, daß die Rede vom 'Bezeichnen' nur eine abkürzende, unter bestimmten Gesichtspunkten vorgenommene und keine auf alle Formen des Sprachgebrauchs passende Beschreibung sein kann; daß in der Reflexion über Sprache das Bezeichnen eine vom vorgeordneten Sprachgebrauch abgeleitete Kategorie sei. M.a.W. nicht jeder Gebrauch, den wir von einem Ausdruck machen, ist ein bezeichnender, referierender Gebrauch. Nicht jeder von uns gebrauchte Ausdruck referiert auf etwas.

Im Hinblick auf das Sprachspiel der Bauleute fragt Wittgenstein: "Was bezeichnen nun die Wörter dieser Sprache? - Was sie bezeichnen, wie soll ich das zeigen, es sei denn in der Art ihres Gebrauchs?"[128] Wenn wir fragen, was ein Ausdruck bezeichnet, so wollen wir die Beschreibung seines Gebrauchs auf die Form bringen: das Wort 'X' steht für den Gegenstand Y. Die Form der Frage, bzw. der Beschreibung läßt uns eine zweistellige Relation zwischen einem Zeichen und einem Gegenstand erwarten. Der Ausdruck 'Tisch' bezeichnet einen Tisch. Die Form dieser Sprachbeschreibung führt direkt in metasprachliche Semantiken. In dieser Hinsicht versucht Wittgenstein die Grammatik

des Ausdrucks 'Bezeichnen' zu analysieren.

"Nun man kann ja die Beschreibung des Gebrauchs des Wortes 'Platte' dahingehend abkürzen, daß man sagt, dieses Wort bezeichnet diesen Gegenstand. Das wird man tun, wenn es sich z.B. nurmehr darum handelt, das Mißverständnis zu beseitigen, das Wort 'Platte' beziehe sich auf die Bausteinform, die wir tatsächlich 'Würfel' nennen, - die Art und Weise dieses 'Bezugs' aber, d.h. der Gebrauch dieser Worte im übrigen, bekannt ist." 129)

Wir gebrauchen den Ausdruck 'bezeichnen' bspw. dann, wenn wir Mißverständnisse aufklären wollen.

"Wenn wir sagen: 'Jedes Wort der Sprache bezeichnet etwas' so ist damit vorerst noch gar nichts gesagt; es sei denn, daß wir genau erklärten, welche Unterscheidung wir zu machen wünschen." 130)

In welchen Situationen könnten wir z.B. auf Fragen wie: 'Wozu gebrauchst du den Ausdruck 'X' antworten: 'Um X zu bezeichnen'?

Wir könnten damit z.B. Ausdrücke einer entsprechenden Sprache von bedeutungslosen Lautäußerungen unterscheiden wollen. Oder wenn wir sagen: Dieses Wort bezeichnet etwas, könnten wir damit meinen, daß es eine Bedeutung habe; aber es wäre ein Kurzschluß zu folgern, daß deshalb die Bedeutung eines Ausdrucks mit einer Relation des Bezeichnens identisch wäre. Was ist z.B. das behauptete Gemeinsame des Bezeichnens bei folgenden Wörtern:

'Wasser!'
'Fort!'
'Ja.'
'Au!'
'Hilfe!'
'Schön.'
'Nicht!' 131)

Kann man tatsächlich sagen, daß alle diese Ausdrücke auf die gleiche Weise etwas bezeichnen? Diese Beispiele führen uns plastisch vor Augen, wie sehr die Rede vom Bezeichnen nur eine abstrahierende Beschreibung des Sprachgebrauchs meinen kann und wie wenig dieser Begriff auf alle Formen des Sprachgebrauchs passt.

Wittgenstein will also nicht in Abrede stellen, daß wir etwas bezeichnen können, auf etwas referieren können, aber er behauptet, daß der Ausdruck 'bezeichnen' erst seinen Sinn in bestimmten Kontexten erhält, keinesfalls aber ge-

eignet ist, um einen allen Formen des Sprachgebrauchs gemeinsamen Wesenszug der Sprache zu kennzeichnen. An Sätzen wie: 'Wie bezeichnet man diese Pflanze in der Botanik?' oder 'Ich habe ihn als hinterhältig bezeichnet, aber es geschah aufgrund eines Mißverständnisses' ist nichts unverständlich, aber bedeutet der Ausdruck 'bezeichnen' in beiden Fällen dasselbe, hat er denselben Sinn? Wir können zwar bestimmte Formen des Sprachgebrauchs (künstlich) beschränken auf eine zweistellige Relation des Bezeichnens als Zuordnung eines Zeichens und einer bezeichneten Entität oder Klasse - so indem wir etwa eine extensionale Sprache konstruieren (wie im 'Traktat' oder den 'Principia Mathematica'), aber wenn wir die Komplexität und Heterogenität des Sprachgebrauchs eliminieren, indem wir diesen auf jene einzige Relation reduzieren, stoßen wir nicht auf eine gemeinsame wesentliche Grundfunktion. Es ist unser Bild vom Funktionieren der Sprache, das uns entgegen der Vielfalt des Sprachgebrauchs dieses Schema aufzwingt. Wir denken: alle Ausdrücke der Sprache dienen dazu, etwas zu bezeichnen. Wittgenstein antwortet:

"Denke dir, jemand sagte: 'Alle Werkzeuge dienen dazu, etwas zu modifizieren. So, der Hammer die Lage des Nagels, die Säge die Form des Bretts, etc. - Und was modifiziert der Maßstab, der Leimtopf, die Nägel? - 'Unser Wissen um die Länge eines Dings, die Temperatur des Leims, und die Festigkeit der Kiste.' - Wäre mit dieser Assimilation des Ausdrucks etwas gewonnen?" 132)

Ebensowenig wäre mit einer Assimilation aller Beschreibungsmöglichkeiten des Sprachgebrauchs an den Ausdruck 'Bezeichnen' etwas gewonnen. Ein ähnliches Bild verwendet Wittgenstein, wenn er die verschiedenen Formen des Sprachgebrauchs mit den verschiedenen Hebeln und Handgriffen im Führerstand einer Lokomotive vergleicht, die ebenfalls zu verschiedenen Zwecken dienen und verschiedene Funktionen haben.[133)]

Wittgenstein weist aber nicht nur die Auffassung zurück, daß das Wesentliche der Sprache im Bezeichnen besteht, sondern er geht in seiner Kritik an einer essentialistischen Sprachtheorie soweit, ein gemeinsames Wesentliches, ein für die Sprache als Sprache konstitutives Merkmal überhaupt abzulehnen:

"Hier stoßen wir auf die große Frage, die hinter allen

diesen Betrachtungen steht. - Denn man könnte mir einwenden: 'Du machst dir's leicht' Du redest von allen möglichen Sprachspielen, hast aber nirgends gesagt, was denn das Wesentliche des Sprachspiels, und also der Sprache, ist. Was allen diesen Vorgängen gemeinsam ist und sie zur Sprache, oder zu Teilen der Sprache macht. Du schenkst dir also gerade den Teil der Untersuchung, der dir selbst seinerzeit das meiste Kopfzerbrechen gemacht hat, nämlich den, die allgemeine Form des Satzes und der Sprache betreffend.' Und das ist wahr. - Statt etwas auszugeben, was allem, was wir Sprache nennen, gemeinsam ist, sage ich, es ist diesen Erscheinungen garnicht Eines gemeinsam, weswegen wir für alle das gleiche Wort verwenden, - sondern sie sind miteinander in vielen verschiedenen Weisen verwandt. Und dieser Verwandtschaft, oder diesen Verwandtschaften wegen nennen wir sie alle Sprachen." 134)

Für den 'Traktat' gab es nur eine, weltabbildende Funktion der Sprache, orientiert am assertorischen Satz. Nun kann die Sprache nicht mehr als einheitliches logisch-semantisches System von Zeichen begriffen werden, für dessen Elemente die eine semantische Funktion des Benennens konstitutiv ist und für deren Kombination zu wohlgeformten Sätzen die logische Form der Abbildung grundlegende Bedingung ist. Nicht ein gemeinsamer Wesenszug konstituiert nun für Wittgenstein die Sprache als Sprache, sondern die 'Verwandtschaft' der sich manifestierenden Formen ihres Gebrauchs. So ließe sich die Bezeichnungsfunktion der Sprache selbst noch einmal im Hinblick auf eine 'Familienähnlichkeit' referierenden Sprachgebrauchs reflektieren (zum Begriff der 'Familienähnlichkeit' s.u.).

Im Sinne dieser Auffassung versucht Wittgenstein die Philosophie von Problemen zu kurieren, die daraus resultieren, daß jene sprachtheoretische Auffassung uns nach Gegenständen, Zuständen oder Ereignissen fragen läßt, die wir, weil jeder bedeutungsvolle Ausdruck angeblich etwas bezeichnen muß, als gegenständliche Korrelate der Ausdrücke unterstellen müssen. So fragen wir 'Was ist die Zeit?' und sind außerstande eine Antwort zu geben, kennen uns plötzlich nicht mehr aus.[135] Worauf es hier ankommt, ist, daß Wittgenstein in einem ersten Kritikschritt jene sprachtheoretische Auffassung zu destruieren versucht, bevor er die Begriffsanalyse des Gebrauchs, den wir von einem Ausdruck machen, bevor er die Beschreibung der Grammatik des diesbezüglichen Sprachspiels in Angriff

nimmt.[136]

Nicht jeder Ausdruck bezeichnet etwas, nicht jeder Ausdruck wird referierend gebraucht. Referenz ist nicht etwas, das jedem Ausdruck als bedeutungsvollem sprachlichen Ausdruck zukommt. Daß ein Ausdruck auf etwas referiert, ist nicht notwendige Bedingung dafür, daß er eine Bedeutung hat. Soweit ist Wittgenstein sicherlich im Recht. Wittgenstein macht es sich aber jedoch in zweierlei Hinsicht etwas zu leicht. Zum einen geht er vor allem von einzelnen Wörtern und deren Bezeichnungsfunktion aus, vernachlässigt also in der Tat das Verhältnis von Wort und Satz. Wittgensteins Kritik wird deshalb nicht falsch, geht es ihm doch darum zu zeigen, daß die Bedeutung eines Ausdrucks nicht mit seiner Referenz gleichzusetzen ist, setzt sich aber damit dem Vorwurf der Trivialität bzw. der mangelnden Differenzierung aus. Zweitens geht Wittgenstein zwar vorwiegend von einzelnen Wörtern aus, wählt aber seine Beispiele (z.B. obige) zumeist so, daß die Äußerung dieser Wörter die Form von Ein-Wort-Sätzen mit bestimmten illokutionären Rollen hat: 'Wasser!' mag als Befehl oder als Aufforderung gelten. Daß die Bedeutung solcher Äusserungen nicht mit der Funktion der Referenz gleichzusetzen ist, erscheint in solchen Fällen als aus der illokutionären Rolle eines Satzes resultierend. Auch hier ließe sich dasselbe anmerken, wie bei dem vorangehenden Punkt.

Worauf es Wittgenstein ankommt, ist zu zeigen, daß sich die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke nicht auf die Bezeichnungsfunktion, nicht auf den Gebrauch, den wir von ihnen machen, wenn wir mit ihnen auf etwas hinweisen, referieren wollen, reduzieren läßt. Bezeichnen, Referenz, ist eine Form des Gebrauchs, den wir von einem Ausdruck machen können, wir können ihn dazu gebrauchen, etwas zu bezeichnen. Im nächsten Kapitel wird zu behandeln sein, wie von Searle und der Sprechakttheorie der referierende Gebrauch eines Ausdrucks als Vollzug eines Sprechaktes Referenz begriffen wird.

Abstrahieren wir von den vielfältigen Formen des Sprachgebrauchs, der erst die Beziehung von Zeichen und Objekt konstituiert, wollen wir sozusagen die Beziehung der

Signifikation in 'reiner' Form, frei von pragmatischen Zutaten, herauskristallisieren, so erhält diese Beziehung einen seltsamen, ungreifbaren Charakter, aber dies ist - so antwortet Wittgenstein - überhaupt nicht verwunderlich, denn wir haben ja den sie konstituierenden Sprechhandlungskontext eliminiert:

"Die ganze Wichtigkeit liegt in dem bestimmten Gebrauch. Eine primitive Philosophie verdichtet den ganzen Gebrauch des Namens zu der Idee von einer Beziehung, die dadurch eine geheimnisvolle Beziehung wird."137)

Daraus resultiert ein weiterer Kritikpunkt an dem namentheoretischen Paradigma, das allein an der Bezeichnungsrelation orientiert ist: Abstrahieren wir vom Sprachgebrauch, so wird die Beziehung von Zeichen und Denotat mysteriös, es wird kaum erklärbar, wie sie zustande kommt und fortbesteht. Rekurrieren wir auf das Konzept der ostensiven Definition, so ist - wie gezeigt wurde - zu vermerken, daß diese sowohl semantisch als auch spracherwerbstheoretisch nicht unterstes, fundamentales Prinzip der Konstitution von Bedeutung sein kann. Rekurrieren wir aber auf das Prinzip der Assoziation (Morris),[138] so haben wir, wenn wir von dem psychischen, sozialen und praktischen Kontext abstrahieren, gar nichts gesagt, sondern nur behauptet, daß Zeichen und Denotat - eben assoziativ - verbunden sind. Diese Kritik trifft deshalb gerade auch die Zeichentheorie von Ch.W.Morris, in der nicht wirklich die pragmatische Dimension des Sprachgebrauchs als konstitutiv für die semantische Relation der Designation bzw. der Denotation eingeführt wird, sondern in der semiotischen Teildisziplin der Pragmatik von der der Semantik isoliert wird und dadurch nur noch additiv und faktoriell ex post einbezogen werden kann.[139] Sprache als sinnvolles Sprechhandeln kostituiert sich im Gebrauch, die Bedeutung sprachlicher Zeichen konstituiert sich in ihrem kommunikativen und praktischen Gebrauch, nicht in einer von diesem isolierten Relation von Zeichen und Bezeichnetem. Eine Beziehung zwischen Zeichen und Bezeichnetem kann es nur im Gebrauch der Sprache geben und dieser reduziert sich nicht auf das Bezeichnen (Referenz), sondern ist eingebettet in die vielfältigen außersprachlichen

Tätigkeitsformen eines Sprachspiels. Das ist der Sinn der Wittgensteinschen Akzentuierung des Sprachgebrauchs. "Jedes Zeichen scheint allein tot. Was gibt ihm Leben? - Im Gebrauch lebt es."140)

2.4. Identitätskriterien und 'Familienähnlichkeit'

Wittgensteins Kritik an der Reduktion der semantischen Funktionen der Sprache auf die als einfache, zweistellige Relation gedachte Funktion des Bezeichnens will selbstverständlich nicht die Möglichkeit des Gebrauchs eines Ausdrucks zur Referenz auf ein bestimmtes Objekt in Abrede stellen. Wittgensteins Kritik zielt auf das sprachtheoretische Paradigma, die Gleichsetzung von Bedeutung und Referenz, nicht auf die praktische Möglichkeit der Referenz. War im 'Traktat' zwar nicht die Bedeutung natürlichsprachlicher (komplexer) Ausdrücke ohne weiters gleichgesetzt mit deren Referenz, so war es doch ihre Sinnbedingung, daß die aus ihnen syntaktisch bildbaren Sätze in logisch-semantischer Analyse reduziert werden konnten auf Atomsätze, die nur noch als aus 'einfachen Zeichen' zusammengesetzt gedacht waren, aus 'einfachen Zeichen', Namen, für die nun in der Tat die Gleichsetzung von Bedeutung und Referenz behauptet werden kann. Die singuläre, bestimmte Referenz ging in der Namensrelation auf. Das sprachtheoretische Paradigma, das auch dem 'Traktat' zugrundeliegt, besagt, daß wir letztlich nur deshalb auf einzelne Gegenstände referieren können, weil wir über Zeichen verfügen, die einen und nur einen Gegenstand benennen, die in einer eindeutigen Relation zum Referenzobjekt stehen und solche Zeichen sind Namen. Auf ein bestimmtes Einzelding können wir dieser Auffassung zufolge nur dadurch unzweideutig referieren, indem wir es benennen. Wittgensteins Kritik an den namentheoretischen Prämissen des 'Traktats' impliziert nun widerum nicht, daß wir nicht Namen verwenden können, um auf singuläre Objekte zu referieren. Was Wittgenstein angreift, ist eine bestimmte semantische Konzeption der Namensrelation und ihre Ausweitung zum bedeutungskonstitutiven Paradigma. Denn für den späten Wittgenstein haben Eigennamen eine Bedeutung, die nicht der Gegenstand ist.[141] Der Namensträger ist nicht die Bedeutung des Namens.[142] Denn diese Auffassung zwingt uns zum Postulat der Unzerstörbarkeit der Namensträger, - denn ein Name ohne Namensträger wäre bedeutungslos, - zwingt uns dazu,

Namen als Subjekte von Existenzsätzen auszuklammern. Wittgenstein widerspricht dem nun:

"Betrachte dieses Beispiel: Wenn man sagt 'Moses hat nicht existiert', so kann das Verschiedenerlei bedeuten. Es kann heißen: die Israeliten haben nicht einen Führer gehabt, als sie aus Ägypten auszogen - oder: ihr Führer hat nicht Moses geheißen - oder: es hat keinen Menschen gegeben, der alles das vollbracht hat, was die Bibel von Moses berichtet - oder etc. etc. Nach Russell können wir sagen: der Name 'Moses' kann durch verschiedene Beschreibungen definiert werden. Z.B. als: 'der Mann, welcher die Israeliten durch die Wüste geführt hat', 'der Mann, welcher zu dieser Zeit und an diesem Ort gelebt hat und damals "Moses" genannt wurde', 'der Mann, welcher als Kind von der Tochter des Pharao aus dem Nil gezogen wurde', etc. Und je nachdem wir die eine oder andere Definition annehmen, bekommt der Satz 'Moses hat existiert' einen anderen Sinn, und ebenso jeder andere Satz, der von Moses handelt."[143]

Russell hatte freilich umgangssprachliche Eigennamen nur deshalb eliminiert, um die namenstheoretische Prämisse auf der Grundlage von 'Logischen Eigennamen' zu restaurieren (s.o.). Eher schon deckt sich Wittgensteins Position mit der Freges, auf die im folgenden Kapitel im Hinblick auf Searles Theorie der Eigennamen, die beide Positionen weiterführt, eingegangen wird.[144] Der Punkt, worauf es Wittgenstein hier ankommt, ist, daß Eigennamen durch bestimmte Beschreibungen ('der Mann, welcher die Israeliten durch die Wüste geführt hat') substituiert werden können. Je nachdem, welche Beschreibungen mit dem Eigennamen verbunden werden, hat ein Satz, in dem jener vorkommt, einen verschiedenen Sinn, hat der Eigenname selbst eine verschiedenen Bedeutung. Wir können auch sagen: Moses ist mit dem Mann identisch, der die Israeliten durch die Wüste geführt hat. Die genannten bestimmten Beschreibungen fungieren als Kriterien der Identität des Referenzobjekts, wir können entscheiden, welches Objekt mit dem Referenzobjekt identisch ist, indem wir danach fragen, ob die genannten Beschreibungen auf es zutreffen. "Geben wir (...) Gegenständen Namen, so beruht unsere Verwendung dieser Namen auf einem Kriterium der Identität."[145] Wir verfügen über Kriterien der Identität des Referenzobjekts, auf die wir die Referenz eines Eigennamens stützen. Die bestimmten Beschreibungen, die wir mit dem Eigennamen verknüpfen, fungieren als "Stützen" der Referenz, wie Wittgenstein es bezeichnet.[146] Die als Identitätskriterien dienenden be-

stimmten Beschreibungen eröffnen die Möglichkeit, das Referenzobjekt des Eigennamens 'Moses' zu determinieren als das Objekt, auf das als einziges die und die bestimmten Beschreibungen zutreffen, d.h. wir machen nicht die Namensrelation qua Benennen zur Grundlage der Referenz auf ein bestimmtes singuläres Objekt, sondern das Zutreffen der mit dem entsprechenden Eigennamen verknüpften bestimmten Beschreibungen. Diesen Weg hat J.Searle in seiner Referenztheorie eingeschlagen (s.u.).
Namen haben also für Wittgenstein eine Bedeutung, die in Beschreibungen explizierbar ist. Sie sind nicht als undefinierbare 'Urzeichen' Voraussetzung der Referenz wie im 'Traktat'. Aber es würde wenig zu Wittgensteins semantischen Auffassungen in den 'Philosophischen Untersuchungen' passen, wäre die Verknüpfung von Eigennamen und Beschreibungen durch Definitionen geregelt. Wittgenstein fordert uns zu folgender Überlegung auf:

"Aber wenn ich nun eine Aussage über Moses mache, - bin ich immer bereit, irgend eine dieser Beschreibungen für 'Moses' zu setzen? Ich werde etwa sagen: Unter 'Moses' verstehe ich den Mann, der getan hat, was die Bibel von Moses berichtet, oder doch vieles davon. Aber wievieles? Habe ich mich entschieden, wieviel sich als falsch erweisen muß, damit ich meinen Satz als falsch aufgebe? Hat also der Name 'Moses' für mich einen festen und eindeutigen Gebrauch in allen möglichen Fällen? - Ist es nicht so, daß ich sozusagen eine ganze Reihe von Stützen in Bereitschaft habe und bereit bin, mich auf eine zu stützen, wenn mir die andere entzogen werden sollte, und umgekehrt?"147)

Es könnte die Auffassung vertreten werden,- und Frege hat dies getan[148]-,der 'Sinn' (in Freges Terminologie) bestünde in der aufzählbaren Menge (Konjunktion) der mit ihm verknüpften Beschreibungen. Aber wir würden sicherlich sicht sagen, der Satz 'Moses hat existiert' sei falsch, wenn auch nur eine von diesen Beschreibungen sich als falsch erwiese, so wie wenn eine Konjunktion falsch wird, wenn auch nur eines ihrer Glieder falsch ist. Aber wieviele Beschreibungen müssen sich als falsch erweisen, damit wir diesen Existenzsatz als falsch ansehen? Zwei Drittel? Oder mehr? Wittgenstein antwortet darauf: die Grenze ist nicht festgelegt, wieviele und welche Beschreibungen mit dem Namen verbunden werden, ist nicht eindeutig geregelt:

"Und das kann man auch so ausdrücken: Ich gebrauche den Namen 'N' ohne feste Bedeutung." 149)

Die Probleme einer Theorie der Referenz auf Einzeldinge, der singulären Referenz (Searle), sind hier von Wittgenstein nur angedeutet. Sie werden zum zentralen Thema des folgenden Kapitels über Searle werden.

Der referentielle Bezug von Eigennamen stützt sich also auf eine Reihe von Identitätskriterien, ohne daß zugleich definitiv festgelegt wäre, welche und wieviele Kriterien notwendig erfüllt sein müssen, soll der Ausdruck auf einen Gegenstand referieren: Wir gebrauchen den Eigennamen ohne feste Bedeutung. Wie verhält es sich nun mit der Referenz von Ausdrücken, die keine Eigennamen sind, also etwa von Allgemeinbegriffen, Art- und Klassenbezeichnungen (general names)? Wir sahen oben, daß für Wittgenstein allgemein gilt, daß der referentielle Bezug von sprachlichen Ausdrücken paradigmatisch in der Praxis von Sprachspielen eingübt wird, daß wir fernerhin auf Paradigmen und Muster als Kriterien des korrekten Gebrauchs, und das heißt in erster Linie des korrekten referentiellen Bezugs auf Gegenstände, angewiesen sind.

Wir können also sagen, daß die von Wittgenstein geforderten Paradigmen sprachspielkonform möglicher Referenzobjekte, auf die Sprecher seiner Auffassung immer wieder zurückverwiesen sind, für die Referenz von Allgemeinbegriffen eine analoge Rolle spielen, wie die geforderten Identitätskriterien in der Form von Beschreibungen für die Referenz von Eigennamen. Es erklärt sich nun auch, warum die Argumentation Wittgensteins für die Notwendigkeit von Paradigmen sich als eingeschränkt erwies auf 'general names' und warum Wittgenstein zur Erklärung der Möglichkeit der Determination der Referenz von Eigennamen auf Beschreibungen zurückgreifen muß: Denn für Individuen kann es keine Paradigmen geben, somit auch keine Paradigmen als Kriterien der Identität des Namensträgers.

Der referentielle Bezug von Allgemeinbegriffen wird Wittgenstein zufolge paradigmatisch eingeübt. Paradigmatisches Lehren schafft Übergänge zwischen einzelnen Okkurrenzen, von einem Gegenstand, der unter den Begriff fällt zu einem anderen:

"Man könnte sagen: der Gebrauch des Begriffsworts oder des Sammelnamens ist (...) dadurch gerechtfertigt, daß es Übergänge von einem der Glieder zum andern gibt." 150)

"Was das Begriffswort anzeigt, ist (...) eine Verwandtschaft der Gegenstände aber diese Verwandtschaft muß keine Gemeinsamkeit einer Eigenschaft oder eines Bestandteils sein. Sie kann die Glieder kettenartig verbinden, so daß eines mit dem anderen durch Zwischenglieder verwandt ist; und zwei einander nahe Glieder können gemeinsame Züge haben, einander ähnlich sein, während entferntere nichts mehr miteinander gemein haben und doch zu der gleichen Familie gehören. Ja selbst wenn ein Zug allen Familienmitgliedern gemeinsam ist, muß nicht er es sein, der den Begriff definiert." 151)

Wittgenstein wendet sich nicht nur im Hinblick auf Eigenname dagegen, daß die Bedeutung eines sprachlichen Ausdrucks eindeutig festgelegt, geregelt und definiert ist. So wie im Falle der Referenz von Eigennamen es keine festgelegte Zahl notwendiger und hinreichender Kriterien der Identität des Referenzobjekts gibt, wir den Eigennamen ohne feste Bedeutung gebrauchen, so gibt es im Falle der Referenz von 'Begriffswörtern' keine festgelegte Zahl notwendiger und hinreichender Merkmale, die den Begriffsumfang definieren. Die Gegenstände, die unter einen Begriff fallen, sind durch paradigmatische Übergänge geschaffene Zwischenglieder 'verwandt', ohne daß ihnen allein ein oder mehrere definierende Merkmale notwendig gemeinsam sein müßten. Sie sind verwandt wie die Glieder einer Familie. Wittgenstein prägt den Begriff der 'Familienähnlichkeit'.

Gegen diese Auffassung aber sträubt sich unser Denken:

Unser "Streben nach Allgemeinheit" läßt uns "nach etwas Ausschau (...) halten, das all den Dingen gemeinsam ist, die wir gewöhnlich unter einer allgemeinen Bezeichnung zusammenfassen. Wir sind z.B. geneigt zu denken, daß es etwas geben muß, das allen Spielen gemeinsam ist, und daß diese gemeinsame Eigenschaft die Anwendung der allgemeinen Bezeichnung 'Spiel' auf die verschiedenen Spiele rechtfertigt; während Spiele doch eine Familie bilden, deren Mitglieder Familienähnlichkeiten (Hervorhebung - J. K.) haben. Einige haben die gleiche Nase, einige die gleichen Augenbrauen und andere wieder denselben Gang; und diese Ähnlichkeiten greifen ineinander über. Die Vorstellung von einem Allgemeinbegriff als einer gemeinsamen Eigenschaft seiner einzelnen Beispiele ist mit anderen primitiven, allzu einfachen Vorstellungen von der Struktur der Sprache verbunden. Sie ist mit der Vorstellung vergleichbar, daß Eigenschaften Bestandteile von Dingen sind, die die Eigenschaften haben; z.B. daß Schönheit ein Bestandteil aller schönen Dinge ist, so wie der Alko-

hol ein Bestandteil von Bier und Wein ist, und daß wir deshalb reine Schönheit haben können, unverfälscht von allem, das schön ist." 152)

Die Suche nach einem gemeinsamen Wesenszug resultiert also für Wittgenstein aus einem wesensphilosophisch vereinfachten, primitiven Bild von der Sprache. Wir meinen, ein Allgemeinbegriff sei deshalb und nur dann auf einen Gegenstand applizierbar, wenn das Allgemeine in dem einzelnen Gegenstand enthalten sei. Wir gehen davon aus, daß ein Allgemeinbegriff eine allgemeine Eigenschaft bezeichnet und unterstellen diese dabei als ein für sich identisches Referenzobjekt. Dann soll dieses für sich identische Refrenzobjekt wiederum eine Eigenschaft ein oder mehrerer Gegenstände sein, wir müssen es sozusagen erst in Stücke schlagen, um einen einzelnen Gegenstand als Träger dieser Eigenschaften zusammensetzen zu können. Nach dieser allzu einfachen Sprachlogik ist der einzelne Gegenstand ein Bündel allgemeiner Eigenschaften, die in ihm enthalten sind wie der Alkohol im Wein. Was den Gegenstand als Komplex allgemeiner Eigenschaften dann noch zu einem einzelnen über numerische Identität hinaus machen kann, bleibt schleierhaft.[153)]

Die Auffassung von der Logik der Sprache, die dahinter steht, ist folgende: Wenn wir uns fragen, ob ein Allgemeinbegriff einem Gegenstand zukommt, so fragen wir uns, ob er die oder die Eigenschaft besitzt; diese Frage verleitet uns aber dazu, zu meinen, wir würden sie dadurch entscheiden, daß wir irgendein Bild, eine allgemeine Vorstellung von dieser Eigenschaft, von dem Essentiellen, das der Begriff bezeichnen soll, eine Vorstellung von der 'Röte an sich' oder 'der Pflanze im Allgemeinen' etc., welches wir zu besitzen vermeinen, mit dem Gegenstand vergleichen und schauen, ob diese fragliche Substanz im Gegenstand enthalten ist, - so, wie der Alkohol in x-prozentiger Verdünnung im Wein, so wäre die reine Schönheit im Schönen enthalten.

Wittgenstein wendet sich gegen den Platonismus dieser Sprachauffassung. Er hält dem entgegen, daß wir die Applizierbarkeit eines Allgemeinbegriffs nicht durch Vergleich eines fraglichen Gegenstandes mit einer vorstellungsmäßi-

gen, oder wie auch immer gearteten idealen Repräsentation dessen, 'was-der-Begriff-bezeichnet', entscheiden, sondern durch dessen Vergleich mit einem Paradigma, einem realen Gegenstand als Muster oder einem Erinnerungsbild von ihm. Das Übereinstimmen mit dem Paradigma ist für Wittgenstein das Kriterium der Identität des Referenzobjekts. Durch paradigmatischen Vergleich werden Übergänge geschaffen, die sich nicht ohne weiters einem gemeinsamen identischen Wesenszug subsumieren. Wir vergleichen einen Gegenstand mit einem Paradigma, in einem anderen Fall kann jener erste Gegenstand u.U. wiederum als paradigmatische Instanz des Allgemeinbegriffs gelten usf. So kann die Kette von Übergängen eines Paradigmas entstehen, ohne daß wir definierende essentielle Charakteristika anführen können. Wittgenstein prägt den Begriff der 'Familienähnlichkeit' erstmals in der 'Philosophischen Grammatik', wo er die Auffassung vertritt, daß Ausdrücke der Philosophie des Bewußtseins, wie z.B. 'Meinen', 'Verstehen' etc., keine identischen, innerpsychischen Vorgänge oder geistige Akte bezeichnen, sondern Familien verschiedener psychischer Phänomene, aber auch äußerer Handlungsformen.[154)]. Am Beispiel des Meinens war ein solcher Gedankengang bereits vorgestellt worden, später dann auch am Beispiel der Grammatik des Ausdrucks 'Bezeichnen'. Daß die Gegenstände, Ereignisse und Phänomene, die unter einen bestimmten Begriff fallen, nicht notwendig durch ein gemeinsames Wesensmerkmal verbunden sind, sondern in einer Beziehung der 'Familienähnlichkeit' zueinander stehen, versuchte Wittgenstein in obigem Zitat am Beispiel des Begriffs 'Spiel' deutlich zu machen. In den 'Philosophischen Untersuchungen' hat Wittgenstein dieses Beispiel weiter ausgeführt:

"Betrachte z.B. einmal die Vorgänge, die wir 'Spiele' nennen. Ich meine Brettspiele, Kartenspiele, Ballspiele, Kampfspiele usw. Was ist allen diesen gemeinsam? - Sag nicht: 'Es muß ihnen etwas ge meinsam sein, sonst hießen sie nicht 'Spiele' - sondern schau, ob ihnen allen etwas gemeinsam ist. - Denn wenn du sie anschaust, wirst du zwar nicht etwas sehen, was allen gemeinsam wäre, aber du wirst Ähnlichkeiten, Verwandtschaften, sehen, und zwar eine ganze Reihe. Wie gesagt, denk nicht, sondern schau! - Schau z.B. die Brettspiele an, mit ihren mannigfachen Verwandtschaften. Nun geh zu den Kartenspielen über: hier findest du viele Entsprechungen mit jener ersten

Klasse, aber viele gemeinsame Züge verschwinden, andere treten auf. Wenn wir nun zu den Ballspielen übergehen, so bleibt manches Gemeinsame erhalten, aber vieles geht verloren." 155)

Nicht alle Spiele sind z.B. unterhaltend. Nicht überall gibt es ein Gewinnen oder Verlieren etc.

"Und das Ergebnis dieser Betrachtung lautet nun: Wir sehen ein kompliziertes Netz von Ähnlichkeiten, die einander übergreifen und kreuzen. Ähnlichkeiten im Großen und im Kleinen." 156)

Aber wir sehen nicht gemeinsame Wesen des Spiels.

R.Bambrough hat den Wittgensteinschen Begriff der 'Familienähnlichkeit' interpretierend in einem einfachen Diagramm zu verdeutlichen versucht.[157] Angenommen, wir klassifizieren eine Reihe von Spielen (a, b, c, d, e) Im Hinblick auf bestimmte Charakteristika (A, B, C, D, E). Wir können dann diese Merkmale so kombinieren, daß jedem Objekt (Spiel) vier Merkmale zukommen, jedem aber ein anderes fehlt.

e	d	c	b	a
A B C D	A B C E	A B D E	A C D E	B C D E

Dennoch wäre es nicht unsinnig, jedes dieser fünf Objekte mit demselben Ausdruck, z.B. 'Spiel', zu bezeichnen. Wir können annehmen, daß die einzelnen Ausdrücke für die einzelnen Merkmale selbst wiederum 'Familien' von Merkmalen bezeichnen, aber das nur nebenbei. In diesem Diagramm hat kein Spiel a - e ein Merkmal mit allen anderen Spielen gemeinsam[158] und deswegen unterscheiden wir sie auch (so wie wir Brettspiele, Kartenspiele etc. voneinander unterscheiden). Aber müssen wir nicht sagen, daß das Spiel als solches die Merkmale ABCDE hat und daß bestimmten Spielen bestimmte Merkmale abgehen? M.a.W. wir können versuchen, zu beschreiben, was ein Spiel ist, indem wir bestimmte Merkmale aufzählen, die alle einzelnen Spielen zukommen, deren keinesjedoch allen zukommt; - und das ist im Unterschied zu dem vorangehenden ein sinnvoller Satz.[159] Identitätskriterien sind in diesem Fall nicht ein oder mehrere dem Gegenstand gemeinsame notwendige Eigenschaften (das 'Wesen' des Spiels), sondern die Menge der Merkmale ABCDE. Die Identitätskriterien sind nicht summativ, sondern alternativ. Aber diese Alternativität selbst kann nicht als

etwas begriffen werden, was allen Spielen gemeinsam ist.[160] Aber die formale Darstellung Bambroughs übervereinfacht den Begriff der 'Familienähnlichkeit'. Denn sie gibt eine wohlbestimmte Anzahl von Merkmalen in einer definierenden Kombinatorik. Im tatsächlichen Sprachgebrauch verfügen wir aber nicht, oder nur in ganz bestimmten Fällen, über eine abgeschlossene Klasse von spezifischen Eigenschaften, die wir mit einem Ausdruck verbinden.

H.Khatchadourian hat darauf hingewiesen, daß die Merkmale, von denen Wittgenstein im Hinblich auf 'Familienähnlichkeit' spricht, bestimmte Eigenschaften (determinates), nicht Arten von Eigenschaften und Beziehungen sein können (determinables)[161]. Denn wir können uns sehr wohl eine bestimmte Gruppe, 'Familie' vorstellen, die ein bestimmtes 'determinable' gemeinsam haben. Bspw. haben alle Menschen Augen, Nasen, Münder etc. Ferner, wenn auch nicht allen Gegenständen oder Ereignissen, die unter einen bestimmten Begriff fallen, ein oder mehrere bestimmte Charakteristika gemeinsame sein müssen, so finden wir doch in vielen Fällen - besonders bei von Menschen hergestellten Gegenständen - " a common capacity or common capacities to serve, directly or indirectly, some human need or human purpose."[162] So erfüllt das Spiel Khatchadourian zufolge ein menschliches Bedürfnis (aber vielleicht auch verschiedene?), oder deutlicher noch, so erfüllen z. B. Stühle, Tische o.ä. eine bestimmte Zweckbestimmung, ohne daß diese sie auf bestimmte Eigenschaften festlegte . Wenn wir auch zumeist 'Standardbedingungen' der Anwendbarkeit eines bestimmten Ausdrucks angeben können, eine scharfe Grenze zwischen diesen und Ausnahmefällen, Grenzfällen, 'Non-Standard-Bedingungen' finden wir nicht. Daß alle Spiele u.U. eine spezifische Kapazität haben, ein spezifisches Bedürfnis befriedigen, läßt sich nicht kritisch gegen Wittgenstein wenden in dem Sinne, daß ihnen dann allen etwas gemeinsam sei. Ein solcher Wesenszug müßte unter Rückgriff auf andere, logisch unabhängige Terme qualifizierbar sein. Denn etwa zu sagen, daß allen Spielen gemeinsam sei, daß sie ein Spielbedürfnis befriedigen, qualifiziert noch keinen Wesenszug.

An einem ähnlichen Punkt setzt die Kritik von J.Katz an,

der Wittgenstein vorwirft, daß er Fälle ignoriere, die in offensichtlichem Widerspruch zu seiner Auffassung stehen, Fälle, in denen es ein klares definierendes Merkmal gibt: z.B. Bruder = männliches Geschwister.[163] So richtig letzterer Hinweis ist, so berechtigt ist aber auch die Replik, daß Wittgenstein an keiner Stelle behauptet, daß es keinen Einzelfall eines einem Begriff gemeinsamen Merkmals geben könne, wogegen sich Wittgenstein wendet, ist, daß es ein solches prinzipiell und für alle Allgemeinbegriffe geben müsse.

Neben der Absage an die essentialistische Auffassung[164], daß das, was wir mit einem Ausdruck bezeichnen, durch einen gemeinsamen Wesenszug gekennzeichnet ist, zielt Wittgensteins Begriff der 'Familienähnlichkeit' auf folgenden Punkt. Die einzelnen Charakteristika sind nicht oder nur im Ausnahmefall distinktive Merkmale im streng taxonomischen Sinn. Es gibt Übergänge, Abstufungen. Es gibt keine strenge Logik von Identität und Differenz, sondern 'Ähnlichkeiten'.(Allerdings stellt sich dann das Problem, wie sich die Grenze ziehen ließe im Hinblick auf den relativen Übergang zwischen bloßer Ähnlichkeit zweier Paradigmen und deren Identität). Und genausowenig gibt es eine abgeschlossene Klasse solcher zu einem Begriff gehörender Merkmale:

"'Gut; so ist also der Begriff der Zahl für dich erklärt als die Logische Summe jener einzelnen miteinander verwandten Begriffe: Kardinalzahl, Rationalzahl, reelle Zahl etc., und gleicherweise der Begriff des Spiels als Logische Summe entsprechender Teilbegriffe.' - Dies muß nicht sein. Denn ich kann so dem Begriff 'Zahl' feste Grenzen geben, d.h. das Wort 'Zahl' zur Bezeichnung eines fest gegrenzten Begriffs gebrauchen, aber ich kann es auch so gebrauchen, daß der Umfang des Begriffs nicht durch eine Grenze abgeschlossen ist. Und so verwenden wir ja das Wort 'Spiel'. Wie ist denn der Begriff des Spiels abgeschlossen? Was ist noch ein Spiel und was ist keines mehr? Kannst du die Grenzen angeben? Nein. Du kannst welche ziehen: denn es sind noch keine gezogen. (Aber das hat dich noch nie gestört, wenn du das Wort 'Spiel' angewendet hast.)" 165)

So wie im Spiel kein Wesen des Spiels, keine gemeinsamen essentiellen Eigenschaften zugrunde liegen, so ist der Begriff des Spiels auch nicht definierbar durch die Logische Summe von Teilbegriffen, ist nicht prinzipiell scharf

abgegrenzt gegenüber anderen Begriffen und so hat, wie Pitcher es bedeutungstheoretisch wendet, kein Ausdruck unserer gewöhnlichen Sprache von sich aus und von dem gewöhnlichen Gebrauch aus, den wir von ihm machen, eine streng festgelegte (etwa durch semantische Merkmale) Bedeutung.[166] Unser Wissen, was ein bestimmter Ausdruck bedeutet, besteht in den wenigsten Fällen in der Fähigkeit, eine Definition zu geben, es ist kein "Äquivalent einer nicht ausgesprochenen Definition".[167] Wir erklären den Begriff paradigmatisch und wir lernen ihn selbst paradigmatisch: Wir spielen bestimmte Spiele oder beschreiben sie und wir fügen hinzu, oder könnten hinzufügen: "Das, und Ähnliches nennt man 'Spiele'. Und wissen wir selbst denn mehr? Können wir etwa nur dem Andern nicht genau sagen, was ein Spiel ist? - Aber das ist nicht Unwissenheit."[168] Wittgenstein fordert uns auf, folgende Fälle des Wissens und des Wissens zu sagen (sagen Könnens) zu vergleichen:

"Wieviel m hoch der Mont-Blanc ist - Wie das Wort 'Spiel' gebraucht wird - wie eine Klarinette klingt.
Wer sich wundert, daß man etwas wissen könne, und nicht sagen, denkt vielleicht an einen Fall wie den ersten. Gewiß nicht an einen wie den dritten." 169)

Unsere Unfähigkeit, eine Definition zu geben, ist nicht Unwissenheit, resultiert nicht aus der Unfähigkeit den Ausdruck korrekt und sinnvoll zu gebrauchen. Wir verfügen in der Regel über keine Definitionen der Ausdrücke unserer gewöhnlichen Sprache, weil wir prinzipiell keiner bedürfen, sondern nur in Ausnahmefällen (anläßlich von Mißverständnissen, Wörterbucheinträgen und wissenschaftlicher Diskussionen etc.). Es fällt uns in vielen Fällen schwer, definitiorisch bestimmte Ausdrücke abzugrenzen, nicht etwa weil wir zugrundeliegende definitorischen Grenzen unseres Begriffssystems nicht kennen, sondern weil wir diese gegen die Komplexität des Gebrauchs des Ausdrucks erst künstlich ziehen müßten. "Wir kennen die Grenzen nicht, weil keine gezogen sind."[170] Wir können natürlich eine solche Grenze ziehen, bspw. den Ausdruck 'Spiel' etwa nur für solche Aktivitäten reservieren bei denen die Teilnehmer diese unentgeltlich und außerhalb ihrer beruflichen Tätigkeit ausüben (sodaß wir nicht mehr von Be-

rufsspielern sprechen würden, sondern etwa von Fußballarbeitern und Fußballspielern). Aber Begriffsfamilien lassen sich auch nicht beliebig unterteilen, Grenzen zwischen ihnen nicht beliebig ziehen. Auch wenn Begriffe keine scharf abgegrenzten 'Ränder' haben, offen sind für Übergänge, Übergänge folgender Art sind nicht möglich: Ich kann ein Haus nicht korrekt 'Hund' nennen (Lenk[171]). - Ich kann u.U. noch eine Hütte 'Haus' nennen, aber solche Übergänge sind nicht ad libitum möglich, es gibt einen '<u>Kerngebrauch</u>', es gibt Übergänge, die unter Umständen noch möglich sind und es gibt andere, die weiter auseinander liegen, kurz: es gibt Familienähnlichkeiten.

2.5. Zeichen und Paradigmen des Bezeichnens im regelgeleiteten Gebrauch:

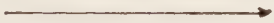
Aber wenn das, was ein Ausdruck bezeichnet, nicht durch Definitionen festgelegt ist, wie ist sein Gebrauch dann geregelt? Wieder sind wir versucht zu sagen, es muß doch etwas allem, was ein Ausdruck bezeichnet, gemeinsam sein; die Beispiele, mittels derer wir den Begriff erläutern, dienen doch dazu, daß wir das ihnen Gemeinsame sehen sollen. Wittgenstein weist dies zurück. Das Exemplifizieren sei nicht ein indirektes Mittel das Gemeinsame zu erklären, weil wir es selbst nicht aussprechen können, sondern der, der den Begriff erlernt, solle fortan "diese Beispiele nun in bestimmter Weise verwenden".[172] Die Beispiele sollen ihm fortan als Paradigmen des Bezeichnens dienen und im vergleichenden Rückgriff auf sie soll er die Möglichkeit der Anwendung des entsprechenden Ausdrucks in künftigen Situationen, soll er seinen korrekten Gebrauch prüfen.[173] Und das Muster repräsentiert nicht etwa das den Beispielen Gemeinsame, denn was soll ein 'allgemeines' Muster sein? Sollte es ein Bild, eine Vorstellung der allgemeinen Wesenszüge des Bezeichneten, etwa eines Blattes sein, und was wäre dies?

"'Etwa ein Blattschema, oder ein Muster von reinem Grün?' - Gewiß! Aber, daß dieses Schema als Schema verstanden wird, und nicht als die Form eines bestimmten Blattes, und daß ein Täfelchen von reinem Grün als Muster alles dessen verstanden wird, was grünlich ist, und nicht als Muster für reines Grün - das liegt wiederum in der Art der Anwendung dieser Muster." 174)

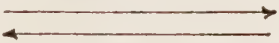
Es liegt in der besonderen Art der Anwendung dieses Musters, so wäre verdeutlichend zu sagen. Denn wenn auch ein Muster, das als allgemeines Schema fungieren soll, als Muster eines besonderen Falls gedeutet werden kann - hier als Muster für die Form eines bestimmten Blattes - so kann offensichtlich nicht die bestimmte Form des Musters uns verpflichten, es als allgemeines Muster zu verwenden, sondern es ist ein besonderer Gebrauch, den wir von ihm machen, wenn wir es als allgemeines Schema benutzen. Das allgemeine Schema ist kein absolut einfaches, nicht mehr zu deutendes. Der in Wittgensteins Selbstkritik am 'Trak-

tat' aufgetauchte Gedanke kehrt hier wieder: es gibt keine einzige, allein gültige Möglichkeit der Analyse, die bei einfachen, nicht mehr zu deutenden Zeichen, hier Schemata, terminiert, sondern eine Vielfalt von Möglichkeiten.[175] Aus dem Muster, der Vorstellung, dem Bild als Muster resultiert nicht, oder nicht allein, die bestimmte Anwendung. Es ist zwar kaum vorstellbar, daß wir ein Blatt (oder ein Bild, eine Vorstellung von einem Blatt) als Muster für, sagen wir einen Stern gebrauchen, eine bestimmte objektive Beziehung muß zwischen dem Muster und dem Gegenstand bestehen. Aber diese Beziehung muß nicht auf der Identität essentieller Eigenschaften beruhen, sondern basiert Wittgenstein zufolge in der Regel auf über paradigmatischen Gebrauch aufgebauter 'Familienähnlichkeit'.

Die bestimmte Form des Musters, des Musters und Paradigmas als solches, verpflichtet uns also nicht zu einem bestimmten Gebrauch, leitet uns nicht zu einem bestimmten Gebrauch an, sie kann gedeutet werden, determiniert folglich nicht allein die Bedeutung. Ist es bspw. wirklich der Wegweiser selbst, der uns sagt, welches die Richtung ist, in die 'er zeigt'?[176] Woher kommt es, daß wir den Pfeil



so lesen und nicht anders?[177]



Zwischen den 'Familien' Pfeil/Richtungsweiser und Pfeil/Geschoss besteht ein Übergang, eine Verbindung, die die Bedeutungsgeschichte erklärt. Sie erklärt, warum wir den Pfeil so lesen und nicht anders. Das Geschoss Pfeil und seine Flugrichtung mag als Muster der Wegrichtung gedient haben. Wie aber, wenn Menschen niemals Pfeile als Geschosse benutzt hätten? Wäre uns dann diese bestimmte Deutung so selbstverständlich? Es ist also die Anwendung, der praktische Gebrauch, der von einem Paradigma, einem Muster, einem Beispiel gemacht wird, der eine bestimmte Deutung, eine bestimmte Bedeutung determiniert.[178] Aber nicht allein, völlig willkürlich ist die Beziehung von Muster und Gegenstand nicht. Ein Kreis könnte sicherlich nicht im selben Sinn als Richtungszeichen dienen.

Man könnte sich ein Sprachspiel vorstellen, bei dem Men-

schen sich dadurch verständigen, daß sie sich bei entsprechenden Gelegenheiten Muster der entsprechenden Gegenstände vorzeigen, also ein rotes Farbtäfelchen unbestimmter Form (?) und ein Täfelchen mit der geometrischen Figur eines Kreises zwecks Beschreibung eines roten Kreises. Die Muster sind dann 'primäre'[175] 'einfache Zeichen', die 'für etwas stehen', etwas 'vertreten'. Wittgensteins Kritik läßt sich nun so zusammenfassen: (1) diese Muster sind im Rahmen einer 'Familienähnlichkeit' beliebig deutbar (Kritik am logisch Einfachen), (2) erst ihre Anwendung, ihr Gebrauch im Sprachspiel konstituiert sie als Zeichen (bzw. als Muster), nicht eine ominöse Eigenschaft des 'Vertretens', 'Stehen für etwas' oder eine ihnen unabhängig von ihrem Gebrauch zukommende Funktion des 'Bezeichnens', der 'Denotation' etc. Dieses Sprachspiel läßt sich nun ausweiten, indem wir das Vorzeigen der Muster zur Grundlage einer ostensiven Definition von verbalen Zeichen machen. Die ostensive Definition ist dann eine Übersetzung von Paradigmen in sprachliche Ausdrücke.[176] Aber weil sie wesentlich Übersetzung ist, setzt sie die symbolische Funktion des paradigmatischen Gebrauchs von Mustern voraus. Die Gegenstände müssen zuvor im praktischen, gegenständlichen Handeln zu Paradigmen werden.

Wittgenstein fordert uns auf, uns eine Reihe von hinweisenden Erklärungen in Form von tabellarischer Zuordnung von Zeichen und Paradigmen, Bildern etc. vorzustellen:

"Wie ist es, wenn ich eine Bezeichnungsweise festsetze; wenn ich, z.B. für den eigenen Gebrauch, Farbentönen Namen geben will: Ich werde das etwa mittels einer Tabelle tun; und nun werde ich doch nicht den Namen zur falschen Farbe schreiben (zur Farbe, der ich ihn nicht geben will) Aber warum nicht? Warum soll nicht 'rot' gegenüber dem grünen Täfelchen stehen und 'grün' gegenüber dem roten, etc.?"177)

Worauf es hier aber ankommt, ist, daß ich die Tabelle auf verschiedene Weise gebrauchen kann:

"Es kann die Tabelle mit grün gegenüber 'rot' etc., so gebraucht werden, daß der, der sie 'nachschlägt' vom Wort 'rot' schräg auf das rote Täfelchen übergeht und vom Wort 'grün' auf das grüne u.s.f. Wir müssen dann sagen, die Tabelle sei nur anders angeordnet (nach einem andern räumlichen Schema), aber sie verbinde die Zeichen, wie die gewohnte." 178)

Wir ordnen Zeichen und Paradigma auf eine bestimmte Art und Weise zu, wir lesen die Tabelle auf eine bestimmte Art

und Weise. Es gibt also zweierlei zu unterscheiden: (a) die Zuordnungsrelation selbst und (b) die bestimmte Art und Weise als eine von vielen möglichen, auf die wir die Zuordnung vornehmen, die Tabelle lesen. In den 'Philosophischen Untersuchungen' konstruiert Wittgenstein zur Verdeutlichung ein Sprachspiel:

"Die Zeichen, die A dem B gibt, seien nun Schriftzeichen. B hat eine Tabelle; in der ersten Spalte stehen die Schriftzeichen, die im Spiel gebraucht werden, in der zweiten, Bilder von Bausteinformen. A zeigt dem B ein solches Schriftzeichen; B sucht es in der Tabelle auf, blickt auf das gegenüberliegende Bild, etc. Die Tabelle ist also eine Regel, nach der er sich bei der Ausführung der Befehle richtet. - Das Aufsuchen des Bildes lernt man durch Abrichtung, und ein Teil dieser Abrichtung besteht darin, daß der Schüler lernt, in der Tabelle mit dem Finger horizontal von links nach rechts zu fahren; also lernt, sozusagen eine Reihe horizontaler Striche zu ziehen. Denk dir, es würden nun verschiedne Arten eingeführt eine Tabelle zu lesen, nämlich einmal, wie oben, nach dem Schema:

ein ander mal nach diesem Schema:

oder einem andern. - So ein Schema werde der Tabelle beigefügt als Regel, wie sie zu gebrauchen sei. Können wir uns nun nicht weitere Regeln zur Erklärung dieser vorstellen? Und war andererseits jene erste Tabelle unvollständig ohne das Schema der Pfeile? Und sind es die andern Tabellen ohne ihr Schema?" 179)

Diese Tabelle fungiert als Werkzeug im Gebrauch der Sprache[180], sie wäre eher als Ausdruck einer Regel zu bezeichnen, denn als Regel selbst.[181] Was sie ausdrückt ist, welche Zeichen welchen Paradigmen, die wieder als Kriterien der Anwendung in bestimmten Situationen, auf bestimmte Gegenstände etc. fungieren, zugeordnet werden sollen. Sie bringen die Anwendungsregeln zum Ausdruck. Aber sie können auf verschiedene Art 'gelesen', gedeutet werden. Wie aber können sie dann, wenn sie vielfältig

gedeutet werden können, noch als Regulativ des Zeichengebrauchs dienen? Wittgenstein antwortet darauf:

"Daß da ein Mißverständnis ist, zeigt sich schon darin, daß wir in diesem Gedankengang Deutung hinter Deutung setzen; als beruhige eine Deutung denken, die wieder hinter dieser liegt. Dadurch zeigen wir nämlich, daß es eine Auffassung einer Regel gibt, die nicht eine Deutung ist; sondern sich, von Fall zu Fall der Anwendung, in dem äussert, was wir 'der Regel folgen' und was wir 'ihr entgegenhandeln' nennen. Darum besteht eine Neigung, zu sagen: Jedes Handeln nach der Regel sei ein Deuten. 'Deuten' aber sollte man nur nennen: einen Ausdruck der Regel durch einen anderen ersetzen." 182)

Ähnlich wie zuvor bei der Begriffsanalyse des Ausdrucks 'Meinen' (s.o.) können wir hier einen infiniten Regress von Deutungsakten konstruieren, setzen wir Deutung hinter Deutung. Wenn wir einen geistigen Akt des Deutens annehmen, so müssen wir feststellen, daß aus ihm selbst nicht hervorgeht, an welchem Punkt der Regress des Deutens abgebrochen wird. Dieser Punkt ist aber dann der für die Regelauffassung entscheidende; d.h. wir deuten einen Regelausdruck nicht willkürlich, sondern wir müssen eine bestimmte Regelauffassung erlernen. Wie aber können wir eine bestimmte Regelauffassung erwerben, wenn deren Erklärung immer noch gedeutet werden kann, wenn es also nie eine letzte Erklärung gibt?

"'Aber wie kann mich eine Regel lehren, was ich an dieser Stelle zu tun habe? Was immer ich tue, ist doch durch irgendeine Deutung mit der Regel zu vereinbaren.'- Nein, so sollte es nicht heißen. Sondern so: Jede Deutung hängt, mitsamt dem Gedeuteten, in der Luft; sie kann ihm nicht als Stütze dienen. Die Deutungen allein bestimmen die Bedeutung nicht. 'Also ist, was immer ich tue, mit der Regel vereinbar?' Laß mich so fragen: Was hat der Ausdruck der Regel - sagen wir, der Wegweiser - mit meinen Handlungen zu tun? Was für eine Verbindung besteht da? - Nun, etwa diese: ich bin zu einem bestimmten Reagieren auf dieses Zeichen abgerichtet worden, und so reagiere ich nun." 183)

Eine Regel und die Auffassung einer Regel lernen wir durch 'Abrichtung', uns werden keine Gründe gegeben und deshalb können auch wir letztlich keine geben, sondern wir werden damit konfrontiert: "Darum ist 'der Regel folgen' eine Praxis."[184] Wir werden dazu abgerichtet, den Ausdruck 'rot' Paradigmen von Röte zuzuordnen, den Ausdruck einer Regel auf diese Weise aufzufassen. Die einzige Begründung, die wir letztlich auf die insistierende Frage: Warum nennst

du das 'rot'? geben können, ist: So sprechen wir eben. So spielen wir eben das (Sprach)spiel.[185]
Das Konzept der 'Abrichtung' hat Wittgenstein des öfteren den Vorwurf des heimlichen Behaviorismus eingetragen.[186] Aber mit dem Begriff der 'Abrichtung' zielt Wittgenstein nicht auf einen bloß kausalen Zusammenhang,[187] sondern darauf, daß eine Lebensform, eine Praxis, eine gesellschaftliche Gepflogenheit die genetische Grundlage und zugleich der letzthinnige Rechtfertigungsgrund der Regelauffassung ist. Zweifellos aber erhält das Konzept 'einer Regel folgen' durch den Begriff der 'Abrichtung' einen einseitig deterministischen Zug: "Die Regel steht hier wie ein Befehl und: wirkt auch wie ein Befehl."[188] Die Einübung in ein Sprachspiel, in die Sprache erscheint als ein Akt der Dressur. Sicherlich ist die Akkulturation nicht ein Prozeß, in dem Natur bruchlos und leidlos in Gesellschaft aufgeht, aber das ist es nicht, was Wittgenstein meint. So fragwürdig es wäre, einen Begriff der 'Kreativität' gegen die sozialisierenden Instanzen zu stellen, so wenig sind doch die Gesellschaftsmitglieder bloße Matrizen, ihre Biographien in ihrer individuellen Raum-Zeitlichkeit bloßes, konformes Resultat der Abbildung sozialer Regeln auf sie. Wittgenstein muß sich mit Recht vorhalten lassen, daß sein Konzept der 'Abrichtung' den Eindruck erweckt, "daß eine Wirkung eigentlich nur noch von einer Regel auf die entsprechende Handlung erfolgt, nicht aber auch von der Handlung zurück auf die Regel."[189] Freilich wäre hier besser nicht von 'Wirkung' (Kausalität) zu reden, weil sich die Dialektik von Handeln und Regeln, von regelsetzendem Handeln und Regelfolgen sicherlich nicht alternativ in einer einfachen Wechselwirkung erschöpft. Es gibt in Gesellschaften sicherlich quasikausale und sogar kausale Abfolgen und Zusammenhänge, aber es gibt auch eine normative soziale Intergration über Konventionen, Rollenbilder, oder anders formuliert, über Handlungs- und Denkmuster, die sich nicht reduziert auf die Intentionen und 'freien Wahlhandlungen' von Interaktanten, sondern diese unter einen quasikausalen Zwang stellt.
Die Sprachspielregeln haben als Regeln einen normativen

Charakter, der sie gegen bloße Verhaltensgesetzmäßigkeiten, auf die der Behaviorismus soziales Handeln reduziert, abgrenzt, der deterministische Zug, den Wittgenstein durch den Begriff der 'Abrichtung' ins Spiel bringt, steht gegen die bloße Arbitrarität von Konventionen. Vom einen Extrem zum anderen erstrecken sich die Sprachspielregeln, variieren zwischen diesen Polen. Wittgenstein würde sagen: die 'Regel im allgemeinen' kann ich auf dieser Skala nicht lokalisieren, denn es gibt sie nicht (s.u.) Der Begriff der 'Abrichtung' betont somit den determinierenden und doch nichtkausalen Zug der Sprachspielregeln, der aus einem Grund erwächst, der sich der Begründung entzieht, weil jede Begründung ihre Gründe niemals einholt.[190] Die Lebenswelt der Sprachspiele ist nicht mehr hinterfragbar.[191] Wir folgen den Regeln präreflexiv, die Gründe, die wir zur Rechtfertigung unseres Handelns und Sprechens angeben könnten, werden uns an einem Punkt ausgehen.
Diese Regeln können daher auch nicht Gegenstand der philosophischen oder sprachtheoretischen Kritik sein - im Gegenteil, der alltägliche Gebrauch unserer Sprache ist, so wie er ist, vollkommen in Ordnung.[192] Er ist selbst kritische Distanz und auf ihn muß die spezifisch philosophische Konfundierung des Sprachgebrauchs zurückgeführt werden.[193] Die Philosophie kann den Sprachgebrauch daher nicht begründen, sie ist deskriptiv und kritisch nur im Sinne der therapeutischen Lösung begrifflicher, vom philosophischen Diskurs geknüpfter Knoten.

"Die Philosophie darf den tatsächlichen Gebrauch der Sprache in keiner Weise antasten, sie kann ihn am Ende also nur beschreiben. Denn sie kann ihn auch nicht begründen. Sie läßt alles, wie es ist." 194)

Wir könnten von Wittgenstein daher keinen positiven, konstruktiven Beitrag zu einer Sprachtheorie erwarten. Die 'Philosophischen Untersuchungen' und das gesamte Spätwerk formulieren keine Sprachtheorie.[195] Wittgensteins Anliegen ist ein sprachkritisches: das 'Klarwerden von Sätzen', das Auflösen von begrifflichen Konfusionen. Aber Wittgensteins sprachkritisches Verfahren führt über die Kritik hinaus: Die Rückführung der metaphysischen, philosophischen Verwendung der Wörter auf ihren alltäglichen Gebrauch ist zugleich Begriffsanalyse (conceptual analysis), subtile

Deskription der 'Logik' oder 'Grammatik' unseres alltäglichen Sprachgebrauchs.

Das Konzept 'einer Regel folgen' ist für die Sprachphilosophie des späten Wittgenstein entscheidend. Hatte Wittgenstein zunächst in den zwanziger Jahren den Gedanken eines semantisch geregelten Satzsystems ('Syntaxregeln') kritisch gegen den 'Traktat' gewandt, so war noch in der 'Philosophischen Grammatik' die Auffassung der Sprache als eines logisch geordneten Kalküls dominant.

"Sein Inhalt hat der Satz als Glied eines Kalküls. Die Bedeutung ist die Rolle, die das Wort im Kalkül spielt."[196]

Für Kalküle gelten exakte logische Regeln (Axiome, Formations- und Transformationsregeln). In der Folgezeit aber rückt Wittgenstein immer mehr von der Idee einer vollkommen regulierten, logischen Einheitssprache ab. Erinnert sei hier nur daran, daß unserer Interpretation des 'Traktats' zufolge, das Postulat der Bestimmtheit des Satzsinnes ein zentrales Motiv für Wittgensteins semantische Konzeption war. Wittgenstein greift diesen Punkt nun wieder auf:

"Der Sinn des Satzes - möchte man sagen - kann freilich dies oder das offen lassen, aber der Satz muß doch einen bestimmten Sinn haben. Ein unbestimmter Sinn, - das wäre eigentlich gar kein Sinn.- Das ist wie: Eine unscharfe Begrenzung, das ist eigentlich gar keine Begrenzung. (...) Aber ist das denn wahr?" 197)

Wenn wir aber die 'tatsächliche Sprache' genauer betrachten, geraten wir immer mehr in Widerspruch zu dieser am Ideal logischer Exaktheit orientierten Forderung der Bestimmtheit des Sinns, aufgebaut auf die Eindeutigkeit der logischen Analyse und die Eineindeutigkeit der Bezeichnungsrelation einfacher Zeichen.[198] Wir finden, daß es nicht die Funktion, das Wesen der Sprache, nicht das Bezeichnen schlechthin gibt, sondern eine Familie von Sprechhandlungen, mehr oder minder miteinander verwandt und geregelt, kurz: eine Vielfalt von Sprachspielen:

"Wir erkennen, daß, was wir 'Satz', 'Sprache', nennen, nicht die formelle Einheit ist, die ich mir vorstellte, sondern die Familie mehr oder weniger verwandter Gebilde. - Was aber wird nun aus der Logik? Ihre Strenge scheint hier ganz aus dem Leim zu gehen." 199)

Und dies wollen wir nicht wahrhaben. Eine Vagheit in der Logik darf es nicht geben.[200] Sie "soll etwas Reines und

Scharfgeschnittenes sein",[201] und wir sehen nicht, daß dies ein Ideal ist, eine Forderung[202], die unser Denken 'verhext'[203] und die uns zwingt, das Ideal - die exakte Logik, das Wesen des Zeichens etc. - als hinter den Erscheinungen, als unter der Oberfläche der Sprache verborgen zu suchen. "Wir leben nun in der Idee: das Ideal 'müsse' sich in der Realität finden."[204] Es ist nicht notwendig, daß wir für jeden Anwendungsfall Regeln vorwegnehmen.[205] Weil Exaktheit das Ideal ist, das wir anstreben, halten wir, wenn wir etwas als 'unexakt' bezeichnen, es für einen Tadel. Aber hängt das nicht davon ab, was wir damit bezwecken? Ist es zu tadeln, wenn wir einem Tischler nicht die Breite eines anzufertigenden Tisches auf 0,001 mm angeben? Inwieweit die genaue Regelung der Anwendung wirklich erforderlich ist, inwieweit unser Sprechen tatsächlich logisch und exakt geregelt sein muß, hängt von den verschiedenen praktischen Anforderungen des Sprachspiels ab.

"Ein Ideal der Genauigkeit ist nicht vorgesehen; wir wissen nicht, was wir uns darunter vorstellen sollen."[206] Es gibt unzählige Ideale der Exaktheit und eine Äußerung, wie: Halte dich ungefähr hier auf! kann trotz ihrer Vagheit praktisch völlig genügen.[207] Nichtsdestoweniger können wir Grenzen ziehen, wir können Regeln formulieren für Fälle und für bestimmte Zwecke, wo vorher durch Regeln noch keine Grenzen gezogen waren. Die gewöhnliche Sprache ist kein Kalkül mit exakten, festgelegten Regeln. Deshalb ist für den Wittgenstein der 'Philosophischen Untersuchungen' die Bedeutung eines Wortes auch nicht mehr "die Rolle die das Wort im Kalkül spielt",[208] wie es noch in der 'Philosophischen Grammatik' heißt.[209] Hier hat auch die Schachspiel-Analogie (s.o.) ihre Grenzen, die Bedeutung ist nicht der Gegenstand, aber sie ist auch nicht der Gebrauch im Sinne von wohldefinierten, den Regeln eines Kalküls konformen Operationen. Die Sprache ist kein konsistentes Regelsystem, das Sprachspiel kein Kalkül. Die Regeln eines Sprachspiels sind nicht strikte festgelegt, sie nehmen nicht jede mögliche Situation vorweg. Wie könnten sie dies auch außerhalb eines theoretischen Modells?

Wie sieht es nun aber aus, wenn wir einer Regel folgend,

sie in einem bestimmten Fall anwenden? Wittgenstein operiert vielfach mit Beispielen wie folgendem: Wir lehren einen Schüler eine Reihe der Form 2x + 1 zu bilden und fordern ihn auf, fortzufahren:[210]

1, 3, 5, 7 ...

"Man könnte dem, den man abrichtet, sagen: 'Sieh, ich tue immer das Gleiche: ich..." 211)

Im Falle der mathematischen Reihe können wir natürlich ergänzen: Ich tue immer das Gleiche: Ich multipliziere x mit 2 und addiere 1. Nicht aber im Fall der paradigmatischen Einübung in den Sprachgebrauch. Daß unsere Handlungen einer Regel folgen, explizieren wir in Ausdrücken wie 'dasselbe tun'.[212] Wenn der Schüler nun fortfährt:

1, 3, 5, 7, 9, 11 ...

So werden wir etwa sagen: 'Das nennen wir nicht auf dieselbe Art fortfahren'.[213] Wie aber kann er wissen, wie er fortzufahren hat, wenn er nicht über eine Formel verfügen kann, oder diese erst bilden soll?[214] Uns erscheint das Verstehen einer regelgeleiteten Handlung und der Regel selbst als ein geistiger Zustand (was am ehesten noch im Hinblick auf das Wissen einer Formel, bzw. eines Bildungsgesetzes einer mathematischen Reihe als gerechtfertigt erscheint), als ein geistiger Zustand, in dem die Operationen und Übergänge, die es im Fortfahren zu machen gilt, eigentlich schon alle gemacht sind,[215] ein Zustand, "woraus die richtige Verwendung entspringt".[216] Es hat den Anschein, 'die Seele fliege' voraus, mache schon im Geiste alle Übergänge.[217] Verstehen, etwas-zu-tun-Wissen, ist kein Zustand und deshalb auch keine Disposition.[218] Die Grammatik der Ausdrücke 'Verstehen' und 'Wissen' führt uns hier irre.[219] Aber es ist auch kein seelischer Vorgang, denn einen solchen hinter den charakteristischen Begleitvorgängen und Äußerungen des Verstehens 'versteckten' Vorgang gelingt es uns nicht zu erfassen.[220] Wissen oder Verstehen sind nicht Zustände oder Aktivitäten eines verborgenen Systems oder Mechanismus.[221] Wenn wir uns nach einer Regel richten, gibt es auch kein gemeinsames charakteristisches Erlebnis des 'Geführtwerdens'.[222] 'Verstehen', 'weiter wissen' kann deshalb unter verschiedenen Umständen Verschiedenes bedeuten, es bezeichnet wiederum

keinen einheitlichen Vorgang oder Zustand, sondern eine 'Familie'.[223]

Kriterium dafür, daß jemand weiter weiß, ist daß er richtig fortfährt: "Die Anwendung bleibt ein Kriterium des Verständnisses:"[224] Aber, so sind wir geneigt zu sagen, die Kriterien für das Verständnis sind nicht das Verständnis selbst, du hast uns nicht gesagt, was das Verständnis selbst ist, und wenn ich weiter weiß, dann greife ich nicht auf Kriterien zurück, dafür daß ich weiter weiß, sondern fahre einfach fort. Wittgenstein würde darauf antworten: Das ist richtig, aber deshalb muß dem Fortfahren nicht ein geistiger Akt des Verstehens vorausgehen, sondern wenn du dich beobachtest, was in dir vorgeht, wie du dich verhältst, wenn du 'weiter weißt', so wird dir Verschiedenes einfallen: Ein freudiger Ausruf etwa: 'Jetzt weiß ich weiter!'[225] oder dir fällt eine Formel ein, etc.[226], in jedem Fall ist die Anwendung das praktische Verständnis.

2.6. Exkurs: Wittgensteins Kritik an der Möglichkeit einer Privatsprache:

Einer Regel folgen ist nicht nur deshalb eine Praxis[227], eine soziale Gepflogenheit, weil ihr Befolgen lebensweltlich begründet ist, sondern weil man auch nicht Wittgenstein zufolge, einer Regel privatim folgen kann.[228]

"Ist, was wir 'einer Regel folgen' nennen, etwas, was nur ein Mensch, nur einmal im Leben, tun könnte? (...) Es kann nicht ein einziges Mal nur ein Mensch einer Regel gefolgt sein. Es kann nicht ein einziges Mal nur eine Mitteilung gemacht, ein Befehl gegeben, oder verstanden worden sein, etc. - Einer Regel folgen, eine Mitteilung machen, einen Befehl geben, eine Schachpartie spielen sind Gepflogenheiten (Gebräuche, Institutionen)." 229)

Zu nur einer Handlung können wir alle möglichen Regeln formulieren[230] und daher hätte der Begriff 'Regel' dann kaum einen Aussagegehalt. Aber das allein ist wenig stichhaltig. Wittgenstein akzentuiert die Notwendigkeit einer korrektiven Instanz als Voraussetzung von Regeln:

"Der Regel zu folgen glauben ist nicht: der Regel folgen: Und darum kann man nicht der Regel 'privatim' folgen, weil sonst der Regel zu folgen glauben dasselbe wäre, wie der Regel folgen." 231)

Es gehört zur 'Grammatik' des Ausdrucks 'Regel', daß wir den subjektiven Glauben einer Regel zu folgen, d.h. das möglicherweise vermeintliche Befolgen einer Regel, von dem tatsächlichen Befolgen unterscheiden, d.h. eine intersubjektive Prüfbarkeit der Regelkonformität unterstellen. Wir können uns zwar u.U. eine Regel vorstellen, die nur für ein Individuum aufgestellt ist, aber es ist - so Wittgenstein - keine Regel denkbar, die nicht zumindest qua Überprüfbarkeit und Möglichkeit der Rechtfertigung der korrespondierenden Handlungen in die Intersubjektivität und Interaktionen einer Lebensform, einer Gesellschaft eingebettet wäre.

Bezogen auf die Regeln eines Sprachspiels heißt dies: Es kann keine Sprache geben, die nur von einem Einzelnen gesprochen wird, es kann keine 'Privatsprache' geben, Sprache ist notwendig gesellschaftlich. Und diese Notwendigkeit ist logisch-begrifflicher Art. In Wittgensteins Kritik der Privatsprache treffen sich zwei Argumentationsstränge: Zum einen geht aus dem Wittgensteinschen Regel-

begriff hervor, daß eine Privatsprache logisch unmöglich ist. Zum anderen versucht Wittgenstein diese These gegen eine Bedeutungstheorie zu wenden, die der namenstheoretischen Konzeption der Bedeutung ('Traktat') insofern nahesteht, als sie zwar nicht Gegenstände als Nominata, aber deren Vorstellungsbilder als Bedeutungen betrachtet. Zugleich richtet sich Wittgensteins Kritik gegen die dieser sprachtheoretischen Position verwandte philosophische Position des Solipsismus.[232]

Die Bedeutung eines Ausdrucks soll in den Vorstellungen, Empfindungen u.ä. bestehen, die Sprecher mit ihnen assoziieren, andererseits aber sagen wir, daß Empfindungen, Vorstellungen etc. private geistige Phänomene sind in dem Sinne, daß ein anderer nicht dieselben Empfindungen haben kann wie ich, daß nur ich wissen kann, ob ich wirklich eine bestimmte Empfindung, z.B. Schmerzen habe, oder nur simuliere, und daß wir in Bezug auf andere dies niemals mit derselben Gewißheit sagen können, wissen können.[233] Wenn wir aber nicht dieselben Vorstellungen, Empfindungen und d.h. Bedeutungen mit den Ausdrücken, die wir gebrauchen, verbinden, wieso sprechen wir dann überhaupt eine öffentliche Sprache, die andere ebenfalls verstehen? Wenn jeder nur von sich weiß, ob und welche Empfindungen er mit einem Ausdruck assoziiert, woher wissen wir, ob nicht in Wirklichkeit andere Sprecher völlig andere Empfindungen mit den entsprechenden Ausdrücken verbinden? (Wodurch würden wir diese Frage entscheiden? Wir würden auf gelingende Interaktion zurückgreifen, d.h. auf die Tätigkeiten, die Praxis, mit der unser Sprechen verwoben ist. Damit würden wir aber den von diesem Gedankenmodell abgesteckten bedeutungstheoretischen Bereich verlassen.) Wir könnten noch nicht einmal mit Sicherheit sagen, daß andere Leute überhaupt mit ihren Äußerungen bestimmte Empfindungen verbinden, ob sie überhaupt welche haben, ob sie überhaupt ein Bewußtsein besitzen und nicht in Wirklichkeit sprechende Automaten sind.[234] Ob dies nicht die letztliche Konsequenz der oben skizzierten Position der 'Philosophie des Bewußtseins' (philosophy of mind) und der aus ihr resultierenden Sprachphilosophie sei, wird in der sprachanalytischen Philosphie als das Problem der 'other

minds' diskutiert.[235] Im gleichen Maße wie durch die Privatheit der der These nach bedeutungskonstitutiven Vorstellungen und Empfindungen die öffentliche Geltung des Gebrauchs, den wir von der Sprache machen, sozusagen zu einem kontingenten Mysterium wird,[236] im gleichen Maße, in dem also die Öffentlichkeit als grundlegend für die Bedeutung von Ausdrücken suspendiert wird, im gleichen Maße muß auch eine nichtöffentliche, prinzipiell private Sprache als vorstellbar erscheinen. Ist die Öffentlichkeit des Sprachgebrauchs nicht bedeutungskonstitutiv, so muß eine Sprache denkbar sein, in der private Empfindungen auch private Bezeichnungen erhalten, kurz eine Privatsprache. Und es leuchtet ebenfalls ein, daß eine solipsistische Sprache nur eine Privatsache sein kann. Wittgenstein konstruiert nun folgendes berühmtes Gedankenexperiment:

"Stellen wir uns diesen Fall vor. Ich will über das Wiederkehren einer gewissen Empfindung ein Tagebuch führen. Dazu assoziiere ich sie mit dem Zeichen 'E' und schreibe in einem Kalender zu jedem Tag, an dem ich die Empfindung habe, dieses Zeichen. - Ich will zuerst bemerken, daß sich eine Definition des Zeichens nicht aussprechen läßt. - Aber ich kann sie doch mir selbst als eine Art hinweisende Definition geben." 237)

Das altbekannte Paradigma macht sich geltend: Wo wir mit der Erklärung nicht mehr weiter kommen, wollen wir durch ein Zeigen aus der Sprache heraustreten. Aber wie können wir denn auf Empfindungen zeigen?

"Nicht im gewöhnlichen Sinne. Aber ich spreche, oder schreibe das Zeichen, und dabei konzentriere ich meine Aufmerksamkeit auf die Empfindung - zeige also gleichsam im Innern auf sie. - Aber wozu diese Zeremonie? denn nur eine solche scheint es zu sein! Eine Definition dient doch dazu, die Bedeutung eines Zeichens festzulegen. - Nun, das geschieht eben durch das Konzentrieren der Aufmerksamkeit; denn dadurch präge ich mir die Verbindung des Zeichens mit der Empfindung ein. - 'Ich präge sie mir ein' kann doch nur heißen: dieser Vorgang bewirkt, daß ich mich in Zukunft richtig an die Verbindung erinnere. Aber in unserem Falle habe ich ja kein Kriterium für die Richtigkeit. Man möchte hier sagen: richtig ist, was immer als richtig erscheinen wird. Und das heißt nur, daß hier von 'richtig' nicht geredet werden kann." 238)

Eine Privatsprache könnten wir uns auf verschiedene Weise vorstellen. Z.B. als einen privaten Code, der aber Übersetzungsregeln in eine öffentliche Sprache einschließt.[239] Ein solcher ist hier nicht gemeint, die Wörter dieser Privatsprache "sollen sich auf das beziehen, wovon nur der

Sprechende wissen kann; auf seine unmittelbaren, privaten, Empfindungen."[240] Ein anderer kann also diese Sprache nicht verstehen. Die Privatsprache soll eine Sprache sein, die unabhängig von einer Möglichkeit der Übersetzung in eine öffentliche Sprache und unabhängig von der Existenz anderer Sprecher eine Sprache sein soll. Deshalb - und dies ist entscheidend - muß auch der Sinn solcher Ausdrücke wie 'Empfindung', 'Definition', 'richtig' etc. in dieser Privatsprache allein von dieser selbst abgeleitet sein, nicht aber von der Kenntnis einer öffentlichen Sprache. Wittgensteins Argumentation ist hier eine Variation der in PU §202 vorgebrachten.[241] Die Grammatik des Ausdrucks 'Regel' verpflichtet uns zwischen dem vermeintlichen, subjektiv geglaubten Befolgen einer Regel und dem tatsächlichen Befolgen zu unterscheiden. Der Ausdruck 'Regel' verweist auf unabhängige Kriterien der Rechtfertigung und Richtigkeit. Ohne diese könnten wir nicht von 'Regeln' sprechen. Aber vielleicht könnte man einwenden: Selbst wenn ich nicht mit Sicherheit wissen kann, ob ich der Regel konform handle, ihr folge, so könnte es doch sein, daß ich unabhängig davon, von der Möglichkeit dies zu wissen, ihr folge, oder genauer, ihr konform handle. Aber dies ist nur scheinbar eine sinnvolle Annahme. Es gibt Sätze, die uns im Zweifel lassen, ob wir mit ihnen etwas anzufangen wissen, Sätze wie: 'Es ist jetzt fünf Uhr auf der Sonne'. Wittgenstein meint dazu:

"Ich weiß nicht, ob ich dazu sagen soll, ich versteh's, oder ich versteh's nicht. Ich möchte antworten: 'Es ist ein deutscher Satz; scheinbar ganz in Ordnung." 242)

Aber irgendetwas stimmt mit dem Satz nicht, denn wir wissen nicht, in welchem Fall man davon sprechen kann, daß hier (auf der Erde) und dort (auf der Sonne) die gleiche Zeit ist. M.a.W. wir haben keine Kriterien für den richtigen Gebrauch dieses Ausdrucks in diesem Fall. Regel und unabhängige Kriterien der Geltung gehören notwendig zusammen. Ohne Geltungskriterien gibt es keine Regeln. Aber vielleicht ist es hier schon eine petitio principii von Regeln zu sprechen. Können wir uns nicht einfach an die entsprechende Empfindung erinnern, sozusagen jedesmal, wenn sie wieder auftritt, zu uns sagen: 'Aha, ich erinne-

re mich, das ist die Empfindung, die ich 'E' nannte!' und könnte uns die Erinnerung nicht unabhängig davon, ob wir sie zu prüfen wissen, uns jedesmal die richtige Verbindung zwischen Zeichen und Empfindung herstellen lassen, könnte unser Erinnern nicht einer psychischen Gesetzmässigkeit folgen, die uns vielleicht ebenso zuverlässig leitet, wie eine Regel mit den dazugehörigen Kriterien? Sicherlich könnten wir uns an die Empfindung E korrekt erinnern, an die Empfindung, die wir 'E' nannten. Aber niemand würde ebenfalls abstreiten, daß wir uns auch fälschlich erinnern könnten. Unsere Empfindung könnte sich fortgesetzt ändern und unsere Erinnerung uns fortgesetzt täuschen. Aber dies ist nicht der entscheidende Punkt für die Kritik an der Privatsprache, sondern: In einer 'Privatsprache' könnte ich daher u.U. einen Ausdruck 'korrekt' gebrauchen, aber ich könnte nicht nur nicht wissen, ob ich dies täte, ich könnte auch gar keinen Begriff davon haben, was es hieße, einen Ausdruck korrekt zu gebrauchen.[243] Und deshalb könnte ich auch keinem Versuch einer privaten Definition der Bedeutung des Zeichens 'E' dadurch, daß ich mir vornehme, mich richtig an das zu erinnern, was ich mit dem Zeichen 'E'benennenwollte, einen Sinn verleihen.[244]

Dies ist Wittgensteins entscheidendes Argument. Die Vorstellung einer Bedeutungserklärung
in einer privaten Sprache ist sinnlos, ein Sprecher einer privaten Sprache könnte gar keinen Begriff von einer Bedeutungserklärung haben, also auch letztlich keinen von 'Bedeutung'.

Unter Rückgriff auf die Erinnerung können wir zwar einen Erinnerungseindruck durch einen anderen zu prüfen versuchen, aber dies kann nur gelingen, weil letzterer selbst wiederum auf seine Richtigkeit geprüft werden kann.[245] Deshalb ist die Vorstellung einer Privatsprache inkonsistent. Auf diese Inkonsistenz der Konzeption einer Bedeutungsverleihung durch eine private Definition ist Wittgensteins Argumentation gegründet, nicht etwa bloß auf eine behauptete Unzuverlässigkeit des Gedächtnisses.[246] Wir könnten uns eventuell eine Situation vorstellen, in der jemand gesetzmäßig und zuverlässig (etwa auf-

grund einer Konditionierung) zu einer bestimmten Empfindung E das Zeichen 'E' erinnert, assoziiert. Nun sollen diese Zeichen aber selbst private sein; wer soll den Betreffenden dann aber zu diesem reaktiven Zeichenverhalten konditionieren? Etwa er selbst?
Die Vorstellung einer privaten Definition eines Empfindungsnamens 'E' durch eine Art 'ostensiven' Gebrauch der Aufmerksamkeit ist den Bedeutungserklärungen im öffentlichen Sprachgebrauch nachgebildet, aber sie wird inkonsistent, soll sie dazu herhalten, die Möglichkeit einer privaten Sprache zu begründen, denn für diese könnten wir nicht entscheiden, ob wir uns an diese Definition halten, und deshalb gäbe es in einer Privatsprache gar keinen Platz für Definitionen, wir besäßen gar keinen Begriff von einer Definition, sowenig wie von 'richtig' oder 'falsch'. Deswegen ist eine 'private Definition' ein Brimborium, eine "Zeremonie"[247]. Diese geltungstheoretischen Begriffe sind vom öffentlichen Sprachgebrauch abgeborgt, in dem wir über öffentliche Kriterien der Regelkonformität, über Paradigmen und Muster zur Korrektur der Erinnerungseindrücke und vor allem über die korrektive Instanz der Übereinstimmung von Sprechern in einer Lebenswelt verfügen.[248] Schließen wir diese aus, indem wir eine per definitionem private Sprache uns vorzustellen versuchen, funktioniert das Spiel nicht mehr, in dem der Begriff der 'Definition', der 'Bedeutungserklärung' seinen Platz hat.
Wittgenstein argumentiert deshalb so entschieden gegen die Möglichkeit einer Privatsprache, weil sie die radikale Konsequenz einer am Paradigma der Namensrelation orientierten Sprachauffassung ist. Ihr zufolge besteht die Bedeutung eines Ausdrucks darin, daß Sprecher einen Gegenstand oder eine Klasse von Gegenständen mit ihm benennen, warum sollte dann nicht auch ein einzelner Sprecher mit privaten Namen Sinnesdaten benennen können?
Wittgensteins These der Inkonsistenz einer Privatsprache ist nicht unwidersprochen geblieben.[249] Selbst Philosophen wie P.E.Strawson, die der 'Ordinary language Philosophy' zugerechnet werden, haben sich Wittgenstein hierin nicht anschließen können. In Strawsons Interpretation der Wittgensteinschen Argumentation hat sich allerdings ei-

ne Reihe von Irrtümern eingeschlichen.[250] Strawson behauptet, jemandem könne "einfach die Wiederkehr einer gewissen Empfindung auffallen" und er könne dann das entsprechende Zeichen notieren,[251] aber auf die Gründe, warum dies für Wittgenstein keine so einfache Sache zu sein scheint, geht Strawson nicht kritisch ein.
A.J.Ayers Einwand ist, das gleichgültig, ob nun das Bezeichnete eine private Empfindung oder ein öffentliches Objekt ist, die von Wittgenstein geforderte Prüfung des korrekten Gebrauchs des Zeichens an unabhängigen Kriterien ja selbst wiederum letztlich auf Sinnesdaten zurückgreifen muß.[252] Ayer konstruiert dann eine Robinsonade, mit der erplausibel machen will, daß auch jemand, der isoliert von anderen Menschen aufwuchs, eine Sprache gebrauchen, Objekte und auch eigene Empfindungen bezeichnen kann.[253] Aber abgesehen davon, daß auch Ayer sich auf Plausibilitätsbehauptungen beschränkt und obige phänomenalistische Gleichsetzung ohnehin fragwürdig ist, hat Ayer übersehen, daß Wittgenstein die Prüfbarkeit des Gedächtniseindrucks hier ja nicht um ihrer selbst willen fordert, sondern im Interesse der Möglichkeit einer privaten Definition. Ayers phänomenalistische Ausweitung der Privatsprachen-Problematik bildet daher keine Widerlegung der Wittgensteinschen Argumentation, sondern nur eine Reformulierung der Problemstellung unter phänomenalistischen Prämissen.
H.N.Castañeda behauptet in seinem detaillierten Aufsatz 'The Private Language Argument'[254], daß (a) der Sprecher einer Privatsprache ganz in derselben Art und Weise in der Lage sei, seinen Gebrauch von Ausdrücken zu korrigieren, wie jeder Sprecher einer öffentlichen Sprache.[255] Denn ihm stünden Eindrücke und Empfindungen als Korrektiv zur Verfügung, die unabhängig von seinem Eindruck, das entsprechende Wort zu gebrauchen, seien.[256] Bspw. sei das Hören eines Versprechers unabhängig von dem Eindruck, mit dem Versprecher das richtige Wort richtig geäußert zu haben.[257] Wenn (b) das Argument, daß ein Sprecher einer Privatsprache sich niemals sicher sein könne, daß er einen Ausdruck korrekt gebrauche, trifftig sei, dann lasse es sich auch auf den öffentlichen Sprachgebrauch ausdeh-

den.[258] (c) Ferner könnten in einer Privatsprache schon deshalb falsche Annahmen korrigierbar sein, weil der Sprecher Voraussagen machen könne, die sich als falsch erweisen könnten.[259] (d) Ein Sprecher einer Privatsprache könne die korrekte Anwendbarkeit eines Ausdrucks durch Schlussfolgerungen, empirische Verallgemeinerungen prüfen, indem er sich auf den Rest seiner Privatsprache stützt.[260] Argumente (c) und (d) setzen aber bereits eine komplexe Sprachstruktur voraus; und Castañeda behauptet, daß wolle man eine reductio ad absurdum der Privatsprachenthese ernst nehmen, diese Voraussetzung gemacht werden müsse.[261] Nun muß aber die Kritik als reductio nicht an einem fertigen Sprachsystem ansetzen - und das ist ja auch nicht Wittgensteins Vorgehen und Anspruch - sondern die reductio ad absurdum setzt an der Vorstellung eines privaten Akts der Bedeutungsverleihung als Voraussetzung für die Möglichkeit einer Privatsprache an. Wittgenstein will die logische Unmöglichkeit einer Privatsprache nicht dadurch zeigen, daß er die Vorstellung einer komplex strukturierten Privatsprache - wie sollte diese dann nicht auch über die Begriffe der Geltung, des korrekten Gebrauchs u.a. verfügen - als inkonsistent ad absurdum führt, sondern dadurch, daß er die Inkonsistenz der Vorstellung einer privaten Bedeutungserklärung, Definition etc. als Voraussetzung einer Privatsprache aufweist.[262] Ob der Rekurs auf Versprecher als Beispiel unabhängiger 'Eindrücke' (a) einen relevanten Einwand darstellt, ist mehr als fraglich. Denn die Selbstkorrektur eines Versprechers basiert ja nicht - wie Castañeda glauben machen will - auf der bloßen auditiven Wahrnehmung einer von allen Bedeutungsbezügen entbundenen Lautäußerung ('noise'). Argument (b) operiert mit der Unmöglichkeit einer letzten Erklärung. Wenn es für öffentliche Sprachen - was Wittgenstein ja gerade behauptet - keine absolute Gewißheit der Regelkonformität gibt, warum soll es diese dann für private Sprachen geben? Der Unterschied aber, den dieses Argument übersieht und den Wittgenstein herauszuarbeiten versucht, ist, daß im Falle der Privatsprache nicht nur keine absolute Gewißheit der Korrekt-

heit des Gebrauchs zu erzielen ist, sondern auch der Begriff des 'korrekten Gebrauchs' gar keinen Sinn, gar keine Funktion hat.

Mit diesen kritischen Einwänden und den vorgebrachten knappen Entgegenungen ist die Problematik der Möglichkeit einer Privatsprache sicherlich nicht erschöpft.[263] Die Diskussion wird dadurch erschwert, daß die Problemstellung und ihre Reichweite nicht eindeutig festlegbar ist. So schwanken Kritiken und Interpretationen zwischen einer Indienstnahme der Wittgensteinschen Argumentation für eine generelle Empirismuskritik[264] und einer auf die Diskussion der Wittgensteinschen Reflexion der Empfindungswörter und psychologischen Ausdrücke beschränkten Rezeption. Unbestreitbar hat Wittgenstein die Privatsprachenproblematik zunächst in letzterem Zusammenhang exponiert.

Wittgensteins Reflexion der Grammatik von Empfindungswörtern richtet sich vor allem gegen zwei traditionell mit diesen verbundene Auffassungen: Empfindungen sind privat in dem Sinne, daß:

(a) nur ich mit Sicherheit wissen kann, ob ich eine bestimmte Empfindung habe (Schmerz) - von jemand anderem kann ich dies nicht wirklich wissen, sondern nur annehmen.

(b) zwei Menschen niemals dieselbe Empfindung, sondern höchstens die gleiche haben können.

Im Hinblick auf These (b) bestreitet Wittgenstein, daß die Unterscheidung zwischen 'der gleiche' und 'derselbe' (numerische Identität) sinnvoll auf die Logik von Empfindungsausdrücken anzuwenden ist.[265] These (a) greift Wittgenstein von zwei Seiten her an:

"Versuch einmal - in einem wirklichen Fall - die Angst, die Schmerzen des Andern zu bezweifeln." 266)

Keiner wird behaupten, daß er alles zu tun vermöge, was er sich vornimmt. Warum sollen wir dann auch jedesmal wirklich imstande sein können, zu zweifeln, wenn wir es uns vornehmen? Könnten wir nicht dem Philosophen, der daran zweifelt, ob er wirklich an seinem Schreibtisch sitzt, zurufen: Ich glaube dir nicht, daß du wirklich daran zweifelst, du strengst dich nur an! Der Zweifel muß einen Platz in einem Sprachspiel, in einer Lebensform haben[267]. Das

zweite Argument macht auf die Grammatik des Ausdrucks 'wissen' aufmerksam:

"Von mir kann man überhaupt nicht sagen (außer etwa im Spaß) ich wisse, daß ich Schmerzen habe." 268)

Wenn man nicht an seinen eigenen Empfindungen zweifeln kann, wenn wir darin nicht irren können und ganz sicher sein können, und davon geht These (a) aus, dann können wir auch nicht sinnvoll sagen, daß nur ich weiß, daß ich Schmerzen habe.

"Was soll es denn heißen - außer etwa, daß ich Schmerzen habe?"[269] Wo kein Irrtum möglich ist, kann auch nicht von 'Wissen' geredet werden.

Die in beiden Thesen zusammengefassten Auffassungen über den philosophischen Zugang zu unseren Empfindungen haben ihre lange philosophische Tradition. Rationalismus und Behaviorismus haben von dieser Prämisse ausgehend versucht, ihre alternativen Antworten zu geben.[270] Die Diskussion dieser Problematik ist umfangreich und kann nicht mehr zum engeren inhaltlichen Rahmen dieser Arbeit gerechnet werden.[271]

2.7. Kriterien der Regelkonformität und die 'Grammatik' des Sprachgebrauchs:

Wittgenstein hatte geltend gemacht, daß es in einer Privatsprache keine unabhängigen Kriterien der Richtigkeit, der Regelkonformität geben könne. Regeln unterscheiden sich darin von bloßen Verhaltensgesetzmäßigkeiten, daß ein bestimmtes Verhalten, ein bestimmter Sprachgebrauch unter Berufung auf bestimmte Kriterien der Regelkonformität als korrekt behauptet, in Frage gestellt oder verteidigt werden kann. Noch ein dritter Begriff gehört in diesen Zusammenhang.[272] Es ist der der 'Grammatik'[273]. Wittgenstein stellt die Verbindung zwischen den Begriffen der 'Grammatik' und des 'Kriteriums' folgendermaßen her: Er nennt es eine 'grammatische Erklärung' eines Wortes, z.B. 'Zahnschmerzen', "wenn ich mein Kriterium für die Zahnschmerzen einer anderen Person erkläre, und in diesem Sinne gebe ich damit eine Erklärung, die die Bedeutung des Wortes 'Zahnschmerzen' betrifft."[274] Die 'Grammatik' regelt wie wir einen Ausdruck gebrauchen und was wir mit ihm bezeichnen[275], sie gibt uns die Kriterien seines regelkonformen referierenden Gebrauchs. Was Wittgenstein die 'Grammatik' eines Ausdrucks nennt, besteht in den Regeln, die seinen Gebrauch leiten und die durch die Formulierung von Kriterien der Regelkonformität zum Ausdruck gebracht werden.[276]

N.Garver hat Wittgensteins Begriff des 'Kriteriums' in einer Reihe von Thesen zusammenzufassen versucht:[277] (1) Kriterien sind Werkzeuge der Sprache, die als Test, Standard oder Kanon der Regelkonformität dienen. (2) Kriterien regeln den Gebrauch bestimmter sprachlicher Ausdrücke. Hier ist zu bemerken, daß wir von Kriterien in zweierlei Sinn sprechen können. Wir können z.B. nach Kriterien dafür fragen, ob eine bestimmte Substanz giftig ist, wir können diese Frage aber auch als Frage danach stellen, ob wir diese Substanz unserem Sprachgebrauch nach zu Recht als giftig bezeichnen. Als weiteren Aspekt des Wittgensteinschen Begriffs des 'Kriteriums' läßt sich Garver folgend anführen: (3) Nicht jeder Ausdruck wird in seinem Gebrauch durch semantische Kriterien geleitet, sondern nur solche,

deren Äußerung im Satzzusammenhang Rechtfertigungsstrategien im Hinblick auf Wahrheit/Falschheit oder anderen Geltungsansprüchen unterliegen.[278] So behauptet Wittgenstein bspw., daß ich meine Empfindungen nicht mittels Kriterien identifiziere[279] oder daß es keine Kriterien der Ich-Identität gibt, wenn ich äußere, daß ich Schmerzen habe.[280] Ferner ist bspw. das, was uns erlaubt zu sagen, ein Gegenstand sei rot, nicht irgendein weiteres Kriterium für die Röte des Gegenstands, sondern diese Röte selbst.[281] Wir können nicht in jedem Fall Kriterien als Gründe anführen. Hier ist die Erklärung am Ende angelangt, d.h. "wir sind bei den Konventionen angelangt."[282] Auf die Frage: Woher weißt du, daß diese Farbe Rot ist? sind nur noch Antworten möglich wie: Ich habe Deutsch gelernt.[283] Daß eine Rechtfertigung von Äußerungen und ihre Begründbarkeit im Hinblick auf Falschheit/Wahrheit als über Kriterien vermittelt gedacht wird, macht es Wittgenstein möglich, eine Verbindungslinie von seiner an den Begriffen der 'Regel' und des 'Kriteriums' orientierten Semantik zu einer wahrheitstheoretischen zu ziehen:

"Die Frage nach der Art und Möglichkeit der Verifikation eines Satzes ist nur eine besondere Form der Frage 'Wie meinst du das?' Die Antwort ist ein Beitrag zur Grammatik des Satzes." 284)

Doch folgen wir Garver: (4) sind Kriterien die Kriterien bestimmter sozialer Gruppen, bestimmter Lebensformen. (5) Kriterien sind willkürlich, als solche gibt es für sie keine letzte Begründung. (6) Eine Erklärung der Kriterien für X zu geben, bedeutet eine partielle grammatische Erklärung von 'X' zu geben (s.o.) (7) Es gibt keine privaten Kriterien. (Vgl. die Kritik Wittgensteins an der Möglichkeit einer Privatsprache). (8) Kriterien sind zumeist eingebettet in die sprachliche Praxis, ohne daß jeder Sprecher zu jedem Zeitpunkt in der Lage sein müßte, sie zu explizieren. (9) Kriterien sind nicht streng festgelegt. (10) Sie setzen Anwendungskontexte voraus. (11) Es gibt keine exakte Grenze zwischen Kriterien und Symptomen (dazu weiter unten). (12) Kriterien können sich überschneiden oder in Konflikt geraten. Wir können verschiedene Kriterien für die korrekte Verwendung ein und desselben Ausdrucks gebrauchen.[285] Diese Kriterien können sich er-

gänzen, sie können aber auch konfligieren. So können wir z.B. als Kriterium dafür, daß jemand aufmerksam zuhört, akzeptieren, daß er sich ununterbrochen Notizen macht, aber wir können nicht erwarten, daß er zugleich den Sprecher gebannt und erwartungsvoll ansieht, was wir wahrscheinlich ebenfalls als ein entsprechendes Kriterium ansehen würden. Führen wir ein neues Kriterium für den Gebrauch von 'X' ein, so modifizieren wir den Begriff von X, definieren einen neuen Begriff von X.[286]

Garver behauptet, daß Wittgensteinsche Kriterien charakteristischerweise Kriterien der Anwendung sprachlicher Ausdrücke seien und daß wenn Wittgenstein z.B. von den Kriterien für jemandens Lesen spräche, dies eine Abkürzung für die Rede von Kriterien für die Anwendung des Ausdrucks 'Lesen' sei.[287] Diese einfache Gleichsetzung scheint nicht unproblematisch. Denn es könnte eingewendet werden, daß die Vielzahl empirischer Phänomene, die als Kriterien dafür dienen könnten, daß etwas X ist, nicht mit Kriterien im Zusammenhang mit Regeln der Referenz des Ausdrucks 'X' gleichgesetzt werden können. Hieße dies nicht jeden Unterschied zwischen empirischem Wissen und semantischen Regeln eliminieren? Wittgenstein führt hier eine Unterscheidung zwischen Kriterien und Symptomen ein:[288]

"Auf die Frage 'Woher weißt du, daß das-und-das der Fall ist?' antworten wir manchmal, indem wir 'Symptome' angeben. (...) Mit 'Symptomen' bezeichne ich eine Erscheinung, die erfahrungsgemäß mit der Erscheinung zusammen auftritt, die unser definierendes Kriterium ist. Demnach ist die Äußerung 'Jemand hat Angina, wenn sich dieser Bazillus in ihm befindet' eine Tautologie oder eine unscharfe Formulierung der Definition von 'Angina'. Aber die Äußerung 'Jemand hat Angina, wenn er einen entzündeten Hals hat' ist eine Hypothese." 289)

Die Entscheidung, welches Phänomen als Symptom und welches als definierendes Kriterium fungiert, ist nicht kontextfrei festgelegt, sondern "eine willkürliche Entscheidung ad hoc."[290] Es gibt keine feste Grenze "in der Grammatik zwischen Kriterien und Symptomen".[291]

"Was heute als erfahrungsmäßige Begleiterscheinung des Phänomens A gilt, wird morgen zur Definition von 'A' benützt." 292)

Wittgenstein betont immer wieder, daß wir die Sprache nicht nach streng festgelegten, exakten Regeln gebrauchen, also

auch nur in Ausnahmefällen über festgelegte Regeln für den Gebrauch definierende Kriterien verfügen. Unser Sprachgebrauch basiert nicht auf Definitionen.[293] Darauf wird unten noch einzugehen sein, hier genügt es zunächst, festzustellen, daß wenn wir die Unterscheidung zwischen Symptomen und Kriterien im Auge behalten, wir dem obigen Einwand begegnen und die Wittgensteinschen Kriterien als semantische Kriterien, die den regelkonformen Sprachgebrauch betreffen, eingrenzen können. Die Unterscheidung zwischen 'Symptomen' und 'Kriterien' ist somit von großer Bedeutung, enthält sie doch - wie Garver entgeht - in nuce die Unterscheidung zwischen analytischen und synthetischen Sätzen, zwischen Sätzen der 'Grammatik', 'grammatischen Sätzen' und 'Erfahrungssätzen'.[294]

"Unsere Unterscheidung aber richtet sich nicht die Erscheinungen, sondern, wie man sagen könnte, auf die 'Möglichkeiten' der Erscheinungen." 295)

Nicht die erfahrungsgemäße Koinzidenz von Erscheinungen (die 'verités des faits') fungiert als kriterielle Bestimmungen des korrekten Sprachgebrauchs, eine kriterielle Semantik, die 'Grammatik' basiert nicht unmittelbar auf Erfahrungssätzen, nicht auf dem was faktisch möglich ist, ohne gegen semantische Regeln, ohne gegen die 'Grammatik' zu verstoßen. Denn Wittgenstein folgert aus dieser mit der Kantischen Terminologie kokettierenden Behauptung[296]: "Unsere Betrachtung ist daher eine grammatische."[297] Die 'grammatische Betrachtung' zielt auf die Bedingungen der Möglichkeit der Erscheinungen, auf das, was denkmöglich ist, was sprachmöglich ist, was logisch und grammatisch möglich ist. Und umgekehrt betreffen die modalen Kategorien der 'Möglichkeit' bzw. der 'Notwendigkeit' die 'Grammatik', bzw. 'grammatische Sätze'. "Was es, scheinbar, geben muß, gehört zur Sprache."[298] Die Negation eines 'grammatischen Satzes' ist logisch nicht möglich, ist kontradiktorisch (Kant hatte ebenfalls als Kriterium analytischer Sätze angeführt, daß deren Negation kontradiktorisch ist):

"'Ich kann mir das Gegenteil nicht vorstellen' heißt hier natürlich nicht: meine Vorstellungskraft reicht nicht hin. Wir wehren uns mit diesen Worten gegen etwas, was uns durch seine Form einen Erfahrungssatz vortäuscht, aber in Wirklichkeit ein grammatischer Satz ist." 299)

Die Unterscheidung zwischen 'Symptomen' und 'Kriterien' ist also der zwischen 'Erfahrungssätzen' und 'grammatischen Sätzen' parallel. Aber, und das ist für die Wittgensteinsche Position entscheidend, zwischen dem Bereich der Erfahrungssätze und dem der Grammatik, zwischen den 'vérités de faits' und den sozusagen 'vérités de la grammaire' besteht keine feste Grenze. Sie ist willkürlich, in dem Sinne, daß wir zu einem bestimmten Sprachverständnis abgerichtet werden, daß die semantischen Regeln, denen wir folgen, einer letzten Erklärung entbehren, sie lebensweltlich fundiert sind; und sie unterliegen dem historischen Wandel, der Entwicklung unserer Wissensgeschichte.
Bezieht man Wittgensteins Reflexionen über 'Zweifel' und 'Gewißheit' ein,[300] so läßt sich das Verhältnis von Sätzen, die Kriterien und Sätzen, die Symptome angeben, zwischen 'grammatischen Sätzen' und Erfahrungssätzen auch über die Behauptung des Fehlens einer festen Grenze zwischen beiden Arten von Sätzen[301] weiter hinaus charakterisieren. In dem posthum von G.E.M. Anscombe und G.H. von Wright edierten Band 'Über Gewißheit' versucht Wittgenstein zu zeigen, daß sowenig es auch sinnvoll ist, einzelnen Sätzen den Status unbezweifelbarer Evidenz und Gewißheit zu geben[302], es desto mehr einen für ein Sprachspiel charakteristischen systematischen Zusammenhang von Annahmen abgestufter Fundamentalität gibt, die nicht sinnvoll innerhalb eines Sprachspiels in Zweifel gezogen werden können, weil sonst der Zweifel sich selbst den Boden entzieht, indem er das Sprachspiel auflöst.[303] Wittgenstein argumentiert dort mit dem Zusammenhang der Grammatik des Ausdrucks 'Zweifel' und der des Ausdrucks 'Wissen'.[304] Wir können nur dann sinnvoll sagen, daß wir wissen, daß ein Satz wahr ist, wenn ein Zweifel an ihm logisch möglich ist. Das Sprachspiel des Zweifelns setzt aber schon Gewissheit voraus:[305]

"114. Wer keiner Tatsache gewiß ist, der kann auch des Sinns seiner Worte nicht gewiß sein.
115. Wer an allem zweifeln wollte, der würde auch nicht bis zum Zweifel kommen." 306)

Wittgenstein hält dem radikalen Zweifel hier nicht nur die eigene Inkonsequenz vor, daß er, der doch an allem, also auch an der Existenz des Rests der Menschheit, zwei-

felt, noch argumentiert - (der Solipsist müßte schweigen, nicht philosophisch diskutieren) - sondern der radikale Zweifler würde gar nicht bis zum Zweifel kommen, weil er selbst des Sinns seiner Worte nicht mehr gewiß sein könnte, daran zweifeln müßte, was es hieße, zu zweifeln, ihm daher die Bedeutung seiner Worte zerflösse. Denn mein Satzverständnis und Selbstverständnis hängt von der Wahrheit gewisser anderer Sätze ab:

"79. Daß ich ein Mann und keine Frau bin, kann verifiziert werden, aber wenn ich sagte, ich sei eine Frau, und den Irrtum damit erklären wollte, daß ich die Aussage nicht geprüft habe, würde man die Erklärung nicht gelten lassen.
80. Man prüft an der Wahrheit meiner Aussagen mein Verständnis dieser Aussagen.
81. D.h. wenn ich gewisse falsche Aussagen mache, wird es dadurch unsicher, ob ich sie verstehe." 307)

Und Wittgenstein schließt daraus:

"Die Wahrheit gewisser Erfahrungssätze gehört zu unserem Bezugssystem." 308)

Zu einem funktionierenden Sprachspiel gehört die Wahrheit von bestimmten Erfahrungssätzen, gehört, daß wir sie als wahr annehmen, gehören Annahmen, von denen wir kaum noch sinnvoll sagen können, daß wir 'wissen', daß sie wahr sind, weil wir nicht an ihnen zweifeln können, ohne das Sprachspiel zu sprengen. (Fast schiene es, "als müßte das Sprachspiel die Tatsachen, die es ermöglichen, 'zeigen'" meint Wittgenstein in deutlicher Anspielung auf die Terminologie des 'Traktats'.[309]) Wittgenstein diskutiert Annahmen wie: 'Ich weiß, daß ich niemals auf dem Mond war' oder: 'Ich weiß, daß die Erde vor meiner Geburt existiert hat'. Ziehen wir solche Sätze in Zweifel, so brechen andere Annahmen zusammen. Im Hinblick auf letzteres Beispiel etwa die, daß ich Eltern habe, und dies als Annahmen zu bezeichnen ist schon seltsam genug. Solche Erfahrungssätze, die fundamental für ein Sprachspiel sind, bilden ein zusammenhängendes System, ein System (kollektiven) Wissens.[310]

"142. Nicht einzelne Axiome leuchten mir ein, sondern ein System, worin sich Folgen und Prämissen gegenseitig stützen." 311)

Sie bilden die Grundlage des 'Weltbildes', das uns beigebracht wurde.[312]

"95. Die Sätze, die dies Weltbild beschreiben, könnten zu einer Art Mythologie gehören. Und ihre Rolle ist ähnlich

der von Spielregeln." 313)

Sie fungieren als Regeln, als grammatische Regeln des Sinnzusammenhangs eines Sprachspiels. Solche Sätze fungieren als Quasidefiniens: Die Erde wäre nicht die Erde, wäre sie nicht älter als ich. Auf ihnen ruht die Bedeutung der Ausdrücke, der Sinn von Aussagen, die wir im Sprachspiel verwenden und deren Verständnis auf. Und deshalb könnte der radikale Zweifler sich selbst nicht mehr verstehen.

Diese Rolle solcher fundamentaler Erfahrungssätze ermöglicht es uns, die Herkunft von 'grammatischen Sätzen' zu verstehen:

"96. Man könnte sich vorstellen, daß gewisse Sätze von der Form der Erfahrungssätze erstarrt wären und als Leitung für die nicht erstarrten, flüssigen Erfahrungssätze funktionierten; und daß sich dies Verhältnis mit der Zeit änderte, indem flüssige Sätze erstarrten und feste flüssig wurden." 314)

'Grammatische Sätze' sind in diesem Sinne 'erstarrte'[315], selbstverständlich gewordene und ob ihrer fundamentalen Selbstverständlichkeit nicht mehr in Zweifel gezogene, ja aufgrund ihrer bedeutungskonstitutiven Rolle kaum noch sinnvoll bezweifelbare Erfahrungssätze.

M. Dummett hat Wittgenstein in dieser Hinsicht einen 'full-blooded conventionalism' vorgeworfen.[316] Dummett behauptet, daß logische Notwendigkeit für Wittgenstein eine Sache bloßer Entscheidung sei: Sätze seien deshalb notwendig, weil wir explizit vereinbart haben, "to treat that very statement as unassailable".[317]

"At each step we are free to choose to accept or to reject the proof; there is nothing in our formulation of the axioms and of the rules of inference, and nothing in our minds when we accept these before the proof was given, which of itself shows whether we shall accept the proof or not; and hence there is nothing which forces us to accept the proof." 318)

Sicherlich ist es nicht damit getan, die Tatsache, daß uns die Verneinung bestimmter Aussagen, bestimmter 'notwendiger' Wahrheiten als logisch nicht möglich erscheint, einfach unter den Tisch zu kehren, dieses Faktum bedarf selbst einer Erklärung. B.Stroud[319] hat auf Dummett erwidert, daß Konventionalität Alternativen der Wahl voraussetze und versucht zu zeigen, daß Wittgensteins Bei-

spiele keine echten Alternativen in diesem Sinne zu formulieren beanspruchen, sondern beanspruchen, daß die Möglichkeit abweichender Schlußformen, Regeln etc. als der unseren, verständlich, vorstellbar ist, ohne daß es uns verständlich sein muß, was diese von den unsrigen verschiedenen Formen des Schließens im weiteren sein mögen.[320] Stroud will zeigen, daß es für Wittgenstein ein kontingentes Faktum ist, daß wir gerade auf die Weise schließen, auf die wir schließen, oder einer Regel folgen, aber daß es für ihn keine Frage der Entscheidung ist, ob wir dies auf diese Weise tun.[321] Sondern wir stimmen in den und den Auffassungen Überein:

"Zur Verständigung durch die Sprache gehört nicht nur eine Übereinstimmung in den Definitionen, sondern (so seltsam dies klingen mag) eine Übereinstimmung in den Urteilen." 322)

Deutlich wird Wittgensteins Distanz zum Konventionalismus, wenn er in PU §241 betont, daß die Übereinstimmung in den Urteilen, die zur Verständigung in der Sprache notwendig ist, keine konventionelle Übereinstimmung einer Willensentscheidung ist[223], sondern in der Gemeinsamkeit der Lebensform fundiert ist:

"'So sagst du also, daß die Übereinstimmung der Menschen entscheide, was richtig und was falsch ist?' - Richtig und falsch ist, was Menschen sagen; und in der Sprache stimmen die Menschen überein. Dies ist keine Übereinstimmung der Meinungen, sondern der Lebensform." 324)

Diese Übereinstimmung wurzelt in der "Naturgeschichte der Menschen".[325] Deshalb ist auch die Übereinstimmung nicht von bloßer Meinung abhängig, sondern ihre ihre Verständigung ermöglichende Übereinstimmung erwächst aus ihrer Naturgeschichte, aus der geschichtlichen Auseinandersetzung der Menschen mit der Natur, aus der Naturgeschichte: d.h. Natur und Geschichte lassen sich nicht trennen, die Übereinstimmung in den Urteilen, auf der logische und begriffliche Notwendigkeit aufruht, und d.h. auch die Möglichkeit, daß Sätze aufgrund der Bedeutung der in ihnen vorkommenden Ausdrücke als wahr akzeptiert werden, läßt sich weder als einfache naiv-realistische Abbildung von Naturtatsachen begreifen, noch soziologistisch als bloß konventionelle Übereinkunft einer Sprechergemeinschaft. Dies ist m.E., was Wittgenstein sagen will. Die Logik der

'grammatischen Sätze' wurzelt tief in unserer 'Natur/Geschichte'. Wir sind nicht in der Lage, eine exakte Grenze zu ziehen zwischen 'grammatischen Sätzen' und Erfahrungssätzen, ja diese Unterscheidung verliert im geschichtlichen Prozeß ihren Sinn ohne daß wir einen anderen, auf den Ursprung zielenden Begriff parat hätten. Denn auf die Logik unserer natürlichen Sprache wurden wir präreflexiv abgerichtet, und insofern sie einen Begründungszusammenhang konstituiert, entbehrt sie einer letzten Begründung. Und weil wir präreflexiv auf sie abgerichtet wurden, folgen wir ihr, ohne daß sie bis ins Letzte Gegenstand unseres expliziten Wissens wäre. Das Alltagsbewußtsein besitzt 'Meinungen' über die Sprache, erst die harte Arbeit der Reflexion über die Sprache, wie Wittgenstein sie vorexerziert, begibt sich auf den Weg, die Abrichtung einzuholen.

Da die sprachtheoretische Reflexion die grammatische Ordnung nur zum Ziel hat und diese Begründbarkeit von Urteilen erst begründet, läßt sie sich - soweit zum Gegenstand des Wissens geworden - nur darlegen, nicht selbst aber begründen. Die 'Grammatik', diesmal verstanden als Menge der Sätze über die Sprache, ist für Wittgenstein sinnvoll nur als deskriptive, sie erklärt nichts und kann nichts erklären, rechtfertigt nicht einen bestimmten Gebrauch der Zeichen, sondern beschreibt ihn und beschränkt sich auf die Beschreibung.[326] Die grammatische Ordnung liegt somit nicht offen zutage, wir übersehen die Logik unserer Sprache nicht und 'Meinungen' über die Sprache führen uns irre. Wittgenstein unterscheidet zwischen einer 'Oberflächengrammatik' und einer 'Tiefengrammatik':

"Man könnte im Gebrauch eines Wortes eine 'Oberflächengrammatik' von einer 'Tiefengrammatik' unterscheiden. Das, was sich uns am Gebrauch eines Wortes unmittelbar einprägt, ist seine Verwendungsweise im Satzbau, der Teil seines Gebrauchs - könnte man sagen - den man mit dem Ohr erfassen kann. - Und nun vergleiche die Tiefengrammatik des Wortes 'Meinen' etwa, mit dem, was seine Oberflächengrammatik, uns würde vermuten lassen. Kein Wunder, wenn man es schwer findet, sich auszukennen." 327)

Der Sinn dieser Unterscheidung steht im Zusammenhang Wittgensteins therapeutischer Sprachkritik, er ist nicht konstruktiver sprachtheoretischer Art und markiert nicht zwei verschiedene Ebenen grammatischer Systematik, erst

recht sollte er nicht an die gleichnamige transformationsgrammatische Unterscheidung angenähert werden.[328] Wittgenstein hatte behauptet, daß Sätze, die Kriterien für den referierenden Gebrauch eines Ausdrucks anführen, eine 'grammatische Erklärung' des Wortes darstellen und zugleich eine Erklärung seiner Bedeutung.[329] Die Angabe der Kriterien der Regelkonformität ist also eine Explikation der semantischen Regeln, die die Referenz des Ausdrucks determinieren, ist eine Bedeutungserklärung. Im 'Blauen Buch' heißt es dazu:

"Was man im allgemeinen 'Erklärung der Bedeutung eines Worts' nennt, kann sehr grob in verbale und hinweisende Definitionen unterteilt werden." 330)

Entsprechend sprach Wittgenstein von Kriterien im Unterschied zu Symptomen als definierenden Kriterien.[331] Wir können daraus schließen, daß ein enger Zusammenhang zwischen dem Begriff des 'Kriteriums' und dem Bedeutungsbegriff des späten Wittgenstein besteht, daß sprachliche Ausdrücke und die Formulierung der Kriterien ihres referierenden Gebrauchs durch semantische Regeln verknüpft sind und dieser Zusammenhang die 'Grammatik' (im Wittgensteinschen Sinn) eines Ausdrucks bildet.[332] Die Angabe der Kriterien des korrekten Gebrauchs eines Ausdrucks bestimmte dessen "Ort in der Grammatik"[333], ist eine Bedeutungserklärung. (Wir müssen uns vor Augen halten, daß Wittgenstein den Ausdruck 'Grammatik' nicht im üblichen Sinn gebraucht. Wenn der 'Ort eines Wortes in der Grammatik' seine Bedeutung ist,[334] so ist unter der Wittgensteinschen 'Grammatik' eher das gemeint, was wir 'Semantik' nennen würden.) Eine verbale Bedeutungserklärung durch Angabe der Kriterien des korrekten Gebrauchs ist aber - obwohl Wittgenstein selbst von 'definierenden Kriterien' spricht - keine Definition, zumindest nicht im Sinne einer durch exakte semantische Regeln (etwa eines Kalküls) determinierten Beziehung von definiendum und definiens.

"In der Praxis gebrauchen wir die Sprache sehr selten als einen derartigen Kalkül. Nicht nur, daß wir nicht an Regeln des Gebrauchs - an Definitionen etc. - denken, wenn wir die Sprache gebrauchen; in den meisten Fällen sind wir nicht einmal fähig, derartige Regeln anzugeben, wenn wir danach gefragt werden. Wir sind unfähig, die Begriffe, die wir gebrauchen, klar zu umschreiben; nicht, weil wir ihre wirkliche Definition nicht wissen, sondern weil sie

keine wirkliche 'Definition' haben." 335)
Wir brauchen hier nur an Wittgensteins oben ausgeführte Kritik am 'Traktat', an seine Verwerfung des Gedankens einer eindeutigen und nur auf eine einzige Weise möglichen logischen Analyse, an seine Kritik am Exaktheitsideal und an der Auffassung einer strengen Geregeltheit des Sprachgebrauchs zu erinnern, um uns vor Augen zu führen, daß Sätze, die Kriterien der Regelkonformität formulieren, die die 'Grammatik' eines Ausdrucks explizieren und seine Bedeutung erklären, keine Definitionen im gewohnten Sinne sein können.
Welche semantischen Beziehungen bestehen aber zwischen den Ausdrücken einer Sprache und den Formulierungen der entsprechenden Kriterien ihres regelkonformen Gebrauchs? Sollen wir sagen, daß aus dem korrekten Gebrauch eines Ausdrucks das Erfülltsein der entsprechenden Kriterien logisch folgt? Oder daß die Phänomene, die als entsprechende Kriterien gelten, notwendige und hinreichende Bedingungen des korrekten Gebrauchs sind?[336] Dies alles hilft nicht viel weiter, solange nicht klar ist, was im Rahmen einer Wittgensteinschen Semantik - wenn es eine solche überhaupt geben kann - unter 'Folgerung' und 'notwendigen bzw. 'hinreichenden Bedingungen' zu verstehen wäre. Auf jeden Fall darf die Rede von 'notwendigen Bedingungen' und von 'Folgerung' - die sicherlich auch in einer an Wittgenstein orientierten Semantik ihren Platz haben - nicht zu einer am Begriff des Kalküls orientierten Interpretation der Wittgensteinschen Begriffs der 'Grammatik', des 'Sprachspiels' und der 'Regel' verführen.
Wie wir sahen begriff Wittgenstein die Angabe der Kriterien des korrekten Gebrauchs eines Ausdrucks als eine Erklärung seiner Bedeutung.[337] Neben der Aufforderung, unter der Bedeutung eines Ausdrucks seinen Gebrauch in der Sprache zu verstehen[338], findet sich gleichrangig eine zweite: Die Bedeutung eines Ausdrucks ist das, was die Erklärung der Bedeutung erklärt:[339]

"Ich will erklären: der Ort eines Wortes in der Grammatik ist seine Bedeutung. Ich kann aber auch sagen: Die Bedeutung eines Wortes ist das, was die Erklärung der Bedeutung erklärt." 340)

Die Rolle der Bedeutungserklärung hebt Wittgenstein zunächst mit sprachtherapeutischer Absicht hervor: Stellen wir uns die Frage: 'Was ist Bedeutung?', so suggeriert ihre Form eine essentialistische Antwort:

"Ein Substantiv läßt uns nach einem Ding suchen, das ihm entspricht." 341)

Weil wir aber ein solches Ding, das die Bedeutung ist, nicht finden, verursacht uns die Frage einen 'geistigen Krampf'. Ein philosophisches Problem entsteht, wir kennen uns nicht mehr aus. Um uns aus dieser Verwirrung zu befreien, schlägt Wittgenstein vor:

"Wenn du zuerst fragst 'Was ist eine Erklärung der Bedeutung?' so hat das zwei Vorteile. Du holst die Frage 'Was ist Bedeutung?' gewissermaßen auf die Erde herunter. Denn sicherlich mußt du, um die Bedeutung von 'Bedeutung' zu verstehen, auch die Bedeutung von 'Erklärung der Bedeutung' verstehen. Etwa: 'Laß uns fragen, was die Erklärung der Bedeutung ist, denn was immer dadurch erklärt wird, wird die Bedeutung sein'. Das Studium der Grammatik des Ausdrucks 'Erklärung der Bedeutung' wird dich über die Grammatik des Wortes 'Bedeutung' aufklären und dich von der Versuchung heilen, dich nach einem Gegenstand umzusehen, den du 'Bedeutung' nennen kannst." 342)

Die Bedeutung ist keine Entität, wie der Signifikant eine sprachliche Entität ist: Wittgenstein ironisiert diese Vorstellung:

"Man sagt: Es kommt nicht auf's Wort an, sondern auf seine Bedeutung; und denkt dabei an die Bedeutung, wie an eine Sache von der Art des Worts, wenn auch vom Wort verschieden. Hier das Wort, hier die Bedeutung. Das Geld und die Kuh, die man dafür kaufen kann." 343)

Es gibt für Wittgenstein keine eineindeutige Zuordnung von Signifikanten und einem korrespondierenden Signifikat, ja für ihn gibt es gar keine bedeutungsartigen Entitäten wie Signifikate:

"Wenn ich in der Sprache denke, so schweben mir nicht neben dem sprachlichen Ausdruck noch 'Bedeutungen' vor, sondern die Sprache selbst ist das Vehikel des Denkens."344)

Die Formulierung 'die Bedeutung eines Wortes ist das, was die Erklärung der Bedeutung erklärt' ist nicht bloße Tautologie. Sie ist gegen die essentialistische Erwartung gerichtet, die Bedeutung eines Ausdrucks sei eine spezifische Entität. Sie ist nicht nichts, aber auch nicht etwas; keine mentale Entität, kein psychisches Ding. Wittgenstein spielt bewußt mit der Ambiguität des Ausdrucks 'etwas erklären' (wenn man so will, eine Akt-Objekt-Ambiguität):

Bedeutung ist das, was erklärt wird, wenn wir die Bedeutung erklären, sie ist der Gegenstand der Erklärung, aber sie ist nicht bloßes Objekt der Bedeutungserklärung, sie wird zugleich auch der Erklärung im Hinblick auf deren kategoriale Struktur als Handlung zugeordnet. Die Formulierung, und darin besteht ihre Ambiguität, läßt sich zugleich so lesen, daß die Bedeutung nicht nur das Explanandum, sondern auch das Explanans ist. Die Erklärung der Bedeutung erklärt den Ort eines Wortes in der 'Grammatik', sie formuliert die Kriterien des regelkonformen Gebrauchs. Und so ließe sich die Bedeutung eines Ausdrucks als die Menge der seinen Gebrauch regelnden semantischen Regeln und Kriterien begreifen. Und darin besteht sicherlich die eine Dimension des Wittgensteinschen Bedeutungsbegriffs, auf die Wittgenstein hier subtil anspielt.
Aber die Bedeutung besteht auch nicht allein in den innersprachlichen Sinnrelationen zwischen den einzelnen Ausdrücken einer Sprache, zwischen den zu erklärenden Wortbedeutungen und den korrespondierenden Formulierungen von Regeln und Kriterien. Dies wäre eine Verkürzung des Wittgensteinschen Bedeutungsbegriff, die allenfalls auf die dem 'Traktat' zwar bereits kritisch gegenüberstehenden, der logizistischen Tradition aber noch nicht ganz entwachsenen Auffassungen des Wittgenstein der dreißiger Jahre zutreffen mag. Der Begriff der'Grammatik'schlägt die Verbindung zwischen der Bedeutung (verstanden als die Menge der einem Ausdruck korrespondierenden innersprachlichen Sinnrelationen) und der Bedeutung, wie sie Wittgenstein oben als Gegenstand der Bedeutungserklärung benannte: dem Sprachgebrauch. Die Bedeutungserklärung greift auf die 'Grammatik' eines Sprachspiels zurück. Der Begriff der 'Grammatik' ist nicht auf sprachliche Ausdrücke unabhängig von ihrem Gebrauch bezogen, sondern auf 'Sprachspiele' in ihrer 'Verwobenheit' mit faktischen Handlungsabläufen. Deshalb sind die Bedeutungserklärungen auch nur in Ausnahmefällen von praktischen Gebrauchssituationen abgehobene Verbaldefinitionen. Die Bedeutungserklärung, auf der alle anderen Bedeutungserklärungen aufbauen, deren grammatischer Ordnung auch die Verbaldefinitionen nachfahren, ist - und hier treffen sich die beiden Bedeu-

tungsdimensionen - der Sprachgebrauch selbst. Der Gebrauch eines Wortes ist seine Bedeutung und kann seine Bedeutungserklärung zugleich sein. Und wie wir sahen, werden sprachliche Ausdrücke zumeist, zumindest die elementaren, paradigmatisch eingeübt. Der Gebrauch als die Bedeutung eines Wortes erklärt sich selbst. Im Gebrauch 'zeigt' sich - um an die Terminologie des 'Traktats' zu erinnern - die Bedeutung als 'grammatischer' Zusammenhang von Phänomenen, die in verbalen Bedeutungserklärungen als Kriterien des regelkonformen Sprachgebrauchs formuliert werden können.

Die Bedeutung ist nicht eine einfache, umkehrbar eindeutige Beziehung zwischen Zeichen und Bezeichnetem. Die Bedeutung eines Ausdrucks läßt sich erklären, indem wir eine Erklärung der 'Grammatik' seines Gebrauchs geben, und eine 'grammatische Erklärung' geben wir, wenn wir die Kriterien seines regelkonformen Gebrauchs formulieren, oder praktisch demonstrieren. Der Gebrauch eines Ausdrucks fällt, wie wir sahen, nicht zusammen mit seinem referierenden Gebrauch, Bezeichnen ist ein besonderer Gebrauch, den wir von dem Ausdruck machen. Wenn wir uns vor Augen halten, daß die Charakterisierung der symbolischen Funktion als Funktion des Bezeichnens nur eine abkürzende Beschreibung des vielfältigen Gebrauchs sein kann, den wir von Zeichen machen, so können wir doch deshalb nicht die bedeutungskonstitutive Rolle der Referenz mindern: Bedeutung ist für Wittgenstein nicht allein, aber zugleich und nicht zuletzt darin fundiert, daß wir ein Zeichen zum Bezeichnen gebrauchen. Denn die Kriterien des regelgeleiteten Gebrauchs, die Wittgenstein akzentuiert und die wir herausgearbeitet haben, sind in erster Linie Kriterien des regelkonformen Bezeichnens, d.h. Kriterien der Identität des Referenzobjekts, Kriterien zur Identifikation des Referenzobjekts (s.o.). Für generelle Termini fordert Wittgenstein, wie wir sahen, Kriterien des regelkonformen Bezeichnens in der Form von Paradigmen, Mustern. Das Übereinstimmen eines fraglichen Objekts mit dem Paradigma war für ihn Kriterium der Identität des Referenzobjekts, Kriterium der korrekten Identifikation des Bezeichneten. Für die Referenzobjekte von Eigennamen, singulären Termini, also für Individuen im

logischen Sinn, kann es keine Paradigmen geben. Deshalb behauptet Wittgenstein wie am 'Moses'-Beispiel gezeigt wurde, das Zutreffen bestimmter Beschreibungen als Kriterium der Identität des Namensträgers, als Möglichkeit für dessen Identifikation.
Bezeichnen, der referierende Gebrauch eines Ausdrucks ist somit für Wittgenstein kriterien- und d.h. regelgeleitet. Die Kriterien und Regeln korrekten Bezeichnens gehen ein in die 'Grammatik' eines Ausdrucks, werden Teil seiner Bedeutung. Sie sind aber nicht definitorisch festgelegt, sondern der Begriffsumfang ist offen im Sinne einer 'Familienähnlichkeit'. Auch die Identität von Namensträgern ist nicht definitorisch festgelegt. Erweist sich eine oder auch mehrere der bestimmten Beschreibungen, auf die wir als Identitätskriterien die Referenz 'stützen', als unzutreffend, so folgt daraus nicht ohne weiters, daß ein fragliches Objekt nicht mit dem Namensträger identisch ist.
Die Kriterien regelkonformen Bezeichnens können aber Wittgenstein zufolge nur deshalb als solche fungieren, weil sie öffentliche Kriterien sind. Die Annahme einer privaten Identifikation von Referenzobjekten als Grundlage einer Privatsprache erwies sich als inkonsistent. Erst die korrektive Öffentlichkeit des Sprachgebrauchs ermöglicht referentielle Identität. Die Kriterien sind somit in der Öffentlichkeit von Sprachspielen angesiedelt, in den Systemen kollektiven Wissens, die wie Wittgenstein in 'Über Gewissheit' zu zeigen versuchte, in der Naturgeschichte der Verständigung sich herausbilden. In ihr gerinnen Erfahrungssätze zu 'grammatischen Sätzen', erwachsen Paradigmen und Identitätskriterien.
Wittgenstein hat es bekanntlich abgelehnt, systematische Sprachtheorie zu betreiben. Deshalb waren die referenztheoretischen Analysen, die in sein Werk einfließen, aus dem weiteren Zusammenhang seiner sprachphilosophischen Reflexionen interpretierend herauszuarbeiten. Eine kohärente linguistische oder sprachphilosophische Theorie der Referenz könnte zwar an Wittgenstein anschließen, sie wäre aber eine eigenständige theoretische Leistung. Je mehr sie aber mit dem Anspruch einer allgemeinen Theorie einer

präzis eingrenzbaren und exakt definierbaren Bezeichnungsfunktion aufträte, desto mehr hätte sie Wittgenstein gegen sich.
Es versteht sich, daß diese philosophische Abneigung gegen theoretische Systematisierungen die Fruchtbarmachung der Wittgensteinschen Überlegungen für linguistische und semantische Analysen nicht gerade fördert. Wittgensteins vagabundierende Reflexionen erscheinen ungewohnt, wo nicht gar als Ärgernis, das wissenschaftliche Denken fordert kohärente Theorien. So hat J.R.Searle versucht, die an Wittgenstein anknüpfende Tradition der 'Ordinary Language Philosophy' aufzugreifen und zugleich eine konsistente pragmatisch-linguistische Theorie der Referenz zu geben. Auf Searles Theorie der Referenz soll im folgenden Abschnitt ausführlich eingegangen werden.

II Referenz in der Sprechakttheorie J.R.Searles

1. Referenz als Sprechakt

Unter Wittgensteins Einfluß hat sich im angelsächsischen Bereich die sog. 'Sprechakttheorie' als dominierende pragmalinguistische Theorieströmung entwickelt. Sie ist als linguistische Theorie aus der 'Ordinary Language Philosophy' hervorgegangen. Als ihr eigentlicher Begründer gilt mit Recht J.L.Austin.[1] Austin machte darauf aufmerksam, daß die traditionelle Sprachphilosophie in ihren sprachtheoretischen Erörterungen nahezu bedenkenlos und ausschließlich den assertorischen bzw. deklarativen Satz zum Paradigma komplexer sprachlicher Einheiten erhoben hat.[2] So waren ja etwa auch die Sätze im 'Traktat' ihrem Modus nach als (assertorische) Aussagesätze konzipiert. Illokutionäre Akte dagegen stehen Austin und der Sprechakttheorie zufolge nicht von vornherein im Geltungshorizonz von Wahrheit/Falschheit, sondern in dem der pragmatischen Dichotomie des 'Erfolgs' bzw. des 'Fehlschlagens' von Sprechhandlungen. (Erst für eine erfolgreich vollzogene Sprechhandlung des Behauptens stellt sich die Frage ihrer Wahrheit bzw. Falschheit.[3] Die Probleme und Grundgedanken der Austinschen Sprechakttheorie sind bekannt und mehrfach dargestellt.[4]

Da der Schwerpunkt dieser Arbeit auf Problemen der Referenz liegt, ist es mir im Folgenden nicht möglich, die Sprechakttheorie im Gesamtspektrum ihrer Problembereiche und ihrer verschiedenen Konzeptionen zu diskutieren. Ich möchte daher sogleich auf die von Austin in einigen Punkten differenzierende Konzipierung der Sprechakttheorie durch seinen Schüler J.R.Searle[5] zu sprechen kommen und mich auf Searles sprechakttheoretische Versuche der Beantwortung von Fragen, die die eigentliche referenzsemantische Themenstellung dieser Arbeit betreffen, beschränken.

Searles theoretische Grundannahme ist, daß Sprechen gleichbedeutend ist mit dem Vollzug von Sprechakten: "Die Grundeinheit der sprachlichen Kommunikation ist

nicht, wie allgemein angenommen wurde, das Symbol, das Wort oder der Satz, oder auch das Symbol-, Wort- oder Satzzeichen, sondern die Produktion oder Hervorbringung des Symbols oder Wortes oder Satzes im Vollzug des Sprechaktes." 6)

Der Vollzug von Sprechakten ist der regelgeleitete Gebrauch[7] sprachlicher Zeichen mit bestimmten kommunikativen Intentionen. Auf dieser Ebene erscheint Searles Sprechakttheorie als eine von der Sprachphilosophie des späten Wittgenstein direkt abgeleitete pragmalinguistische Sprachtheorie. Mit der Kritik einer Reduktion der Sprache auf ihre bezeichnende Funktion und der Betonung der Vielfalt der nicht bloß konstativen oder deklarativen, sondern auch interaktiven und kommunikativen Formen des Sprachgebrauchs hat Wittgenstein sicherlich den Boden vorbereitet, auf dem die Sprechakttheorie Searles gewachsen ist. Aber Searles Dilemma ist, wie zu zeigen sein wird, daß er die von Wittgenstein eröffneten Dimensionen der Sprachreflexion rigide sprachtheoretisch zu systematisieren versucht, daß er die zwei verschiedenen Paradigmen einer logisch-semantischen Sprachanalyse, bzw. einer formalen Semantik, mit einer reflexiven Phänomenologie des Sprachgebrauchs in der Tradition Wittgensteins zu verbinden sucht.[8] Letzteres wird - so hoffe ich - sich vor allem in der kritischen Diskussion der Searleschen Referenztheorie erweisen.

Searle geht davon aus, daß der bloße Akt der Äußerung bedeutungsvoller Wörter, ja sogar syntaktisch und semantisch wohlgeformter Sätze, noch nicht ohne weiteres den Vollzug eines Sprechaktes bedeutet.[9] Er 'sagt nichts', wenn nicht dabei zugleich ein 'propositionaler' und ein 'illokutionärer Akt' vollzogen wird. Er bildet keinen Sprechakt, keine sinnvolle kommunikative Einheit. Erst die Tatsache, daß sich die Äußerung auf etwas bezieht (Referenz), daß sie darüber etwas sagt (Prädikation) und daß sie eine bestimmte kommunkative Rolle spielt (Illokution), macht sie zu einer sinnvollen kommunikativen Äußerung, zu einem Sprechakt. Der Vollzug 'propositionaler Akte' besteht für Searle aus dem Vollzug von Referenz und Prädikation.[10]

Searle setzt bei seiner Bestimmung des Begriffs der Refe-

renz nicht bei Sätzen, sondern bei "singulären bestimmten hinweisenden Ausdrücken (kurz hinweisenden Ausdrücken)" an.[11] Beispiele für solche Ausdrücke sind 'du', 'die Schlacht von Waterloo', 'unser Exemplar der gestrigen Zeitung', 'Cäsar' etc.. 'Hinweisende Ausdrücke' werden dadurch charakterisiert, daß sie dazu dienen, 'Objekte', 'Entitäten', 'Einzeldinge', generell also logische Individuen und singuläre Objekte "als abgesondert von anderen Objekten herauszugreifen und zu identifizieren. (...) Hinweisende Ausdrücke verweisen auf einzelne Dinge."[12] Searle verwendet zumeist den Ausdruck 'hinweisenden Ausdruck' als Kürzel für die komplexe Formulierung 'singulär bestimmt hinweisender Ausdruck'. Es gibt für ihn aber auch pluralische bestimmt hinweisende Ausdrücke ('Die Soldaten der kaiserlichen Garde'), entsprechend aber auch singulär unbestimmt hinweisende: In der Äußerung 'Ein Mann kam' wird der unbestimmte hinweisende Ausdruck 'ein Mann' hinweisend gebraucht, dagegen in dem Satz 'John ist ein Mann' prädikativ und für Searle nicht hinweisend.[13] Während singuläre bestimmte hinweisende Ausdrücke auf Einzelgegnstände verweisen, gibt es auch hinweisende Ausdrücke, die Universalien bezeichnen ('Trunkenheit').[14] Dagegen gilt für einen hinweisenden Ausdruck der ersten Art, daß das spezifische seiner Äußerung darin besteht, daß er dazu dient, "ein einzelnes Objekt abgesondert von anderen Objekten herauszugreifen und zu identifizieren."[15] Die Referenz auf einen Gegenstand geschieht im Kontext eines Satzes, mit dem ein Sprechakt vollzogen wird. Referenz ist selbst ein Konstitutivum propositionaler Akte. Propositionale Akte aber können nicht unabhängig von illokutionären Akten vorkommen. Die bestimmte Referenz ist also im Hinblick auf ihre Funktion innerhalb des propositionalen Aktes zu klären. Sie besteht darin, "daß der Sprecher bei der bestimmten Referenz einen einzelnen Gegenstand herausgreift oder identifiziert, in Bezug auf den er dann etwas sagt, eine Frage stellt usw."[16]. Hinweisende Ausdrücke werden also gebraucht, den Gegenstand zu identifizieren, über den etwas gesagt werden soll (propositionaler Akt), indem dieses Sagen deklarativ oder nicht-deklarativ sein kann, also zugleich auch immer Vollzug eines illokutionä-

ren Aktes ist. Was Searle unter 'Identifikation des Gegenstandes' versteht, wird uns unten ausführlich beschäftigen.
Drei Klassen von Ausdrücken werden nun vor allem singulär bestimmt hinweisend gebraucht: 1. Eigennamen: Damit ein Zeichen als Namen sinnvoll fungieren kann, muß eine deutliche Trennung zwischen Namen und Nominatum möglich sein.[17] 2. Bestimmte Beschreibungen: Searle macht sich Russells Unterscheidung zwischen bestimmten und unbestimmten Beschreibungen zueigen ('der Mann' - 'ein Mann')[18], obwohl Searle den Begriff der bestimmten Beschreibung 'in etwas weiterem Sinn' als Russell verwenden will[19]. Die Ausdrücke, die in bestimmten Beschreibungen auf den bestimmten Artikel folgen, nennt Searle in Anlehnung an Carnap 'Deskriptoren'[20]. 3. Pronomina.[21] 4. Titel (z.B. 'der Premierminister', 'der Papst')[22].
Der Begriff des 'hinweisenden Ausdrucks' ist nicht ohne weiteres klar. Geach hat darauf hingewiesen, daß 'the term "ref erring expression" is an Oxford philosophers' term of art which has never been properly explained, and perhaps never could have been'.[23] Will man diesen, eine Vielzahl logisch heterogener Ausdrücke umfassenden Begriff sinnvoll verwenden, so sollte er durch genauere referenzsemantische Kriterien näher bestimmt werden.
Obwohl Searle behauptet, daß exakte Kriterien für die Entscheidung, ob ein Ausdruck hinweisend gebraucht wird, nicht formulierbar seien,[24] führt er folgendes semantische Kriterium für 'hinweisende Ausdrücke' an: "Mit ihnen werden die Fragen 'Wer?', 'Was?', 'Welcher/e/es?' beantwortet."[25] Die Unmöglichkeit der Formulierung exakter Kriterien zeige sich auch darin, daß die traditionelle (z.B. Russell'sche) Analyse der Referenz Beispiele anführt, die Grenzfälle ausschließen. Grenzfälle wie folgenden: Verweist der Satz 'Er ließ mich im Stich' ebenso auf etwas wie der Satz: 'Er ließ mich im Gebäude zurück'?[26] Intuitiv würden wir dies verneinen, wir besitzen Searle zufolge eine intuitive Regelkenntnis, ohne daß wir genaue Kriterien angeben können. In vielen Fällen mag es zweifelhaft sein, ob ein Sprecher mit einer Äußerung auf etwas hinweist.[27] Deswegen kann sich die phi-

losophische und linguistische Analyse der Referenz nur auf die Angabe paradigmatischer Fälle der Referenz stützen.[28]

"Der Sprechakt des Hinweisens muß durch die Angabe von Beispielen paradigmatischer hinweisender Ausdrücke, durch die Erklärung der Funktion, die die Äußerung dieser Ausdrücke innerhalb des vollständigen Sprechaktes (des illokutionären Aktes) erfüllt, und durch die Unterscheidung zwischen der Verwendung dieser Ausdrücke und der anderer Ausdrücke erklärt werden." 29)

Denkbar wären als Kriterien dafür, ob ein Ausdruck ein hinweisender Ausdruck ist, etwa Regeln der Substitution salva veritate, Möglichkeit der Existenzgeneralisierung[30] etc. Searle läßt dies unerwähnt, doch da für ihn ein hinweisender Ausdruck in erster Linie ein Ausdruck ist, der hinweisend gebraucht wird, erörtert er solche Kriterien als Kriterien des erfolgreichen Vollzugs von Referenzakten.

Strawson hatte in seiner Kritik an Russells 'Theorie der Beschreibungen' die Auffassung vertreten, daß Referenz nicht eine Funktion eines Satzes oder Ausdruck ist, sondern des Gebrauchs, den ein Sprecher von ihm in einer bestimmten Situation macht.[31] Searle unterscheidet analog zwischen "dem hinweisenden und dem nichthinweisenden Gebrauch von Ausdrücken".[32] Entsprechend ist für Searle Referenz nicht eine, von seinem Gebrauch unabhängige Funktion eines Ausdrucks, eines Zeichens etc., Referenz ist ein Sprechakt:

"Referenz ist (...) ein Sprechakt, und Sprechakte werden von Sprechern vollzogen, die Wörter äußern, nicht von Wörtern. Zu sagen, daß ein Ausdruck auf etwas hinweist (etwas aussagt, behauptet usw.), ist gemäß meiner Terminologie entweder sinnlos oder eine Abkürzung dafür, daß der Ausdruck von einem Sprecher verwandt wird, um auf etwas hinzuweisen." 33)

Daß Searle Referenz selbst zum Sprechakt erklärt, hat zur Konsequenz, daß die referenztheoretische Frage, ob ein Ausdruck ein hinweisender Ausdruck ist, ob er auf etwas referiert, d.h. ein Referenzobjekt existiert, pragmatisch reformuliert werden muß: Wird ein Ausdruck hinweisend gebraucht und istdieser Gebrauch (der Vollzug des Sprechaktes Referenz) erfolgreich? Damit aber werden pragmatische 'felicity-conditions' in die Referenztheorie eingeführt.[34]

Die Frage, ob ein Ausdruck auf etwas referiert, ist nicht

mehr allein im Rahmen einer Semantik der Wahrheitsbedingungen (Existenz- bzw. Non-Existenz eines Referenzobjektes) zu entscheiden, sondern im pragmatischen Rahmen kontextueller Bedingungen des erfolgreichen Vollzugs des Sprechaktes Referenz. So könnte Searle Strawsons Hinweis auf die Bindung von Referenz an Ort und Zeit der Sprechsituation (Vgl. Strawsons Russell-Kritik) aufnehmen. Es wird jedoch zu diskutieren sein, inwieweit Searle tatsächlich Bedingungen erfolgreichen Referierens in seine Referenztheorie aufnimmt, die wir als genuin pragmatische bezeichnen könnten, inwieweit er nicht bloß die traditionelle logisch-semantische Analyse der Referenz, im Sinne seiner Programmatik zurechtgestutzt, in seine Sprechakttheorie einbettet.

Referenz ist also eine Form des Sprachgebrauchs, ein Vollzug eines Sprechaktes. Searle fragt nun - analog zu seiner Vorgehensweise bei der Analyse der Struktur illokutionärer Akte[35] - nach den notwendigen Bedingungen des erfolgreichen Vollzugs dieses Sprechaktes Referenz.[36]

Eine erste Bedingung für den erfolgreichen Vollzug eines Sprechaktes Referenz ist, so Searle 'allgemeingültig anerkannt'[37]: Die Existenz des Referenzobjektes: 'Alles, worauf verwiesen wird, muß existieren.'[38] Searle nennt dies das 'Axiom der Existenz'[39]. 'Existieren' wird dabei von Searle als zeitlos verstanden. Man kann ebenso auf Vergangenes oder Zukünftiges verweisen, wie auf Gegenwärtiges. Eine weitere Bedingung formuliert Searle in einem 'Axiom der Identität': 'Wenn ein Prädikat einem Objekt zukommt, so kommt es allem zu, was mit dem Objekt identisch ist, unabhängig davon, welche Ausdrücke verwendet werden, um auf das Objekt zu verweisen.'[40]

Die Plausibilität dieser Axiome soll dadurch unterstützt werden, daß Searle behauptet, sie ließen sich als Tautologien interpretieren.[41] Andererseits aber führten beide Axiome zu zahlreichen Problemen ja Paradoxien. Hinsichtlich des Axioms der Existenz ist dies vor allem das, von Russell mit seiner Theorie der Beschreibungen als gelöst behauptete, Problem der negativen Existenzsätze. Unter Annahme des Axioms der Existenz werde dieses Problem zu einer Paradoxie. Verweist der Subjektausdruck eines nega-

tiven Existenzsatzes wie 'Der goldene Berg existiert nicht' auf etwas, so widerspricht sich der Satz selbst. Damit die Existenz eines Gegenstands verneint werden kann, muß er - unter Annahme des Axioms der Existenz - existieren. Searle schließt sich hier Russell an: "Subjektausdrücke von Existenzsätzen können nicht dazu verwendet werden, um auf etwas hinzuweisen"[42], kritisiert jedoch die Russell unterstellte Schlußfolgerung, daß bestimmte Beschreibungen deshalb überhaupt nicht zum Verweisen verwendet werden könnten.[43] Andererseits könne man aber auf Gegenstände verweisen, die niemals, auch nicht im zeitlosen Sinn, existiert haben: Fiktive Gegenstände, wie z.B. das Einhorn, Hamlet etc. Im Gegensatz zu Russell, der dies als Gedankenverwirrung abtat und den 'Sinn für die Wirklichkeit' für eine Lebensfrage der Logik hielt[44], bezieht Searle hier diese Möglichkeit auf von der gewöhnlichen Alltagssprache abgeleitete 'derivative Formen des Diskurses': "Man kann sich gerade deswegen auf sie als erdichtete Gestalten beziehen, weil sie in der Dichtung existieren."[45]

Wird damit aber nicht der Begriff der Existenz soweit ausgedehnt, daß er gar nicht mehr faßbar ist? Werden dann nicht literarische Werturteile zum Kriterium dafür, ob etwas existiert oder nur der Fantasiewelt von NN. angehört? Wie ließe sich dies eingrenzen? Und was soll es heißen, daß ich mich "in der gewöhnlichen Alltagssprache (...) nicht auf Sherlock Holmes beziehn" kann?[46] Wir beziehn uns doch ständig in der gewöhnlichen Alltagssprache auf literarische Figuren, auf bloß Eingebildetes, Fiktionen etc. Eine strikte Trennung zwischen derartigen 'Universen des Diskurses'[47] ist gar nicht durchführbar. Von Sherlock Holmes zu sagen, daß "eine solche Gestalt in der Dichtung wirklich existiert (Hervorhebung von mir - J.K.)"[48] stellt eine Begriffskonfusion dar. Sicherlich können wir auf etwas referieren, das nicht wirklich existiert, auf literarische und mythologische Figuren, Phantasiebilder etc., aber warum sollen wir deshalb sagen, daß diese Objekte und Figuren in der Fiktion wirklich existieren? Searle's Darstellung ist irreführend insofern seine Verwendung des Existenzbegriffes die Grenzen

zwischen Fiktion und Wirklichkeit verwischt. Wir wissen, wenn wir den Eigennamen 'Sherlock Holmes' korrekt verwenden, daß wir auf eine fiktive Person referieren, wir referieren auf Sherlock Holmes als auf eine fiktive Person. Wir referieren auf ihn als auf einen Gegenstand unseres Wissens; und Gegenstände, auf die wir referieren, können Gegenstände unseres Tatsachenwissens sein, als auch Gegenstände unseres literarischen, mythologischen etc. Wissens. Darauf werde ich später noch zurückkommen. Searles irreführende Darstellung resultiert - wie zu zeigen sein wird, sehr oft - daraus, daß er logische Prinzipien der Referenz (Zusammenhang von Wahrheitswert und Referenz, Existenzgeneralisierung etc.) allzu eng mit dem referierenden Gebrauch von Ausdrücken im alltäglichen Sprechen verschmelzen will.

Searles Axiom der Identität ist offensichtlich nichts anderes als eine Formulierung des sog. Leibniz'schen Gesetzes, nachdem die Substitution extensionsgleicher, also koreferentieller Ausdrücke nicht den Wahrheitswert des Satzes ändert. Extensionsgleiche Ausdrücke sollen nach dem Leibniz'schen Gesetz substituierbar sein salva veritate. Die Diskussion des Substitutionsprinzips (Frege, Carnap, Quine) sah sich aber gezwungen, die Substituierbarkeit extensionsgleicher Ausdrücke salva veritate auf sog. extensionale Kontexte einzuschränken.[49] In obliquen Kontexten (indirekte Rede, Sätze mit intentionalen Ausdrücken: z.B. 'Georg IV wollte wissen, ob Scott der Verfasser von Waverley sei'.) verändert die Substitution extensionsgleicher Ausdrücke oftmals nicht nur den Sinn des Satzes, sondern auch seinen Wahrheitswert. Frege versuchte dem Rechnung zu tragen durch die These, daß in obliquen Kontexten die 'Bedeutung' (im Fregeschem Sinn) nicht sein Wahrheitswert ist, sondern der durch ihn ausgedrückte 'Gedanke' (das Fregesche Äquivalent zum Begriff des 'Sinns' auf der Satzebene)[50]. Substituierbar in obliquen Kontexten sind für Frege deshalb nur extensionsgleiche Ausdrücke mit derselben 'ungraden Bedeutung', demselben Sinn.[51] Quine bezeichnet derartige Kontexte (deren Paradigma für ihn der des Zitats ist) in denen hinweisende Ausdrücke nicht 'rein bezeichnend' vorkommen, als 'opake Kontexte'[52],

Carnap hingegen als intensionale Kontexte.[53] Die Diskussion dieses Problemkreises ist ein zentrales Thema in der sprachanalytischen Philosophie und in der Logischen Semantik. Es spricht daher nicht gerade für eine wissenschaftlich korrekte Vorgehensweise, wenn Searle mit der Behauptung, als Substitutionsprinzip formuliert sei das Axiom der Identität falsch, diesen Problemkreis vom Tisch wischt ohne dafür eine Begründung zu geben.[54] Angesichts des Gewichts der Diskussion der Probleme des Substitutionsprinzips ist dessen Behauptung als eine Bedingung des erfolgreichen Vollzugs der Referenz ohne einen gleichzeitigen Lösungsvorschlag zu geben, eine sprachphilosophische Dreistigkeit.

Searle führt nun noch eine dritte Bedingung für den Vollzug der bestimmten Referenz: "Wenn ein Sprecher auf einen Gegenstand verweist, dann identifiziert der diesen Gegenstand abgesondert von allen anderen Gegenständen für den Zuhörer oder ist in der Lage, dies auf Verlangen zu tun."[55] Dies bezeichnet er als das Prinzip der Identifikation.[56] Was ist damit gemeint, daß ein Sprecher mit einem erfolgreichen Referenzakt das Referenzobjekt für den Hörer identifiziert? Um eine Äußerung zu verstehen, muß der Hörer offensichtlich auch verstehen, auf welchen Gegenstand, auf welche Person der Sprecher referiert. Der Hörer muß erkennen können, welchen Gegenstand der Sprecher mit dem von ihm gebrauchten hinweisenden Ausdruck meint, er muß das Referenzobjekt als einen bestimmten Gegenstand unter vielen anderen aussondern können. Hier können wir genuin pragmatische Bedingungen des erfolgreichen Vollzugs der Referenz vermuten. Wenn der Sprecher bspw. den Ausdruck 'Fritz Müller' gebraucht oder 'der Besitzer der Kneipe', so muß der Hörer in der Lage sein, zu erkennen, bzw. er muß wissen, welche bestimmte Person, welchen einzelnen Menschen der Sprecher meint, auf den er referiert. Um ein Bild zu gebrauchen: Der Hörer befindet sich in der Lage eines Kriminalisten, der einen Namen erhält ('Jack Hyde'), oder eine Beschreibung ('der Mörder von Molly Mulligan') und die Person identifizieren muß, die den Namen trägt, oder auf den die Beschreibung zutrifft. Das Referenzobjekt identifizieren heißt in diesem Sinne für den

Hörer[57]: Erkennen, auf welchen einzelnen Gegenstand, auf welche bestimmte Person etc. der Sprecher referiert. Aber Searle sprach davon, daß der Sprecher das fragliche Objekt für den Hörer identifiziert. Das heißt offensichtlich, daß es für den erfolgreichen Vollzug eines Sprechaktes der Referenz notwendig ist, daß der Sprecher den Hörer in den Stand versetzt, zu erkennen, auf welches Objekt er referiert, bzw. dazu, das Referenzobjekt zu identifizieren. Für Sprechakte - und Referenz ist für Searle ein Sprechakt - galt die Reflexivität der Sprecherintention. Für den Fall des Sprechaktes Referenz heißt das, daß der Sprecher die Intention hat, den Hörer vermittels der Kenntnis der gebrauchten hinweisenden Ausdrücke und ihrer Gebrauchsregeln erkennen zu lassen, auf welches bestimmte Objekt er (der Sprecher) referiert, d.h. den Hörer hinzuweisen beabsichtigt. Wie kann nun der Gebrauch entsprechender hinweisender Ausdrücke die Erfüllung dieser Absicht bewerkstelligen?
Zunächst unterscheidet Searle zwischen einer"vollständig vollzogenen Referenz" und einer "erfolgreichen Referenz": "Bei einer vollständig vollzogenen Referenz ist der Gegenstand für den Zuhörer unzweideutig identifiziert, d. h. die Identifikation dem Hörer mitgeteilt worden."[58] Die jeweilige singuläre Besonderheit des Gegenstandes, auf den der Sprecher mit einem singulär bestimmt hinweisenden Ausdruck referiert, den er identifiziert als den einen bestimmten Gegenstand, auf den er referiert, ist im Falle der vollständig vollzogenen Referenz durch die Wahl der hinweisenden Ausdrücke vollständig bestimmt, spezifiziert und als solche mitgeteilt. Wie und unter welchen Bedingungen dies möglich ist, wird uns zu beschäftigen haben. Hier sei, um ein erstes Verständnis dieser Unterscheidung zu ermöglichen, ein Beispiel angeführt. Die Äußerung eines Satzes bspw.: 'Das Mädchen trug einen grünen Pulli.' stellt unter beliebigen Umständen keinen vollständig vollzogenen Referenzakt dar, obwohl es unter bestimmten Umständen völlig ersichtlich sein kann, auf wen der Sprecher referiert, die Referenz also erfolgreich sein kann. Denn der Satz teilt nicht mit, um welches bestimmte Mädchen es

sich handelt. Er kann dies aber auch tun, wenn z.B. der Satz lauten würde: 'Die älteste Tochter unseres Vermieters trug einen grünen Pulli.' Hier teilt der Satz selbst eine individuierende Tatsache über das Referenzobjekt mit,[59] nämlich: die älteste Tochter unseres Vermieters zu sein. Eine vollständige unzweideutige Identifikation des singulären Objekts, auf das der Sprecher referiert, wird hier dadurch ermöglicht, daß der hinweisende Ausdruck eine Beschreibung ist, die auf nur einen einzigen Gegenstand zutrifft.[60]

Dagegen ist es praktisch nicht immer unbedingt erforderlich, hinweisende Ausdrücke zu verwenden, die den Gegenstand vollständig und unzweideutig identifizieren. Es kann innerhalb eines bestimmten Diskursabschnittes oder einer bestimmten Sprech- und Wahrnehmungssituation durchaus für das Gelingen der Referenz ausreichend sein, wenn die hinweisenden Ausdrücke (der Name, die Beschreibung), mittels derer die Referenz vollzogen wird, nicht nur auf einen Gegenstand zutreffen, es aber aus der Situation oder dem Diskursverlauf deutlich wird, auf welches Objekt der Sprecher referiert. (Etwa im Fall der pronominalen Referenz).

Im Falle der vollständig vollzogenen Referenz muß der Satz selbst eine individuierende Tatsache mitteilen, die die Individuation des Referenzobjekts strikte, vollständig und unzweideutig determiniert. Bezogen auf das Axiom der Existenz heißt dies: "1. Es muß ein und nur ein Gegenstand existieren, auf den die vom Sprecher vollzogene Äußerung des Ausdrucks zutrifft."[61] Und bezogen auf das Axiom der Identifikation: "2. dem Zuhörer müssen hinreichende Mittel an die Hand gegeben sein, um den Gegenstand aufgrund der von dem Sprecher vollzogenen Äußerung des Ausdrucks identifizieren zu können."[62] Sowohl im Falle der vollständig vollzogenen als auch im Falle der bloß erfolgreichen Referenz muß der Sprecher durch die Äußerung hinweisender Ausdrücke dem Hörer hinreichende Mittel an die Hand geben, um das Referenzobjekt identifizieren zu können, aber für den erfolgreichen Vollzug von Referenzakten kann die Äußerung von hinweisenden Ausdrücken völlig hinreichen, die nicht den Anforderungen einer vollständig

vollzogenen Referenz genügen. So kann z.B. die Äußerung einer bestimmten Beschreibung, die nicht allein auf ein Objekt zutrifft, oder die Äußerung eines Eigennamens, den nicht allein eine Person trägt, den erfolgreichen Vollzug der Referenz gewährleisten, wenn aus dem Kontext (der Rede, der Situation) ersichtlich ist, auf wen oder was der Sprecher referiert. Hingegen soll im Falle der vollständig vollzogenen Referenz die vom Sprecher vollzogene Äusserung den Hörer in den Stand versetzen, das Referenzobjekt zu identifizieren, dadurch, daß sie auf einen und nur einen Gegenstand zutrifft. Der Schlüssel für die Möglichkeit einer vollständig vollzogenen und erfolgreichen Referenz liegt für Searle darin, "daß der Sprecher den fraglichen Gegenstand betreffende Tatsachen kennt, die allein auf den Bezugsgegenstand zutreffen; und die Äußerung eines hinweisenden Ausdrucks gewährleistet den Vollzug der Referenz deshalb und allein deshalb, weil sie solche Tatsachen anzeigt und sie dem Hörer vermittelt.[63] Mit der Wahl des Terminus 'Zutreffen' hat Searle schon eine Vorentscheidung hinsichtlich der Priorität von Beschreibungen getroffen. Beschreibungen können zutreffen oder nicht, von Namen läßt sich dies aber nur im uneigentlichen Sinn sagen.[64] Eine solche individuierende Tatsache (z.B. die älteste Tochter unseres Vermieters zu sein) wird im Falle einer vollständig vollzogenen Referenz 'mitgeteilt', oder vom Sprecher 'angeführt', wenn sie dem Hörer bereits bekannt ist.[65]

Der Unterschied zwischen dem 'Mitteilen' und dem 'sich Berufen auf' bzw. 'Anführen' einer individuierenden Tatsache ist aber von größerer Bedeutung, als Searle zugesteht. Denn es ist ein Unterschied, ob ein Hörer ein Referenzobjekt in dem Sinne identifiziert, daß er es unter dem ihm bekannten Objekten ausfindig machen kann (und er eventuell ein weiteres Wissen über es besitzt, es ihm empirisch bekannt ist) oder ob die individuierende Tatsache einen neuen Gegenstand einführt. Es wäre irreführend den Begriff des 'Identifizierens' allein im ersten Sinn zu verstehen. Denn er zielt auf ein sprachlogisches Individuationsprinzip, das dazu dient, das Referenzobjekt als ein singuläres festzulegen, unabhängig davon, ob eine Kenntnis der

individuierenden Tatsache auf Seiten des Hörers vorhanden ist oder nicht. Die Äußerung eines Satzes, die einen vollständig vollzogenen Akt der Referenz darstellt, teilt somit zwei (sofern er wahr ist) Tatsachen mit (und behauptet sie auch?). In unserem Beispiel: 1. daß X die älteste Tochter unseres Vermieters ist, und 2. daß X einen grünen Pullover trug.

Nun hatte Searle als Bedingung für die vollständig vollzogene Referenz nicht nur angeführt, daß die von dem Sprecher vollzogene Äußerung des Ausdrucks auf einen und nur einen Gegenstand zutrifft, sondern daß zweitens auch 'hinreichende Mittel' dem Hörer an die Hand gegeben sein müssen, um das Referenzobjekt zu identifizieren.[66] Aus der ersten Bedingung folgt für den vollständigen Vollzug eines Referenzaktes, daß der Sprecher eine individuierende Tatsache betreffs des Referenzobjektes anführt, bzw. mitteilt. Hinsichtlich der zweiten Bedingung, die vage genug von einem 'Hinreichen' der Mittel spricht, führt Searle ein zweites Kriterium dafür ein, das vom ersten unabhängig zu sein scheint. 'Identifizieren' - so Searle - bedeutet, "daß keine Zweifel oder Unklarheiten über den Gegenstand der Rede mehr bestehen dürfen. Auf unterster Ebene werden dabei Fragen wie 'Wer?', 'Was?' oder 'Welcher/e/es?' beantwortet."[67] D.h. ein Gegenstand ist dann identifiziert, wenn es nicht mehr möglich ist, sinnvoll zu fragen: Welchen Gegenstand meinst du? oder Wovon sprichst du? Die Sinnlosigkeit einer derartigen Frage ist ein Kriterium dafür, daß eine Äußerung einen Gegenstand vollständig identifiziert. Damit sind nicht weitere Beschreibungen oder weitere Informationen über den Gegenstand ausgeschlossen. Aber ist eine derartige Frage nicht sinnvoll, dann heißt dies, daß weitere Beschreibungen und Informationen nicht notwendig sind, um den betreffenden Gegenstand zu identifizieren.

Mithilfe dieser Kriterien läßt sich die Beantwortung der Frage angehen, ob die verschiedenen Arten hinweisender Ausdrücke den vollständigen und erfolgreichen Vollzug der bestimmten Referenz mehr oder weniger garantieren.

(a) Eigennamen: Die Eigennamen gelten häufig als das Paradigma bestimmt hinweisender Ausdrücke und sie gelten

vielfach als die einzig eindeutig identifizierend referierenden Ausdrücke. Daher ist die Relation von Namen und nominatum vielfach zur semantischen Grundlage des Bezeichnens erklärt worden. So im 'Traktat', so die 'logischen Eigennamen' bei Russell. Die gebräuchlichen Vor- und Familiennamen genügen diesen Bedingungen sicherlich nicht. Sie stellen ein abgestuftes System von zur singulären bestimmten Referenz verwendbaren Ausdrücken dar, die erst aufgrund situativen Kontextes Eindeutigkeit der Referenz gewährleisten. Die 'vollständig vollzogene' bestimmte Referenz garantieren sie allein nicht. Der Gebrauch bestimmter Personennamen (z.B. Hans Meier) provoziert geradezu Fragen der Art 'Welchen meinst du?'

(b) Pronomina: können und werden zwar vor allem bestimmt referierend gebraucht, identifizieren aber nicht den Gegenstand im Sinne einer vollständig vollzogenen singulären Referenz.

(c) bestimmte Beschreibungen: Bestimmte Beschreibungen (z.B. 'der Mann') genügen dem Axiom der Existenz, wenn der in ihnen enthaltene Deskriptor dem Referenzobjekt wahrheitsgemäß zukommt.[68] Aber erfüllen sie auch die für die vollständige Referenz notwendige weiterreichende Bedingung, daß sie auch nur höchstens einem Gegenstand zukommen dürfen? Im Hinblick auf den deskriptiven Allgemeinbegriff, den eine bestimmte Beschreibung enthält, erfüllen sie sie nicht. Auch der Gebrauch des bestimmten Artikels garantiert für sich genommen nicht, daß der entsprechende Deskriptor nur einem Objekt zukommt.[69] Vielleicht nehmen Titel hier eine Sonderstellung ein ('der Papst' kann als eine bestimmte Beschreibung verstanden werden.) Der Gebrauch eines bestimmten Artikels impliziert nicht, wie Russell meinte,[70] daß es einen und nur einen Gegenstand gibt, auf den die Äußerung einer bestimmten Beschreibung referiert, er ist allerdings aber ein "konventionelles Mittel, durch das die Intention des Sprechers angezeigt wird, auf einen einzelnen Gegenstand zu verweisen."[71] Die bestimmten Beschreibungen garantieren also für sich genommen und als Klasse hinweisender Ausdrücke ebenfalls nicht den erfolgreichen

Vollzugs einer singulären bestimmten und vollständig vollzogenen Referenz.
Welche Mittel stehen uns also zur Verfügung, um eine singuläre Referenz vollständig zu vollziehen? Aus der ersten Bedingung, die Searle anführte, ging hervor, daß ein vollständiger Vollzug eines Referenzaktes und damit die unzweideutige Identifikation eines Referenzobjektes dadurch möglich ist, daß der Ausdruck mit der Äußerung eine individuierende Tatsache mitteilt. Unabhängig davon und als mögliche Antworten auf Fragen, wie sie das zweite Kriterium formulierte, d.h. zugleich als eine Möglichkeit identifizierenden Bezeichnens, die die zweite Bedingung erfüllt, führt Searle folgende ein: Mögliche, sinnvoll nicht mehr zu hinterfragende Antworten auf Fragen wie 'Welches x meinst du?' können darin bestehen, daß der geäußerte Ausdruck Prädikate enthält, die nur einem Gegenstand zukommen, oder zusammen mit dem Kontext eine "ostensive oder indikatorische Präsentation eines und nur eines Gegenstandes"[72] enthält, oder eine Kombination von indikatorischen und beschreibenden Ausdrücken enthält, "die zureichend ist, um einen und nur einen Gegenstand zu identifizieren."[73] Zusammenfassen läßt sich dies '<u>Prinzip der Identifikation</u>' wie folgt: Wenn ein Sprecher eine bestimmte singuläre Referenz erfolgreich vollzieht, "dann identifiziert er diesen Gegenstand abgesondert von allen anderen für den Zuhörer oder ist in der Lage, dies auf Verlangen zu tun."[74] Und eine derartige Identifikation des Referenzobjektes ist möglich, weil der Ausdruck entweder

(a) deskriptive Begriffe enthält, die allein dem betreffenden Gegenstand zukommen, oder
(b) den Gegenstand demonstrativ präsentiert (ostensive Definition) oder
(c) eine Kombination von demonstrativen Präsentationen und Beschreibungen enthält, die hinreicht, um genau den betreffenden Gegenstand zu identifizieren.

Dabei stellen demonstrative Identifikationen ('dies da') und Beschreibungen, die allein auf deskriptive Allgemeinbegriffe zurückgreifen (z.B. 'der erste Hund, der auf See geboren wurde') zwei Extreme dar:

"Sowohl reine Demonstrativa als auch reine Beschreibungen sind Grenzfälle; bei den meisten Identifikationen wird eine Mischung von demonstrativen Ausdrücken und beschreibenden Prädikaten verwendet z.B. 'der Mann, den wir gestern sahen', oder irgendein anderer sekundärer Bezugsgegenstand, den der Sprecher wiederum zu identifizieren in der Lage sein muß, z.B. 'der Autor von Waverley'." 75)

Im Fall der demonstrativen Präsentation muß der Sprecher außerdem in der Lage sein, die Demonstrativpronomen durch deskriptive Allgemeinbegriffe zu ergänzen, denn allein die Kontiguität von Äußerung eines Demonstrativpronomens, der hinweisenden Geste des Zeigens und der sinnlichen Präsenz eines Gegenstandes ist für Searle nicht ausreichend, diesen in einer komplexen Wahrnehmungssituation als einen bestimmten zu identifizieren.[76] Dennoch ist das Zeigen als 'indikatorische Präsentation des Bezugsgegenstandes' ein Grenzfall der Erfüllung des Prinzips der Identifikation.[77] Searle betont, "daß es einen Grenzfall des Sagens gibt, bei dem dieses ein Zeigen einschließt."[78] Demonstrative Identifikationen, individuierende Beschreibungen und aus demonstrativen und deskriptiven Ausdrücken gemischte Identifikationen sind die einzigen Möglichkeiten vollständig vollzogener bestimmter Referenz.[79] Einen solchen Ausdruck, der zu den genannten drei Kategorien identifizierender Ausdrücke gehört und auf einen einzigen Gegenstand zutrifft, nennt Searle - Strawson folgend - eine identifizierende Beschreibung.[80] Das Axiom der Identifikation muß nicht in jedem Fall durch die Äußerung einer identifizierenden Beschreibung, die das referierte Objekt in seiner Singularität spezifiziert, Genüge geleistet werden. In der Regel sind die verschiedenen hinweisenden Ausdrücke ausreichend dafür, daß der Hörer das Referenzobjekt durch Rückbezug auf den Kontext, die Situation, die Biographie der Akteure u.ä. identifizieren kann. Aber einzig die Äußerung einer identifizierenden Beschreibung ermöglicht den vollständigen Vollzug einer bestimmten Referenz und einzig die Möglichkeit der Äußerung einer identifizierenden Beschreibung kann die Erfüllung des 'Axioms der Identifikation' garantieren.[81] Somit läßt sich das Prinzip der Identifikation folgendermaßen formulieren:

"Damit mittels der Äußerung eines gegebenen Ausdrucks eine bestimmte Referenz erfolgreich vollzogen wird, muß u.a. folgende notwendige Bedingung erfüllt sein: entweder muß der Ausdruck eine identifizierende Beschreibung darstellen, oder der Sprecher muß in der Lage sein, eine solche auf Verlangen anzugeben." 82)

Allgemein gilt, daß die Referenz nur dann erfolgreich vollzogen werden kann, wenn der Sprecher im Stande ist, eine entsprechende identifizierende Beschreibung zu geben. Dabei handelt es sich aber um eine prinzipielle Voraussetzung, die nicht in jedem Fall eingelöst zu werden braucht. In vielen Fällen, ja im gewöhnlichen Gespräch in den meisten Fällen, verlangt die Identifikation des Referenzobjektes seitens des Hörers keine explizite Äußerung einer identifizierenden Beschreibung. Der Hörer gibt sich dann mit einfachen hinweisenden Ausdrücken zufrieden und unterstellt, daß der Sprecher in der Lage ist, auf Verlangen eine identifizierende Beschreibung zu geben.[83)]

Ferner sind nicht alle identifizierenden Beschreibungen für die Identifikation gleich brauchbar. Searle gibt folgendes Beispiel:

"Wenn ich z.B. sage 'Der Senator von Montana möchte Präsident werden', so kann der hinweisende Ausdruck, der in diesem Satz verwendet wird, für die Identifikation brauchbarer sein als der in dem Satz 'Der einzige Mann in Montana, der 8 432 Haare auf dem Kopf hat, möchte Präsident werden'." 84)

Welches ist nun der Zusammenhang zwischen den Argumentationssträngen, daß (1) die vollzogene Äußerung (vollständige Referenz) auf ein und nur ein Objekt zutreffen darf, um die Bedingungen einer vollständigen Referenz zu erfüllen (Axiom der Existenz) und daß (2) der Sprecher dem Hörer 'hinreichende Mittel' an die Hand geben muß, das Referenzobjekt zu identifizieren? Ist die Bedingung (1) erfüllt, trifft die Äußerung auf ein und nur ein Objekt zu, so ist unzweideutig das Referenzobjekt determiniert. Aber ist damit auch Bedingung (2) erfüllt oder müssen beide Bedingungen getrennt werden? Offensichtlich ist das Erfülltsein von Bedingung (1) keine hinreichende Bedingung für das Erfülltsein von Bedingung (2), dafür daß der Hörer das Referenzobjekt identifizieren kann. Searles obiger Beispielsatz 'Der einzige Mann in Montana, der

8 432 Haare auf dem Kopf hat, möchte Präsident werden' trifft, wenn überhaupt, sicherlich nur auf eine Person zu, aber sie ist deshalb als identifizierende Beschreibung ungeeignet, weil der Hörer kaum wissen wird, auf wen diese Beschreibung zutrifft und auch kaum in der Lage sein wird, feststellen zu können, auf wen sie zutrifft. Das Zutreffen einer individuierenden Tatsache ist also allein keine Bedingung, die den erfolgreichen Vollzug von Referenzakten gewährleistet, weil der Referenzakt dadurch fehlschlagen kann, daß der Hörer keine Mittel an der Hand hat, festzustellen, auf wen die individuierende Tatsache zutrifft. Er muß zwar nicht wissen, auf wen sie zutrifft, aber er muß zumindest in die Lage versetzt werden, zu wissen, wie festzustellen wäre, auf wen sie zutrifft. An diesem Punkt macht sich offensichtlich ein Unterschied zwischen einem sprachlogischen Individuationsprinzip und pragmatischen Bedingungen des erfolgreichen Vollzugs des Sprechaktes Referenz deutlich.[85] In dem Maße, in dem es zur Kenntnis der Bedeutung von deskriptiven Allgemeinbegriffen und Beschreibungen gehört, zu wissen, wie festzustellen ist, ob sie zutreffen, genügt das Identifikationsprinzip einem sprachlogischen Principum individuationis, in dem Maße, in dem es über diesen Sinn des Wissens, wie festzustellen ist, ob gegebene Beschreibungen zutreffen, hinaus von praktischem Belang ist, ob der Hörer dazu überhaupt in der Lage ist, dies festzustellen, ist es referenztheoretisch unzureichend. Denn von praktischem Belang für die Verständigung ist dieser Unterschied sicherlich: Der Sprecher mag zwar dem Hörer etwas über den einzigen Mann in Montana, der 8 432 Haare auf dem Kopf hat, mitteilen können - und damit ist dem principium individuationis Genüge geleistet - aber solange der Hörer nicht die prinzipielle Möglichkeit hat, das fragliche Objekt empirisch zu identifizieren oder theoretisch im Bezugsrahmen seines Wissens einzuordnen, solange bleibt eine derartige Äußerung ohne Folgen. Der Hörer kann sie zwar zur Kenntnis nehmen, aufgrund seiner Kenntnis der Sprache 'verstehen', aber das ist alles. Er kann sie z.B. nicht im Hinblick auf ihren Wahrheitswert beurteilen.

Auf diesen Unterschied zwischen der sprachlogischen Form des Identifikationsprinzips (principium individuationis) als Bedingung des erfolgreichen Vollzugs der singulären Referenz und den pragmatischen Voraussetzungen einer gelingenden Identifikation des Referenzobjekts geht Searle nicht ein. Searle führt zwar zunächst das Identifikationsprinzip unabhängig vom Axiom der Existenz ein (der ersten Bedingung), macht aber keinen prinzipiellen Unterschied zwischen dem Zutreffen einer identifizierenden Beschreibung und dem Erfülltsein des Identifikationsprinzips. Searle erwähnt zwar marginal bestimmte Relevanzprinzipien identifizierenden Beschreibens und behauptet, daß "die Möglichkeit besteht, daß ein Ausdruck die formalen Bedingungen des Prinzips der Identifikation erfüllt, d. h. eine identifizierende Beschreibung darstellt, und dennoch kein brauchbarer hinweisender Ausdruck ist."[86] Aber er gibt keine Erklärung hierfür und dieser Punkt berührt für ihn nicht die prinzipiellen Voraussetzungen des erfolgreichen Vollzugs von Referenzakten. Dieser ist für ihn prinzipiell davon abhängig, daß der Sprecher den hinweisenden Ausdruck durch eine identifizierende Beschreibung ergänzen kann, d.h. eine Beschreibung, die auf ein und nur ein Objekt zutrifft:

"Die Referenz beruht stets darauf, daß der Sprecher den fraglichen Gegenstand betreffende Tatsachen kennt, die allein auf den Bezugsgegenstand zutreffen; und die Äußerung eines hinweisenden Ausdrucks gewährleistet den Vollzug der Referenz deshalb und allein deshalb, weil sie solche Tatsachen anzeigt und sie dem Hörer vermittelt." 87)

Searle sprach zwar zu Anfang bei der Einführung des Identifikationsprinzips von einer Identifikation für den Hörer, aber diese hörerbezogene Identifikation taucht in den weiteren Formulierungen des Identifikationsprinzips nicht mehr auf, dieser Problemstrang wird ausgeblendet zugunsten der rein sprachlogisch orientierten Insistenz auf dem Zutreffen einer dem Sprecher verfügbaren identifizierenden Beschreibung als hinreichender Bedingung für die Erfüllung des Identifikationsprinzips und damit des Vollzugs von Referenzakten.

Auf die entscheidende Frage aber, inwieweit die pragmati-

sche Dimension der Sprechsituation, des Sprecher- und Hörerbezugs für den erfolgreichen Vollzug von Referenz konstitutiv wird, gibt Searle keine Antwort und verschenkt so die Möglichkeit, über die Eingliederung logisch-semantischer Analysen der Referenz in den Rahmen seiner Sprechakttheorie hinauszugelangen. Wir werden später sehen, wie deshalb Searles Referenztheorie an entscheidenden Punkten unzureichend bleiben muß, und versuchen, aus der Kritik Ansatz unkte für eine Referenztheorie zu entwickeln, die jene pragmatische Dimension einzubeziehen versucht.
Searle hingegen verwischt so den Unterschied zwischen der Frage, ob identifizierende Beschreibungen wahrheitsgemäß einem bestimmten Objekt zukommen, auf es zutreffen, und der Frage, ob hinreichende Bedingungen des erfolgreichen Vollzugs von Referenzakten erfüllt sind. Dies zeigt sich auch darin, daß er ohne weiters das 'Axiom der Identifikation' als im 'Axiom der Existenz' impliziert unterstellt:
"Denn eine notwendige Bedingung dafür, daß es einen und nur einen Gegenstand gibt, auf den die vom Sprecher vollzogene Äußerung zutrifft, einen und nur einen Gegenstand, auf den er hinzuweisen beabsichtigt, besteht darin, daß er fähig sein muß, jenen Gegenstand zu identifizieren."[88)]
Es ist aber eine andere Frage, ob es einen Gegenstand gibt, auf den bestimmte Beschreibungen, bestimmte Prädikate zutreffen und ob ein Sprecher fähig ist, ihn zu identifizieren. Dafür daß ein bestimmter Gegenstand existiert, ist die Fähigkeit des Sprechers, ihn zu identifizieren, keine notwendige Bedingung. Wir können sicherlich nicht sagen, daß ein bestimmter Gegenstand existiert, wenn der Sprecher in der Lage ist, bestimmten referenztheoretischen Prinzipien Genüge zuleisten. Wir können vielleicht sagen - und das meint Searle -, daß ein Referenzobjekt existiert, wenn bestimmte referenztheoretische Bedingungen erfüllt sind, aber fällt tatsächlich die Frage, ob ein hinweisend gebrauchter Ausdruck, bspw. ein Eigenname, ein Referenzobjekt besitzt, zusammen mit der Frage, ob der Sprecher fähig ist, diesen Gegenstand zu identifizieren? In diesem Punkt liegt eine entscheidende Schwäche der Searleschen Referenztheorie, die hier noch nicht mit aller Klarheit

offengelegt werden kann. Denn in der Tat muß sich das Identifikationsprinzip auch im Hinblick auf die Existenz des Referenzobjekts formulieren lassen. Nicht nur ist es eine notwendige Bedingung des erfolgreichen Vollzugs eines Aktes der Referenz, daß der Sprecher über die Möglichkeit verfügt, auf Verlangen eine identifizierende Beschreibung zu geben, sondern für Searle ist es auch eine notwendige Bedingung dafür, daß ein Referenzobjekt des entsprechenden Ausdrucks existiert.

Searle hatte mit dem 'Axiom der Existenz', dem 'Axiom der Identität' und dem 'Prinzip der Identifikation' Bedingungen für den erfolgreichen Vollzug des Sprechaktes Referenz angeführt. Sind diese Bedingungen nicht erfüllt, so schlägt die Referenz fehl, sie kommt nicht zustande. Searle betonte zu Anfang, daß nicht der hinweisende Ausdruck auf etwas referiere, sondern der Sprecher, indem er einen Sprechakt der Referenz vollzieht, woraus folgt, daß es sinnlos sein müßte, unabhängig davon, ob ein jeweiliger Referenzakt erfolgreich vollzogen ist, nach einem Referenzobjekt des hinweisenden Ausdrucks zu fragen. Aber bezogen auf den Fall des Fehlschlagens der Referenz: Sind die ersten beiden Bedingungen erfüllt und scheitert die Referenz aufgrund des Nichterfülltseins der dritten (Prinzip der Identifikation), ist es in einem solchen Fall tatsächlich sinnlos, nach einem Referenzobjekt zu fragen?

Angenommen der Sprecher benutzte einen Eigennamen, um auf eine bestimmte existierende Person, die tatsächlich auch diesen Namen trägt, zu referieren, erwies sich aber als nicht imstande, die Referenz durch eine identifizierende Beschreibung des Namensträgers zu stützen. Sollen wir in diesem Fall tatsächlich sagen, es existiere kein Referenzobjekt? Offensichtlich ist die Redeweise von der Referenz eines Ausdrucks, Zeichens nicht eine bloße Abkürzung dafür, daß ein Sprecher mit diesem Ausdruck einen Akt der Referenz erfolgreich vollzieht, wie Searle dies uns glauben machen will. Und wir werden später in der Diskussion der Searleschen Referenzsemantik der Eigennamen sehen, daß Searles mangelhafte Reflexion dieses Unterschieds schwerwiegende Folgen für seine Referenztheorie hat.

Abschließend formuliert Searle in Analogie zu seiner Verfahrensweise bei der Analyse illokutionärer Akte[89] die notwendigen und hinreichenden Bedingungen für den erfolgreichen Vollzug des Sprechaktes Referenz:

"1. Es bestehen normale Eingabe- und Ausgabebedingungen.
2. Die Äußerung von R geschieht als Teil der Äußerung eines Satzes (oder eines einem Satz vergleichbaren Diskursabschnittes) T.
3. Die Äußerung von R stellt den (versuchten) Vollzug eines illokutionären Aktes dar.
4. Es gibt einen Gegenstand X derart, daß entweder R eine identifizierende Beschreibung von X enthält oder S in der Lage ist, R durch eine identifizierende Beschreibung von X zu ergänzen.
5. Es liegt in S' Absicht, daß die Äußerungen von R X für (den Hörer - J.K.) H identifiziert oder herausgreift.
6. Es liegt in S' Absicht, daß die Äußerung von R X für H dadurch identifiziert, daß H S' Absicht erkennt, X zu identifizieren, und es liegt in S' Absicht, daß dies Erkennen aufgrund dessen erreicht wird, daß H die für R geltenden Regeln kennt und C erfaßt.
7. Die für R geltenden semantischen Regeln sind solcher Art, daß R in T in C korrekt dann und nur dann geäussert wird, wenn die Bedingungen 1 bis 6 erfüllt sind."[90]

Searle versucht nun die philosophische Problemdimension des Prinzips der Identifikation auszuweiten. Da Referenz für Searle nicht in einem mentalen Akt des Sprechers begründet ist, dem Meinen des referierenden Objekts, sondern in der Fähigkeit des Sprechers, dieses zu identifizieren, versucht er nachzuweisen, "daß die beiden Forderungen - daß die Intention des Sprechers auf einen individuellen Gegenstand gerichtet sein muß und daß er fähig sein muß, den Gegenstand zu identifizieren - im Grunde identisch sind."[91] Intentionalität führe auf den Begriff der Identifikation zurück. Intentionen sind keine vorsprachlichen mentalen Akte, sondern nur im Zusammenhang mit dem sprachlichen Akt der Referenz, der auf die Fähigkeit des Sprechers basiert, eine identifizierende Beschreibung zu geben, zu diskutieren. Deshalb kann Searle im Prinzip der Iden-

tifikation einen Spezialfall des 'Prinzips der Ausdrückbarkeit' sehen: Alles, was gemeint werden kann, kann auch gesagt werden.[92]

Das Prinzip der Identifikation besagt, daß der Gebrauch hinweisender Ausdrücke in Abhängigkeit steht von identifizierenden Beschreibungen, die der Sprecher zu geben vermag. Searle behauptet nun aber nicht allein eine referenztheoretische Verknüpfung von hinweisenden Ausdrücken und identifizierenden Beschreibungen, sondern er geht weiter: Jeder hinweisende Ausdruck müsse einen 'deskriptiven Gehalt', eine Bedeutung haben[93]: "Das von mir so genannte Prinzip der Identifikation ist nichts anderes als eine Verallgemeinerung des Fregeschen Diktums, daß jeder hinweisende Ausdruck einen Sinn haben muß."[94]

Searle geht soweit, nicht nur eine referenztheoretische Verknüpfung zwischen identifizierenden Beschreibungen und Identifikationswissen des Sprechers einerseits und hinweisenden Ausdrücken andererseits zu behaupten, sondern durch den Rückgriff auf die Kategorien des 'Sinnes', der 'Bedeutung' und des 'deskriptiven Gehalts' behauptet Searle auch eine semantische Beziehung zwischen beiden. Weiter noch: Searle setzt den 'Sinn' eines hinweisenden Ausdrucks gleich mit den Voraussetzungen seines erfolgreichen referierenden Gebrauchs. In Freges Terminologie ('Bedeutung' = Referenz) behauptet Searle: "Jede Bedeutung setzt einen Sinn voraus; der Sinn ist die Grundlage der Bedeutung."[95] Sollen wir tatsächlich die Menge der identifizierenden Beschreibungen, die ein Sprecher mit einem hinweisenden Ausdruck verbindet, mit dessen Sinn gleichsetzen? Wir werden später in der Erörterung der Searleschen Theorie der Referenz von Eigennamen sehen, daß Searle tatsächlich zu dieser Auffassung neigt und zumindest für Eigennamen behauptet, daß der Sinn dieser hinweisenden Ausdrücke in eben dieser Menge von identifizierenden Beschreibungen besteht, die mit ihnen verknüpft werden. Wenn jeder hinweisende Ausdruck einen Sinn haben muß, so müssen auch Eigennamen einen Sinn haben. Dies erscheint aber zunächst wenig plausibel. In der Tat ist die These, daß Eigennamen einen Sinn, eine Bedeutung haben, eine Konsequenz des Identifikationsprin-

zips, die auch von Searle behauptet wird.[96] In dieser Form läßt sich das Identifikationsprinzip und damit die Searlesche Referenztheorie am schärfsten exponieren. Ich werde deshalb eine kritische Diskussion der Searleschen Referenztheorie später exemplarisch im Hinblick auf Eigennamen angehen. Andererseits scheint Searle (vernünftigerweise, muß man sagen), den 'Sinn' bestimmter Beschreibungen 'auf ihren 'deskriptiven Gehalt' beschränken zu wollen. In der Äußerung eines hinweisenden Ausdrucks wie z.B. 'der Mann', ist "der ganze deskriptive Gehalt des Ausdrucks durch den einfachen Begriff 'Mann' gegeben."[97] Aber der deskriptive Gehalt dieses Allgemeinbergiffs allein genügt nicht dem Prinzip der Identifikation und den damit verbundenen Bedingungen des erfolgreichen Vollzugs der singulären Referenz, denn er vermittelt keine Tatsache, keine wahre Proposition, die allein auf diesen Gegenstand zutrifft. "Aber in vielen Fällen reicht der Sinn des Ausdrucks allein nicht aus, um eine Proposition zu vermitteln. Erst die Äußerung des Ausdrucks in einem bestimmten Zusammenhang gewährleistet die Vermittlung einer Proposition."[98] Searles Auffassungen sind hier äusserst inkonsistent, wenn er zum einen den Zusammenhang von hinweisenden Ausdrücken und identifizierenden Beschreibungen mit dem Begriff des 'Sinns' erfassen will, zum anderen diesen auf den 'deskriptiven Gehalt' von hinweisenden Ausdrücken beschränkt und von einer 'vermittelten' individuierenden Proposition unterscheidet. Auch hier wird eine weitere Klärung anhand von Searles Diskussion des Problems des Sinns von Eigennamen notwendig sein.

In engem Zusammenhang mit obiger Inkonsistenz steht ein weiterer Punkt. Wir sahen, daß ein vollständig vollzogener Referenzakt im Zusammenhang der Äußerung eines wahren Satzes zwei Tatsachen 'vermittelt', einen individuierenden im Hinblick auf den Referenzakt und einen im Hinblick auf den propositionalen Akt. Beide lassen sich existentiell formulieren:

(1) Die älteste Tochter unseres Vermieters trug einen grünen Rock.

(1a) $(\exists x)$ (x ist die älteste Tochter unseres Vermieters)
(1b) $(\exists x)$ (x trug einen grünen Rock)

Aber diese Möglichkeit einer sozusagen 'logischen Analyse' ist nicht auf Sätze, mithilfe derer vollständige Referenzakte vollzogen werden können, beschränkt. Jede, einem hinweisenden Gebrauch eines Ausdrucks zugrundeliegende, individuierende Tatsache, läßt sich für Searle als individuelle Existenzaussage formulieren: (Ich zitiere nochmals im Zusammenhang):

"So ist zum Beispiel bei der Äußerung des Ausdrucks 'der Mann' der ganze deskriptive Gehalt des Ausdrucks durch den einfachen Begriff 'Mann' gegeben; aber nach vollzogener Referenz muß der Sprecher eine individuelle Existenzaussage (oder Tatsache) mitgeteilt haben, z.B. 'Es gibt einen und nur einen Mann zur Linken des Sprechers am Fenster im Blickfeld von Sprecher und Zuhörer." 99)

(Der Schluß liegt wiederum nahe: Der 'Sinn' des entsprechenden hinweisenden Ausdrucks läßt sich dergestalt logisch analysieren.) Da die Wahrheit einer solchen individuierenden Proposition vom Prinzip der Identifikation gefordert wird,[100] heißt dies: "Die Möglichkeit, dem Identifikationsprinzip durch eine Identifikation nichtexistentieller Form zu genügen (...) hängt ab von der Wahrheit eines (singulären - J.K.) Existenzsatzes."[101] Searle nennt dies den 'Primat der Existenzsätze.[102] Auch deshalb folge das Axiom der Identifikation aus dem Axiom der Existenz. Einen partikularen Gegenstand intendieren, meinen, auf ihn referieren, heißt, über eine individuierende Tatsache verfügen.[103] Ganz generell gilt für Searle in aller philosophischen Reichweite: "Jedem Begriff eines partikularen Gegenstandes liegt ein wahrer individueller Existenzsatz zugrunde."[104]

Searle versäumt es, da er Russells Theorie der Beschreibungen ablehnt freilich nicht von ungefähr, zu präzisieren, in welcher logischen Beziehung Satz und Existenzsatz zueinander stehen. Beide haben dieselben Wahrheitsbedingungen,[105] sind äquivalent. Aber in welcher Form ist der Existenzsatz vorausgesetzt? Ist er logisch impliziert und mitbehauptet (diese Russellsche Auffassung lehnt Searle ab), oder ist er präsupponiert? Inwiefern unterscheidet sich Searles Theorie denn nun wirklich von Rus-

sells Theorie der Beschreibungen? Searle gibt auf diese Fragen keine Antwort, sondern kritisiert nur an anderer Stelle - worauf zurückzukommen sein wird - Russells These, der Existenzsatz sei mitbehauptet. Wir werden später bei seiner Diskussion des Problems des Sinns von Eigennamen sehen, daß Searle hier enge logische Beziehungen (Folgerung, Analytizität) ins Spiel bringt.

2. Searle über Wittgensteins 'Traktat'

Von dieser Position aus kritisiert Searle die Namentheorie des 'Traktats', bzw. des logischen Atomismus. Die These 'einfache Zeichen' bzw. 'logische Eigennamen' hätten keine Bedeutung, ihre Bedeutung sei der Gegenstand, sei falsch, weil es solche Zeichen gar nicht geben könne. "Denn wenn ihre Äußerung keinen deskriptiven Sinn vermittelte, gäbe es keine Möglichkeit, eine Beziehung zwischen dem Ausdruck und dem Gegenstand herzustellen. Wie wollte man erklären, daß dieser Ausdruck auf jenen Gegenstand verweist?'[106] Wie wir sahen, war dies gerade eine Frage, die Wittgenstein mit der These von der Notwendigkeit einfacher Zeichen beantworten wollte. Auch J.St.Mills Auffassung, daß Namen bedeutungslose Zeichen, 'denotativ' und nicht 'konnotativ' seien[107], ist Searle zufolge falsch. Sind Gegenstände nicht unabhängig von (individuierenden) Tatsachen identifizierbar, dann kann auch eine Grundprämisse des 'Traktats', nämlich, daß 'Gegenstände' unabhängig von Tatsachen benannt werden könnten, nicht aufrechterhalten werden.[108]

In der Tat erwies sich die Frage, wie eine, doch geforderte, eineindeutige Beziehung zwischen 'einfachen Zeichen' und 'Gegenständen' erstellbar sei, als ein experimentum crucis der Semantik des Traktats. War doch das, was Wittgenstein als Möglichkeit einzig erwähnte, eine Beziehung zwischen Zeichen und Gegenstand zu etablieren, nämlich die ostensive Definition, für die 'Gegenstände' des Traktats, die sich als sprachlogische Postulate, nicht als sinnlich wahrnehmbare Gegenstände erwiesen, in letzter Konsequenz kaum zu behaupten. Searle wendet hier seine These, daß die Referenz von hinweisenden Ausdrücken, also auch von Eigennamen, nur durch identifizierende Beschreibungen determiniert sein könne, die den 'Sinn' des Eigennamens ausmachen, gegen den 'Traktat'. Daß Searle aber hier nur Gedankengänge Freges und des späteren Wittgenstein (s.o. 'Moses'-Beispiel PU §79) aufgreift, wird sich in der später folgenden, zusammenhängenden kritischen Diskussion der Searleschen Referenztheorie (am Beispiel der Eigennamen) erweisen.

3. Searles Kritik an Russells 'Theory of Descriptions'

Searles erste sprachphilosophische Arbeiten, so seine Dissertation[109] und ein früher Aufsatz über Russells Fregekritik[110] beschäftigen sich mit der Grundlegung einer modernen semantischen Theorie in der 'Theory of Descriptions'. Es ist angesichts der Bedeutung Russells deshalb nicht verwunderlich, wenn Searle ihm nach der Entfaltung seiner eigenen Theorie der Sprechakte in einem zweiten, "Anwendungen der Theorie" überschriebenen Teil des Buches einen kritischen Überblick widmet.[111] Russell wollte eine alternative Analyse der Funktionsweise hinweisender Ausdrücke zu Frege geben, und zwar ohne dabei auf einen 'Sinn' von Ausdrücken zu rekurrieren, der als maßgeblich für die Referenz bzw. den referierenden Gebrauch erachtet würde.[112] Die 'Theory of Descriptions' ist deshalb mehr als ein technischer Vorschlag zur Übersetzung von Sätzen in den Kalkül der Prädikatenlogik, sie versteht sich als eine Analyse der natürlichen Sprache. Ihre analytische Tragfähigkeit muß also auch an dieser geprüft werden. Nun beschränken aber für Searle die meisten Kritiker der Theorie der Beschreibungen, auch die stärker an der 'Philosophie der gewöhnlichen Sprache' orientierten Autoren wie P.F.Strawson[113] und P.T.Geach[114], die Diskussion auf den Anspruch der Theorie der Beschreibungen, eine Antwort zu geben auf die Frage, unter welchen Bedingungen Behauptungen wahr oder falsch sind, speziell wie es sich verhält, wenn der Subjektausdruck auf nichts referiert, "unter Ausschluß aller anderen Arten von illokutionären Akten"[115] und machen damit für Searle schon entscheidende Konzessionen. Russells These, daß jeder Satz, der eine bestimmte Beschreibung enthält, die hinweisend gebraucht wird, analysiert werden kann in eine Konjunktion von Sätzen, die einen singulären Existenzsatz enthält, der die Existenz des Gegenstandes, auf den hingewiesen wird, behauptet, führe - so Searle - zu unsinnigen Konsequenzen, wird die Analyse auf andere illokutionäre Akte ausgeweitet. Jeder illokutionärer Akt wäre dann zusammengesetzt aus zwei Sprechakten, ja aus zwei illokutionären Akten, der Behauptung der Existenz des Gegen-

standes und einem anderen Sprechakt mit einer bestimmten illokutionären Rolle, die für die illokutionäre Rolle des Gesamtsprechaktes ausschlaggebend wäre. Daß ein Sprechakt zugleich ein anderer sein solle, verletzt die Stringenz der Theorie, aber nicht nur dies allein, es widerspricht auch dem Sprachgebrauch. So antworten wir z.B. auf andere illokutionäre Akte nicht wie auf Behauptungen.[116] Etwa auf den Befehl: 'Hol mir das Buch auf dem Tisch!' mit 'Es stimmt, auf dem Tisch ist ein Buch.' Behaupten ist ein illokutionärer Akt wie Befehlen oder Fragen, Verweisen hingegen ist Teil von erfolgreichen illokutionären Akten. So formuliert Searle seinen zentralen Einwand gegen die Theorie der Beschreibungen:

"Sie begreift den mittels bestimmter Beschreibungen (...) vollzogenen propositionalen Akt der bestimmten Referenz als gleichbedeutend mit dem illokutionären Akt der Behauptung eines individuellen Existenzsatzes. (...) Ein propositionaler Akt kann niemals identisch sein mit dem illokutionären Akt der Behauptung, da ein propositionaler Akt nur als Teil eines illokutionären Aktes, niemals aber selbständig vorkommen kann." 117)

Dennoch aber hatte Searle in seiner Analyse der Prädikation behauptet, daß jedem bestimmt hinweisenden gebrauchten Satz ein wahrer individueller Existenzsatz zugrunde liegen müsse (Axiom der Existenz),[118] daß jede erfolgreich vollzogene Referenz die Existenz des Referenzobjektes voraussetze. Aber für Searle ist dies eine Bedingung des erfolgreichen Vollzugs der Referenz und daraus folge nicht einfach, "daß der Vollzug eines solchen Aktes für sich genommen auch schon die Behauptung darstellt, diese Bedingungen seien erfüllt."[119] Trotzdem müßte der Existenzsatz auch für Searle 'irgendwie' (etwa präsuppositional) mit dem Sprechakt verknüpft sein, wenn auch nicht wie bei Russell in logischer Form. Entscheidend aber ist: Searle geht es nicht wie bei Russell um die Wahrheitsdefinitheit als Sinnbedingung. Für Searle kann die Referenz fehlschlagen aufgrund der Nichtexistenz des Gegenstandes, ohne daß der Satz in diesem Fall nur deshalb sinnvoll wäre, weil er mit - in einer semantischen Theorie oder einer logischen Analyse aufzeigbarem - Grund als falsch zu bezeichnen wäre.

Einen weiteren Kritikpunkt an der Theorie der Beschreibun-

gen hatte Searle schon in dem Kapitel 'Referenz als Sprechakt'[120] entwickelt. Ein eine bestimmte Beschreibung enthaltender Satz behauptet nach Russell die Existenz eines und nur eines Gegenstandes. Bestimmte und unbestimmte Beschreibungen unterscheiden sich allein ihrer Form nach (der Soundso - ein Soundso).[121] Eine bestimmte Beschreibung kennzeichnet einen und nur einen Gegenstand und sie verdeutlicht die Singularität des Gegenstandes. Nun folgt aber Russell - und dies ist Searle seltsamerweise entgangen - in der Wahl seiner Beispiele zusätzlichen Unterscheidungskriterien, während er nur eines angibt. Russell differenziert nicht explizit zwischen deskriptiven Allgemeinausdrücken, die auf viele Gegenstände zutreffen und Ausdrücken, eine individuierende Tatsache mitteilen, wohl aber machen sich seine Beispiele diesen Unterschied zunutze ('ein Mensch' - 'der gegenwärtige König von Frankreich', 'der Verfasser von Waverley'). Explizit gibt er nur ein unzureichendes Kriterium an: Der bestimmte Artikel ist das formale Charakteristikum bestimmter Beschreibungen: "Nun impliziert der, wenn es korrekt gebraucht wird, Einzigkeit."[122] Dies ist aber, wie Searle mit Recht einwendet, falsch.[123] Die Äußerung 'Der Mann hat mich beleidigt' impliziert in keiner Weise, daß es nur einen einzigen Mann gibt. Der Gebrauch des bestimmten Artikels ist also für sich genommen in keiner Weise ausreichend, um zu implizieren oder anzuzeigen, daß der die beschreibende Funktion bildende deskriptive Allgemeinbegriff nur einem Gegenstand zukommt. Daß eine bestimmte Beschreibung einen und nur einen Gegenstand kennzeichnet, auf ihn referiert, kann - und das ist Searles Anliegen, einzig dadurch gewährleistet werden, daß die Beschreibung eine individuierende Tatsache mitteilt, also eine identifizierende Beschreibung ist, oder zumindest durch eine solche auf Verlangen ergänzt werden kann. Da diese Tatsache existentiell formuliert werden kann, jedem erfolgreichen Akt der Referenz ein wahrer singulärer Existenzsatz zugrunde liegt, ergibt sich eine große Nähe zu Russells Theorie der Beschreibungen. Auch wenn Searle es zurückweist, daß die individu-

ierende Tatsache, bzw. das Zutreffen einer identifizierenden Beschreibung implizit mitbehauptet wird, sie ist doch auf eine bestimmte Art und Weise mit dem Gebrauch hinweisender Ausdrücke notwendig verknüpft, auf eine Art und Weise, die bisher aus Searles Ausführungen nicht deutlich genug wurde.

4. Exkurs: Strawsons Theorie des identifizierenden Bezeichnens

Searles referenztheoretisches 'Prinzip der Identifikation' geht zurück auf die von seinem Lehrer P.F.Strawson in 'Individuals' entwickelte Theorie des identifizierenden Bezeichnens.[124] Da Searle die Voraussetzungen der Möglichkeit individuierender Beschreibungen kaum erörtert und sich offensichtlich - ohne dies jedoch deutlich zu machen - auf Strawson stützt, seien Strawsons Auffassungen kurz vorgestellt.

Strawson geht davon aus, daß unser Begriffssystem, unsere Ontologie, objektive Einzeldinge enthält.[125] Wir können solche Einzeldinge bezeichnen, auf sie referieren, wir sprechen von ihnen und wenn unsere Referenz erfolgreich ist, so weiß derjenige, mit dem wir sprechen, von welchem Einzelding die Rede ist. Strawson formuliert dies so: "Der Hörende ist - bzw. ist nicht - imstande, das Einzelding zu identifizieren, von dem der Sprechende redet."[126] Nun gibt es bestimmte Ausdrücke, die in der Regel verwendet werden, um eine Identifikation des Referenzobjektes zu ermöglichen: Eigennamen, Pronomina, durch einen bestimmten Artikel eingeleitete deskriptive Ausdrücke, sowie Ausdrücke, die aus diesen zusammengesetzt sind.[127] Searle nannte derartige Ausdrücke 'hinweisende Ausdrücke'. Strawson versteht nun 'Identifizieren' sowohl im Sprecher- als auch im Hörersinn. Der Sprecher kann mittels hinweisender Ausdrücke ein Einzelding identifizierend bezeichnen ('he makes an identifying reference to')[128] und der Hörer kann das vom Sprecher intendierte Referenzobjekt identifizieren: "Wenn aber ein Sprecher sich identifizierend auf ein Einzelding bezieht und sein Zuhörer daraufhin das gemeinte Einzelding identifiziert, so sage ich, der Sprecher beziehe sich nicht nur identifizierend auf das Einzelding, sondern er identifiziere das betreffende Einzelding."[129]

Für Strawson gibt es nun verschiedene Identifikationsmöglichkeiten. Ein Fall ist die kontextbedingte ('story-relative') Identifikation innerhalb eines Diskurszusammen-

hangs ('Am Brunnen stand ein Mann mit einem Jungen. Der Mann trank.')[130] Eine solche kontextbedingt Identifikation setzt aber offensichtlich voraus, daß der referentielle Bezug auf ein Einzelding schon einmal hergestellt ist, setzt also andere unabhängige Identifikationsmöglichkeiten voraus. Als eine solche Identifikationsmöglichkeit drängt sich sofort die demonstrative Identifikation[131] mittels deiktischer Ausdrücke, eventuell unterstützt durch deskriptive Allgemeinbegriffe, auf. Strawson spricht von "direkter Lokalisation" des Referenzobjektes.[132] Voraussetzung ist, daß dieses sinnlich präsent ist. Der "Ausschnitt aus dem Universum", innerhalb dessen die Identifikation demonstrativ vorgenommen werden kann, ist "der gesamte Bereich der gegenwärtig wahrnehmbaren Einzeldinge".[133] Aber die Voraussetzung einer demonstrativen Identifikation, die Präsenz des Referenzobjektes als wahrnehmbares, ist nicht immer gegeben. Für nichtdemonstrative Identifikationen lassen sich Beschreibungen, Namen oder auch beides verwenden. Eigennamen sind aber für Strawson, ebenso wie für Frege und Searle, nur in Verbindung mit Beschreibungen erfolgreich referierend zu verwenden: "Ein Name ist wertlos, wenn er nicht durch Beschreibungen gedeckt ist, die im Bedarfsfall zur Erklärung seines Gebrauchs gegeben werden können."[134] Ohne diese These weiter auszuführen, versucht Strawson sie durch eine Entgegnung auf den möglichen Einwand zu erhärten, daß dann die nichtdemonstrative Identifikation allein auf die Beschreibung in allgemeinen Begriffen angewiesen sei. Eine Beschreibung in allgemeinen Begriffen könne aber nie eine Individuation des Referenzobjektes ermöglichen, weil eine noch so weitreichende Beschreibung niemals logisch ausschließe, daß ein anderes Einzelding im Universum sie ebenfalls erfülle und somit keine absolute Eindeutigkeit der Beschreibung gewährleistet sei.[135] Strawsons erste Entgegnung ist, daß ein Zweifel an der Möglichkeit eine Identifikation mittels allgemeiner Begriffe praktisch unbegründet ist,[136] behauptet aber zugleich, daß eine Entgegenung auf diesen Einwand gegen die Möglichkeit einer nichtdemonstrativen Identifikation sich

nicht mit dem Verweis auf die praktische Irrelevanz dieses Zweifels bescheiden könne. Der Einwand setzt voraus, daß eine nichtdemonstrative Identifikation, wenn nicht auf Namen, dann auf einer Beschreibung allein in allgemeinen Begriffen beruhe. Es besteht aber die weitere Möglichkeit, daß das fragliche Referenzobjekt durch eine Beschreibung identifiziert wird, die es eindeutig mit anderen demonstrativ identifizierbaren Objekten in Beziehung setzt, d.h. aber auch, daß die Beschreibung den Ausschnitt des Universums, dem das fragliche Objekt angehört, zu demjenigen in eine eindeutige Beziehung setzen muß, den Sprecher und Hörer selbst gerade einnehmen.[137)] Das wiederum setzt voraus, daß es ein einheitliches "System von Beziehungen" geben muß, in dem jedes Einzelding, von dem wir sprechen können, seinen Platz hat und es mit direkt lokalisierbaren Einzeldingen in Bezug setzt. Ein solches System von Identifikationen ermöglichenden Beziehungen sind für Strawson die Raum-Zeit-Relationen.

"Denn wir können durch demonstrative Identifikation einen gemeinsamen Bezugspunkt und gemeinsame räumliche Achsen festlegen; und wenn uns diese zur Verfügung stehen, ist es theoretisch möglich, jedes andere Einzelding in Raum und Zeit eindeutig in Relation zu diesem Bezugspunkt zu beschreiben." 138)

Durch diese Möglichkeit einer nichtdemonstrativen Identifikation über Raum-Zeit-Relationen des Referenzobjektes zu einem demonstrativ festgelegten Bezugspunkt will Strawson die prinzipielle Möglichkeit einer nichtdemonstrativen Identifikation aufzeigen, eine Möglichkeit, die allerdings auf demonstrative Identifikationen rückverweist.

Aber diese prinzipielle Möglichkeit ist für Strawson nicht bloß eine theoretische Antwort auf das Problem des Doppelgängertums im Universum, sondern hat zugleich eine prinzipielle Bedeutung für die 'Struktur unseres Begriffssystems'.[139)] Strawson behauptet, daß jeder von uns, soweit wir überhaupt von partikularen Gegenständen sprechen können, einen "geschlossenen Rahmen"[140)] von Identifikationswissen besitzt, "in dem wir selbst und gewöhnlich auch die uns unmittelbar umgebenden Dinge, ihren (raum-zeitlichen - J.K.) Platz haben und in dem jedes Element

zu jedem anderen in einer eindeutigen (raum-zeitlichen - J.K.) Beziehung steht, insbesondere zu uns selbst und unserer Umgebung"[141], oder zumindest diese Beziehung potentiell hergestellt werden kann, und daß wir diesen Rahmen unseres Wissens permanent benutzen, um neu identifizierte Gegenstände, neue Erkenntnisse über Gegenstände, in diesem Wissen zu lokalisieren. Voraussetzung ist, daß der Sprecher seinen eigenen Platz in diesem System kennt.

Jede Tatsache, die ein Einzelding raum-zeitlich lokalisiert oder die es zu anderen identifizierten Gegenständen eindeutig in Beziehung stellt, kann als individuierende Tatsache fungieren. Eine solche individuierende Tatsache, die auf ein und nur ein Objekt zutrifft, ist die Voraussetzung dafür, daß wir eine Beschreibung des fraglichen Referenzobjektes geben können, die die Singularität des Einzeldings spezifiziert, auf nur dieses zutrifft und es als Einzelding identifiziert. Eine solche Beschreibung, die auf einen und nur einen Gegenstand zutrifft, ihn raumzeitlich lokalisiert oder auf eine andere Art identifiziert, nennt Strawson eine "identifizierende Beschreibung"[142]. Daß ein Sprecher eine individuierende Tatsache von einem Referenzobjekt weiß, ist für Strawson "die allgemeine Bedingung der Identifikation (...) im nicht-demonstrativen Fall."[142] Diese Bedingung muß nicht in jedem Fall erfüllt sein. In der Praxis brauchen wir unser Identifikationswissen nur selten zu explizieren, weil wir uns auf die Gesprächsumstände, auf eine Kenntnis von Biographie und Wissen (und auf eine diesbezüglich unterstellte Gemeinsamkeit) der Gesprächspartner und auf die individuierende Kraft von Eigennamen verlassen können, aber in bestimmten Situationen sind wir auch gerade dazu gezwungen (Mißverständnisse, Mitteilungen über dem Hörer unbekannte Sachverhalte, Situationen des Lehrens und Lernens etc.). Auch gibt es sicherlich einen Spielraum der Bestimmtheit unseres Sprechens. In der Praxis sind wir schon mit einer ganz groben Einordnung der Dinge und Situationen, über die wir sprechen, zufrieden und kümmern uns nur in Ausnahmefällen um absolute individuierende

Eindeutigkeit. Aber unser Begriffssystem birgt die Möglichkeit einer eindeutigen Identifikation.
Dabei ist das System der Raum-Zeit-Relationen nicht das einzige System von eindeutige Identifikationen ermöglichenden Beziehungen. Ein Beispiel wären z.T. die Verwandtschaftsbeziehungen (es gibt z.B. nur einen Großvater mütterlicherseits). Aber es ist das für Strawson fundamentale System, das einzige Beziehungssystem, das für die Gegenstandswelt im Hinblick auf eindeutige Identifikation universale Bedeutung besitzt.[144] Andere systematische Relationen zwischen Einzeldingen als möglichen Referenzobjekten mögen darauf aufbauen. Sie schließen sich zusammen zu dem systematischen Raum unseres Identifikationswissens:

"Die Berichte und Erzählungen anderer Personen ordnen wir im Einklang mit unseren eigenen in die eine Geschichte der empirischen Realität ein; und dieses Zusammenpassen, diese Verknüpfung basiert letztlich darauf, daß wir die Einzeldinge, die in den Erzählungen auftreten, in das eine Raum-Zeit-System einbeziehen, in dem wir uns selbst befinden." 145)

Unser Identifikationswissen hat die Geschichte der Realität zum Gegenstand. Um auf ein Einzelding nichtdemonstrativ referieren zu können, müssen wir seinen und unseren Platz in unserer Geschichte der Realität kennen.
Strawsons Theorie der Voraussetzungen der Möglichkeit identifizierenden Bezeichnens läßt sich zwanglos dazu heranziehen, die Lücken der Searleschen Darstellung zu schließen. Sie versucht eine Antwort darauf zu geben, worauf wir für identifizierende Beschreibungen zurückgreifen müssen. Diese für seine Referenztheorie doch so entscheidende Frage wird von Searle selbst kaum beantwortet.
A.J.Ayer[146] hat gegen das Identifikationsprinzip und gegen Strawson eingewandt, daß um den hinweisenden Gebrauch eines entsprechenden Ausdrucks, speziell eines Eigennamens, zu verstehn, wir zwar wissen müssen, welches Individuum gemeint ist, dieses Wissen aber nicht in der Fähigkeit eine verbale Beschreibung des fraglichen Objektes zu geben bestehen muß.[147] Ein Kind, das den Namen seines Bruders lernt, muß sicher zuvor nicht in der Lage sein, wahre Behauptungen über diesen aufzustellen.

Sicherlich ist dies eine Fehlinterpretation der Searleschen/Strawsonschen Referenztheorie. Sie schließt nicht andere Möglichkeiten der Identifikation des Referenzobjekts als die durch die Äußerung eines eine individuierende Tatsache behauptenden Satzes aus. Im Extremfall mag bspw. eine demonstrative Lokalisierung durch eine außersprachliche Zeigegeste hinreichend sein. Auch beanspruchen Strawson/Searle nicht mit dem Identifikationsprinzip hinreichende Bedingungen etwa der ontogenetischen Entwicklung der Referenz gegeben zu haben. Searles Referenztheorie ist auf sprachlogische Reflexionen über semantische, logische und pragmatische Bedingungen des erfolgreichen Vollzugs des Sprechaktes Referenz aufgebaut und auf dieser Ebene die grundlegende, weil für alle Referenzakte gültige Bedingung zu formulieren, behauptet das Identifikationsprinzip. Dennoch ist dieses Mißverständnis nicht von ungefähr. Denn Searle versäumt es zugunsten einer größeren Stringenz und Systematik, das Identifikationsprinzip als sprachlogisches Prinzip im Hinblick auf die Vielfalt empirischer Vollzugsbedingungen von Referenzakten und ihrer ontogenetischen Vorformen abgrenzend einzuordnen.

5. Beschreiben und Benennen.Searle und seine Kritiker über die Referenz von Eigennamen

5.1 Searles Theorie der Referenz von Eigennamen

Der erfolgreiche Vollzug von Sprechakten der Referenz, gegründet auf die Äußerung von Sätze, die hinweisende Ausdrücke, also vor allem Eigennamen und bestimmte Beschreibungen enthalten, war für Searle davon abhängig, daß der entsprechende Satz entweder eine identifizierende Beschreibung enthält oder durch eine solche ergänzt werden kann.[148] Daß es einen Satz gibt,der den Gegenstand identifizierend beschreibt, ist Grundvoraussetzung der Referenz. Beschreibungen haben daher - so läßt sich sagen - für Searle referenzsemantische Priorität vor Eigennamen. Ganz im Gegensatz dazu hatte - wie die vorangegangenen Kapitel zeigten - der frühe Wittgenstein die Semantik des 'Traktats' auf 'Urzeichen' aufgebaut, auf 'einfachen Zeichen', die als Namen einfache Gegenstände benennen. Searle sieht sich folglich mit dem Problem der Abgrenzung der semantischen Funktion von Eigennamen und Beschreibungen konfrontiert. Haben Beschreibungen tatsächlich eine referenzsemantische Priorität vor Eigennamen? Können wir tatsächlich nur deshalb mittels Eigennamen auf Gegenstände referieren, weil sie prinzipiell durch identifizierende Beschreibungen substituierbar sind? Bspw.:
Charles Lindbergh - der Mann, der als erster den Atlantik überflog
Aristoteles - der Lehrer Alexanders
Fritz Meier - der Vermieter unserer Wohnung etc.
Lassen sich Eigennamen gar auf Verknüpfungen von Beschreibungen reduzieren, also wie Russell als 'abgekürzte Beschreibungen' auffassen[149], oder sind Eigennamen sprachlogisch fundamental, wie es der 'Traktat' behauptet? Sind sie das Verbindungsglied zwischen Sprache und Welt, wie sie der 'Traktat' auffasst?[150] Da der Vollzug der Referenz diesen sprachlichen Bezug zur Wirklichkeit herstellt, ist die Frage, ob der hinweisende Gebrauch von Eigennamen letztlich auf Beschreibungen aufruht, von fundamentaler sprachlogischer, ontologischer und erkenntnis-

theoretischer Bedeutung. Daß es dabei nicht um die semantische Funktion von Eigennamen im herkömmlichen Sinn geht, sondern um die Möglichkeit einer Reduktion auf zwei alternative referenztheoretische Paradigmen, dürfte nach dem vorangehenden deutlich sein. Der 'Traktat' (die 'Urzeichen' sind Namen) markiert in seiner Entschiedenheit den Geltungsbereich.

Sind also Eigennamen abgekürzte Beschreibungen, lassen sich aus ihnen deskriptive Prädikate folgern? Oder, wie sich die Frage anders formulieren ließe, sind Sätze wie 'Aristoteles war der Lehrer Alexanders' analytisch, d.h. notwendig und aufgrund der Bedeutung des Ausdrucks 'Aristoteles' war? Haben Namen folglich, in Freges Terminologie, einen Sinn, oder vertreten sie einfach, benennen sie einfach Gegenstände, ohne selbst einen Sinn oder eine andere Bedeutung zu haben, als für diese Gegenstände zu stehen, die ihre Bedeutung sind ('Traktat')[151]? Es ist nicht ganz unbedeutend, ob wir diese Fragen in dieser Form stellen, präjudiziert u.U. schon eine bestimmte Richtung der Beantwortung. Aber es geschieht exakt in dieser Form, daß Searle diese Problemstellung aufwirft. Searle stellt diese Fragen in einem weiteren, als Anwendung seiner Theorie deklariertem Abschnitt seines Buches, der den Eigennamen und ihrer Semantik gewidmet ist. Für Searle können diese Fragen in der einen zusammengefaßt werden: 'Haben Eigennamen einen 'Sinn'?'[152]

Die Diskussion dieser Frage hat eine lange sprachphilosophische Tradition, die sich bis zu Platos 'Theätet' verlängern läßt, sie wurde neuerdings wiederum von S. Kripke angefacht.[153] Im Gegensatz zu Mill, der behauptete, daß Eigennamen nur eine denotative, nicht aber eine konnotative Funktion haben[154], war Frege der Ansicht, daß Eigennamen einen 'Sinn' haben, den er etwas vage als die "Art und Weise ihres Gegebenseins" charakerisierte.[155]

Searle behauptet einen fundamentalen Unterschied zweier Paradigmen: "According to the first theory, naming is prior to describing; according to the second, describing is prior to naming, for a name only names by describing

the object it names."[156]

Die Auffassung, Eigennamen seien logisch mit identifizierenden Beschreibungen verknüpft und diese stellten den Sinn eines Eigennamens dar, geht auf G.Frege zurück. Frege bemüht sich im Hinblick auf den Satzsinn um eine Klärung der Semantik von Eigennamen. In seinem Aufsatz 'Der Gedanke'[157] diskutiert er diese an folgendem Beispiel:

"Aber mit der Kenntnis der deutschen Sprache ist es eine eigene Sache, wenn es sich um Eigennamen handelt. Es kann leicht sein, daß nur wenige mit dem Satz 'Dr.Lauben ist verwundet worden' einen bestimmten Gedanken verbinden. Zum vollen Verständnis gehört in diesem Falle die Kenntnis der Vokabel (Hervorhebung von mir - J.K.) 'Dr. Gustav Lauben'. Wenn nun beide (...) (sc. Sprecher und Hörer - J.K.) unter 'Dr. Gustav Lauben' den Arzt verstehen, der in einer ihnen beiden bekannten Wohnung als der einzige Arzt wohnt, so verstehen beide den Satz 'Dr. Gustav Lauben ist verwundet worden' in derselben Weise." 158)

Der Ausdruck 'der Arzt, der in einer ihnen beiden bekannten Wohnung als der einzige Arzt wohnt' ist eine identifizierende Beschreibung, die eine individuierende Tatsache anführt. Für Frege verstehen also zwei verschiedene Sprecher nur dann einen Ausdruck ihrer Sprache, der ein Eigennamen ist, in gleicher Weise, wenn beide über die gemeinsame Kenntnis zumindest einer individuierenden Tatsache bezüglich des Namensträgers verfügen. Nur dann könne sie sich überhaupt verständigen. Ist ihr Tatsachenwissen bezüglich des Namensträgers völlig divergent, dann - so folgert Frege mit Rigidität - sprechen sie "soweit der Eigenname 'Dr. Gustav Lauben' in Betracht kommt, nicht dieselbe Sprache, obwohl sie in der Tat denselben Mann mit diesem Mann bezeichnen; denn daß sie das tun, wissen sie nicht."[159] Eigennamen sind also für Frege notwendig mit identifizierenden Beschreibungen verknüpft: "Es muß also eigentlich gefordert werden, daß mit jedem Eigennamen eine einzige Weise verknüpft sei, wie der, die oder das durch ihn Bezeichnete gegeben sei."[160] Freges Formulierung, daß mit dem Eigennamen "eine einzige Weise verknüpft sei, wie der, die oder das durch ihn bezeichnete gegeben sei" besagt nicht, daß mit einem Eigennamen nur eine einzige Beschreibung (sei sie bestimmt oder unbestimmt) verknüpft ist, sondern, daß mit ihm eine oder

mehrere Beschreibungen verknüpft sind, die beschreiben, wie das durch ihn Bezeichnete auf einzige Weise gegeben ist. Im Gegenteil: Letzteres "kann in verschiedener Weise geschehen".[161] Diese verschiedenen Möglichkeiten identifizierender Beschreibungen sind für Frege (im Gegensatz zu Searle) auf das Engste an den Eigennamen geknüpft. Den verschiedenen 'Art und Weisen des Gegebenseins' entspricht zwar ein verschiedener Sinn des Satzes, der den Eigennamen enthält; aber der Wahrheitswert des Satzes kann sich deshalb nicht ändern, weil verschiedene identifizierende Beschreibungen mit dem Eigennamen verbunden werden. "Die verschiedenen Gedanken, die sich so aus demselben Satz ergeben, stimmen freilich in ihrem Wahrheitswert überein, d.h. wenn einer von ihnen wahr ist, sind sie alle wahr, und wenn einer von ihnen falsch ist, sind sie alle falsch."[162] Für Frege sind also die verschiedenen identifizierenden Beschreibungen als Konjunktion logisch an den Eigennamen geknüpft.[163]

Frege sprach von der 'Art und Weise des Gegebenseins'. Die 'Art des Gegebenseins' eines Zeichens ist aber das, was für Frege per definitionem seinen Sinn ausmacht,[164] folglich haben Eigennamen für Frege nicht nur eine 'Bedeutung' (in seinem Sinn), sondern auch einen 'Sinn'.[165]

Frege untermauert seine Auffassung, Eigennamen hätten einen Sinn, seien mit einem definitorischen Äquivalent von Beschreibungen verknüpft, durch seine Behandlung des Problems von Identitätsaussagen.[166] Frege stellt sich die Frage, welches der Unterschied ist zwischen Identitätsaussagen der Form 'a = a' und 'a = b'.[167] Beide haben für ihn einen unterschiedlichen Erkenntniswert: "'a = a' gilt a priori und ist nach Kant analytisch, während Sätze von der Form 'a = b' oft sehr wertvolle Erweiterungen unserer Erkenntnis enthalten und a priori nicht immer zu begründen sind."[168] Es war eine empirische Entdeckung, um Freges Beispiel zu wählen, daß der Abendstern mit dem Morgenstern identisch ist. Würde Identität interpretiert als eine Beziehung zwischen Gegenständen, so würde 'a = a' dieselbe Beziehung ausdrücken

wie 'a = b', nämlich die eines Gegenstandes zu sich selbst. Zwischen beiden Sätzen könnte kein Unterschied im Erkenntniswert bestehen. 'a = b' wäre genauso analytisch bzw. tautologisch wie 'a = a'. 'a' und 'b' stünden ja für denselben Gegenstand. Also so scheint es, kann 'a = b' nur besagen, daß beide Zeichen für denselben Gegenstand stehen, daß 'a' und 'b' dasselbe bedeuten. Dann wäre die Identität aber keine Beziehung zwischen Gegenständen, sondern zwischen Zeichen, insofern sie etwas bedeuten.[169] Diese Auffassung vertrat Frege noch in der 'Begriffsschrift'.[170] Aber diese Auffassung kann auch nicht zutreffen, denn sind Identitätsaussagen nur Substitutionsregeln für Zeichen, wie sollen sie dann einen Erkenntniswert, einen Informationsgehalt haben?[171] Ist die 'Bedeutung', d.h. das Referenzobjekt zweier Zeichen dasselbe, so kann die entsprechende Identitätsaussage nur deshalb informativ sein, weil beide Zeichen über ihre materielle "Gestalt" hinaus[172] 'sinn'voll verschieden sind, d.h. daß beide Zeichen einen verschiedenen 'Sinn' haben.[173] Diese "Verschiedenheit kann nur dadurch zustande kommen, daß der Unterschied des Zeichens einem Unterschied in der Art des Gegebenseins entspricht."[174] Der Abendstern erscheint abends, der Morgenstern morgens am Himmel. Die 'Bedeutung' der Ausdrücke der 'Abendstern' und 'Morgenstern' ist dieselbe, nicht aber ihr 'Sinn'. Der 'Sinn' ist diese 'Art des Gegebenseins' und kann in Beschreibungen expliziert werden:

Morgenstern = der Stern, der morgens die und die Position am Himmel einnimmt,
Abendstern = der Stern, der abends die und die Position am Himmel einnimmt

Nun sind die beiden Ausdrücke 'Morgenstern' und 'Abendstern' sicherlich für Freges Anliegen günstig gewählt, da sie eine Zwischenstellung einnehmen zwischen Eigennamen und deskriptiven Begriffen, aus letzteren zusammengesetzt sind, aber wir könnten auch andere Beispiele wählen ('Hesperus' - 'Phosphorus', 'Theoderich' - 'Dietrich von Bern' etc.). Die mit einem Ausdruck verbundenen Beschreibungen beschreiben die 'Art des Gegebenseins' und

explizieren damit den 'Sinn'; und nicht nur deskriptive Allgemeinbegriffe haben einen Sinn, sondern auch Eigennamen.

Nun scheint aber in der Tat ein Eigenname einen Gegenstand nicht zu beschreiben, sondern - eben zu benennen, denn er sagt nichts über ihn aus, prädiziert ihm nichts. Dies und die Tatsache, daß er fast ausschließlich zum Vollzug der Referenz verwandt wird, scheint nahezulegen, daß er auch tatsächlich von Prädikationen semantisch unabhängig ist. Dies macht auch die Auffassung, Namen seien undefinierbar ('Traktat') verständlich. Denn wenn Namen nicht reduzierbar sind auf Beschreibungen, die den Namensträger identifizieren, so sind sie a fortiori auch nicht definierbar. Ist der Name eine Abkürzung für eine feststehende Verknüpfung von Beschreibungen, dann definieren ihn letztere. Er ist dann substituierbar durch eine entsprechende Reihe von Beschreibungen, durch seine Definition.[175] Es zeigt sich also, daß die Diskussion darüber, ob Eigennamen einen Sinn haben, auch implizit eine Diskussion über die Möglichkeit von Namen als undefinierbaren 'Urzeichen' ist. Auch von diesem Gesichtspunkt läßt sich somit eine Brücke schlagen zu der Argumentation des 'Traktats'.

Eigennamen lassen sich in der Regel nicht in prädikative Ausdrücke verwandeln ('ist ein ...'), sie werden verwandt um auf einen Gegenstand zu referieren, beschreiben ihn nicht und prädizieren ihm nichts, hätten demnach keinen Sinn.[176] Ein Name 'trifft' auch nicht auf einen Gegenstand 'zu', läßt sich nicht wahrheitsgemäß von ihm aussagen, sondern ist sein Name.[177] Die Bedeutung eines Namens kenne ich, wenn ich den Namensträger kenne; wenn ich den Namen kenne, weiß ich noch nichts über den Gegenstand, dagegen teilt eine Beschreibung etwas über ihn mit. Diese Überlegungen sprechen zunächst für die Auffassung, die Eigennamen einen Sinn abspricht. Mit ihr sind erhebliche ontologische Konsequenzen verbunden:

"Wir neigen zu der Ansicht, daß ein Eigenname im Gegensatz zu Beschreibungen nicht mit irgendwelchen Aspekten des Gegenstandes, sondern mit dem Gegenstand selbst verbunden ist. Beschreibungen vertreten Aspekte oder Eigenschaften des Gegenstandes, Eigennamen vertreten den Gegenstand selbst." 178)

Die in dieser Auffassung supponierte logische Form der Sprache motiviert die ontologische Unterscheidung von Gegenstand und Eigenschaften.[179]

Nun kann, wenn die Bedeutung der Gegenstand ist, die Frage, ob Ausdrücke Bedeutung haben, nicht von kontingenten Tatsachen in der Welt, wie der Existenz des Gegenstandes abhängen. Den 'Traktat' führt dieses Problem - wie wir sahen - zur These von den 'Gegenständen' als der unzerstörbaren Substanz der Welt, Russell postuliert in diesem Zusammenhang 'logische Eigennamen'. Gegen die zunächst plausibel erscheinende, am 'common sense' orientierte Auffassung, Eigennamen hätten keinen 'Sinn', führt Searle nun folgende Argumente ins Feld:

(1) Eigennamen können als Subjektausdrücke in Existenzsätzen auftreten, wie z.B. 'Zerberus existiert nicht'. Das Subjekt einer Existenzaussage kann aber nicht auf etwas referieren: "Täte es das, so würde damit die Voraussetzung, daß es einen Wahrheitswert hat, für den Fall, daß die Aussage bejahend ist, seine Wahrheit, und für den Fall, daß sie verneinend ist, seine Falschheit garantieren:"[180] Es ist nicht die Funktion einer Existenzaussage, auf einen Gegenstand zu verweisen und ihm Existenz zu prädizieren,[181] eine Existenzaussage "drückt einen Begriff aus und sagt, daß dieser Begriff erfüllt ist."[182] Eigennamen, so schließt Searle, die in Existenzaussagen vorkommen, müssen also ebenfalls einen begrifflichen oder deskriptiven Gehalt haben. Russell und Wittgenstein waren deshalb genötigt, als im logischen Sinn eigentliche Namen nur solche Ausdrücke zuzulassen, die nicht in der Verbindung 'x existiert' vorkommen könnten.

(2) Ferner versucht Searle, wie schon Frege, aus einer Behandlung der Problematik von Identitätsaussagen eine Stütze für seine Auffassung, daß Eigennamen einen Sinn haben, zu gewinnen. In den 'Sprechakten' reformuliert er nur (verkürzt) Freges Argumentation. Der Satz 'Everest = Tschomolungma' hat einen 'Informationsgehalt'[183] (Frege: 'Erkenntniswert'), der ihn vom äquivalenten Satz 'Everest = Everest' unterscheidet, er hat eine geographische und nicht nur lexikographische Bedeutung. Identitätssätze sind

nicht nur leere Tautologien, sondern vermitteln Informationen über Tatsachen,[184] sie können synthetische Sätze a posteriori sein. Wohlgemerkt, sie können synthetisch sein. Denn in seinem Aufsatz 'Proper names' vertritt Searle die Auffassung, daß Identitätssätze wie 'Tullius = Cicero' analytisch sind, weil sie wahr sind allein auf Grund ihrer Übereinstimmung mit linguistischen Regeln.[185] Searle versucht hier ebenfalls zu erklären, warum Identitätssätze der Form 'a = b' einen größeren Informationsgehalt haben als Identitätsaussagen der Form 'a = a':

"The sense in which the statement is informative is the sense in which any analytic statement is informative; it illustrates or exemplifies certain contingent facts about words, though it does not of course describe these facts." [186]

Für Searle sind hier Identitätsaussagen zwar keine Aussagen über die Bedeutung von Zeichen und über ihren Gebrauch, aber sie 'exemplifizieren' - was auch immer darunter zu verstehen sein mag - linguistische Sachverhalte.[182] Searle behauptet, daß sowohl Sätze der Form 'a = a' als auch Sätze der Form 'a = b' Aussagen über Gegenstände sind, nicht über den Sprachgebrauch,[188] aber Sätze der Form 'a = b' geben uns darüberhinaus Informationen über den Sprachgebrauch[189]. Auch in 'Proper names' konzediert Searle die Möglichkeit synthetischer Identitätssätze; und zwar begründet er diese am Beispiel des folgenden falschen Identitätssatzes 'Shakespeare = Bacon': "People who argue that Shakespeare was not Bacon are not advancing a thesis about language."[190] Kurz zuvor hatte Searle noch behauptet, daß auch analytische Identitätssätze, nicht Sätze über den Sprachgebrauch sind oder diesen beschreiben. Searle schwebt offenbar folgender Unterschied vor: Synthetische Identitätssätze vermitteln Informationen über den Gegenstand, analytische hingegen über den Sprachgebrauch. Aber auch in Fällen der Äußerung von Sätzen wie 'Tullius = Cicero' werden wohl kaum Behauptungen über die Sprache aufgestellt. Es ist rein willkürlich, wenn Searle einmal den größeren Informationsgehalt von Sätzen wie 'a = b' primärkommunikativ als Information über den Gegenstand und zum anderen metakommunikativ als Informa-

tion über den Sprachgebrauch interpretiert.[191] Searle könnte diese Unterscheidung auf eine bestimmte Regelkenntnis beziehen und behaupten: Synthetisch sind Identitätssätze mit Eigennamen dann, wenn die Identität beider Ausdrücke nicht zuvor in die kollektive Regelkenntnis einer Sprechergemeinschaft eingegangen ist. In diesem Fall hätten Identitätssätze einen Informationsgehalt, der über das 'Exemplifizieren' linguistischer Sachverhalte hinausginge. Aber Searles Ausführungen zum Problem der Identitätssätze bleiben unzureichend und lassen sich sogar widersprüchlich interpretieren.

(3) Wie kommt, wenn die Auffassung des 'Traktats' im Recht ist, die Verbindung zwischen Namen und Gegenstand überhaupt zustande? Diese Frage ist ein experimentum crucis für die genannte Theorie. Die Gegenstände können nur benannt werden. Ist der Namensträger ein empirisches Objekt, so kann er ostensiv aufgewiesen werden. Wie sich zeigt, kann aber die ostensive Definition nicht als voraussetzungsloses Fundament einer Semantik zugrunde gelegt werden. Ist das Nominatum kein empirisches Objekt, wie es unvermeidbar scheint, wenn die Namensrelation als Paradigma einer Bedeutungstheorie gewählt wird ('Traktat'), so ist noch nicht einmal der deiktische Aufweis des Gegenstandes möglich.

Wie kann also ein Sprecher einen Gegenstand 'identifizieren', der durch einen Eigennamen benannt wird? Searle weiß darauf mit seiner Referenztheorie folgende Antwort:

"Dem Identifikationsprinzip zufolge muß die Äußerung eines Eigennamens, nicht anders als die Äußerung einer bestimmten Beschreibung, eine Beschreibung enthalten, damit mit ihr eine Referenz vollzogen werden kann. Daraus folgt, daß ein Eigennamen eine Art abgekürzter Beschreibung darstellt." 192)

In dieser Form kann aber die These, auch Eigennamen hätten einen Sinn, kaum vertretbar sein. Denn wären Eigennamen tatsächlich abgekürzte Beschreibungen, so müßte es definitorisch festgelegte Äquivalente für die geben.[193] Aber solche definitorisch festgelegten Äquivalente gibt es nicht. Würden wir unter dem Sinn eines Eigennamens etwa eine vollständige Beschreibung des Namensträgers verstehen, dann hätte dies absurde Konsequenzen: Denn dann wäre

z.B. jede wahre Aussage über den Gegenstand, in der der entsprechende Eigenname als Subjektausdruck fungiert, analytisch und jeder falsche kontradiktorisch. Ferner würde sich die Bedeutung des Ausdrucks jedesmal ändern, wenn sich der Gegenstand ändert und sie wäre für verschiedene Leute verschieden.[194]

Um diese "philosophische Antinomie"[195] zu lösen, reformuliert Searle das Problem: (a) "können Sätze, deren Subjekt ein Eigennamen und deren Prädikat ein deskriptiver Ausdruck ist, analytisch sein?" und in einer stärkeren Form (b) "können Aussagen, deren Subjekt ein Eigennamen ist und deren Prädikat eine identifizierende Beschreibung ist, analytisch sein?"[196] Daß Searle diese Fragen in dieser Form stellt, die Verbindung von Eigennamen und identifizierenden Beschreibungen mittels der semantischen Kategorien der Analytizität[197] und der Folgerung explizieren will, ist von großer Bedeutung (s.u.).

Um auf ein und denselben Gegenstand zu referieren, und dazu werden ja Eigennamen gebraucht, bedarf es eines Kriteriums der Identität. (Vgl. das Kapitel über Wittgenstein, Abschnitt 2.4) Der Sprecher muß in der Lage sein zu begründen, warum der Gegenstand im einen Fall einunderselbe ist wie im anderen. Dies ist ihm durch Rückgriff auf den Gegenstand spezifizierende deskriptive Allgemeinbegriffe (Sortale) möglich: "Es ist derselbe Berg, dieselbe Person, derselbe Fluß; jedesmal ist durch den Allgemeinbegriff ein temporales Kriterium der Identität gegeben."[198] Die Frage (a) läßt sich deshalb bejahen: "Mit jedem Eigennamen ist irgendein Allgemeinbegriff analytisch verknüpft."[199] Der Mount Everest ist ein Berg, Aristoteles ein Philosoph etc... Wenn sich nun aber herausstellen würde, daß Aristoteles kein Philosoph, sondern ein Plagiator eines unbekannten Zeitgenossen wäre, würden wir dann nicht fortfahren Aristoteles 'Aristoteles' zu nennen, statt jenem Unbekannten diesen Namen zu geben? Searle antwortet darauf: Aristoteles könne sich nicht in alles Beliebige verwandeln, z.B. eine Primzahl, und dennoch Aristoteles bleiben. "Und das bedeutet, daß irgend ein Begriff oder eine Gruppe von Begriffen" mit dem Namen

'Aristoteles' "analytisch verknüpft ist."[200]
Dieser Auffassung hat neuerdings S.Kripke mit seiner These, Namen seien 'starre Designatoren' widersprochen.[201] Selbst wenn in einer möglichen Welt W_2 Helmut Schmidt alle Eigenschaften besäße, die Willy Brandt in unserer wirklichen Welt W_1 besitzt, er wäre immer noch Helmut Schmidt und nicht Willy Brandt und wir würden mit gutem Grund fortfahren, ihn Helmut Schmidt zu nennen. Ich werde unten ausführlich auf Kripkes Kritik eingehen.
Ist also die Tatsache, daß ein Gegenstand mit ein und demselben Namen genannt wird, schon ein hinreichendes Identitätskriterium? Es wäre doch absurd, daraus daß 1973 ein griechischer Reeder den Namen 'Aristoteles' trug, zu folgern, er wäre identisch mit dem Aristoteles, den wir als den Verfasser der 'Metaphysik' kennen. Wer weiß, das der Name 'Aristoteles' ein Personennamen ist, weiß z.B. auch, daß die zeitliche Kontinuität der Identität des Namensträgers auf ein Menschenalter beschränkt ist. So wäre mit einem solchen Namen - um mit Searle zu reden - der deskriptive Allgemeinbegriff 'Person' analytisch verknüpft. Ferner, wenn sich herausstellte, Aristoteles hätte niemals existiert, seine Werke seien eine späte Kompilation unterschiedlicher peripatetischer Arbeiten, würden wir dann den Hinweis, Aristoteles sei ein 1929 in Chicago geborener Sohn griechischer Einwanderer als eine relevante Entgegnung ansehen?

"'Named''Aristotle''is a universal term, but 'Aristotle' is a proper name, so 'This is named ''Aristotle'' is at best as necessarx but not a sufficient condition for the truth of 'This is Aristotle'. Briefly and trivially, it is not the identity of this with any object named 'Aristotle', but rather its identity with Aristotle that constitutes the necessary and sufficient conditions for the truth of 'This is Aristotle'." 202)

Entscheidend ist folgendes: Als Kriterien für die Identität des Namensträgers, also für die Anwendung des Namens, anzugeben, daß der betreffende Gegenstand so genannt werde, ist schlicht zirkulär.[203]
Aber daraus, daß deskriptive Allgemeinbegriffe mit Eigennamen analytisch verknüpft sind, folgt noch nicht, daß (b) auch identifizierende Beschreibungen mit Eigennamen

analytisch verknüpft sind (Searles stärkere These). Die positive Antwort auf diese Frage aber ist für Searle allein dafür entscheidend, ob Eigennamen einen Sinn haben oder nicht.[204]

Gemäß dem Identifikationsprinzip ist es eine notwendige Voraussetzung erfolgreicher Referenz, daß der Sprecher über die prinzipielle Möglichkeit einer identifizierenden Beschreibung oder einer ostensiven Präsentation verfügt. Fragen der Art: 'Wer oder was ist Aristoteles?' müssen 'auf unterster Ebene' beantwortbar sein. Als Einwand im Hinblick auf Eigennamen war geltend gemacht worden, daß für verschiedene Sprecher und Hörer dann verschiedene sich nicht ohne weiters deckende Möglichkeiten identifizierenden Beschreibens bestünden, sodaß dann ein und derselbe Ausdruck für verschiedene Sprecher und Hörer verschiedene Bedeutung bzw. einen verschiedenen Sinn hätte. Aber innerhalb gewisser Grenzen trifft dies sicherlich zu. Denn es ist nicht notwendig, daß Sprecher und Hörer beide dasselbe mit einem Eigennamen verbinden, wenn sie nur eine identifizierende Beschreibung gemeinsam damit verbinden. Searle behauptet deshalb: "Ich möchte beweisen, daß, wenn auch nicht die einzelnen identifizierenden Beschreibungen, so doch ihre Disjunktion mit dem Namen 'Aristoteles' analytisch verknüpft ist."[205]

Also:

$$(\exists x)((fx.gx.hx.\ldots(y)\ (fy \vee gy \vee hy \vee \ldots) \supset y = x))$$

Auf die Frage: 'Wer oder was ist Aristoteles?' muß zumindest eine identifizierende Beschreibung angegeben werden können. Eine "hinreichende Anzahl - welche genau bleibt offen -"[206] von identifizierenden Beschreibungen muß auf den Gegenstand zutreffen, soll er mit dem Namensträger identisch sein. Nicht die Konjunktion aller möglichen identifizierenden Beschreibungen oder beschreibenden Aussagesätzen ist mit dem Eigennamen analytisch verknüpft, sondern die identifizierenden Bechreibungen sind disjunktiv verknüpft, d.h. schon die Wahrheit, das Zutreffen einer identifizierenden Beschreibung erfüllt die Disjunktion im ganzen. Wenn allerdings nicht schon das Zutreffen einer einzigen identifizierenden Beschreibung,

sondern eine pluralische 'hinreichende Anzahl' das Identitätskriterium erfüllen soll, müßte die disjunktive Reihe zur Konjunktion essentieller und Konjunktion der Disjunktion akzidentieller identifizierender Beschreibungen (resp. Eigenschaften) modifiziert werden.
Verschiedene Sprecher verfügen (je nach Wissen, spatiotemporaler Position etc.) über bestimmte Teilbereiche dieser disjunktiven Reihe. Müssen sich diese überschneiden? Jemand, der von Aristoteles nur weiß, daß er der Gründer der peripatetischen Schule war, kann durchaus jemandem, der von ihm nur weiß, daß er der Lehrer Alexanders war, dies mitteilen. So scheint es jedenfalls. Woher aber wissen beide, daß sie über dieselbe Person sprechen? Sie können dies vielleicht aus Wahrscheinlichkeitsgründen annehmen oder vermuten, aber um es zu entscheiden, ob beide auf ein und dieselbe Person referieren, müssen sie über die gemeinsame Kenntnis zumindest einer individuierenden Tatsache betreffs Aristoteles verfügen. In diesem Sinn muß das Zutreffen der zumindest einen, die Disjunktion erfüllenden identifizierenden Beschreibung Gegenstand des kollektiven Wissens von Sprecher und Hörer sein. Anders liegt der Fall, wenn ein neuer Gegenstand in den Diskurs mittels eines Eigennamens eingeführt wird. Namen haben eine eigentümliche semantische Funktion, selbst wenn wir nur wissen, daß es sich bei dem betreffenden Ausdruck um einen Namen handelt, kann er sinnvoll uns gegenüber gebraucht werden, er kann verwandt werden, um uns etwas über etwas, worüber wir noch gar nichts wissen, mitzuteilen. Aber auch dann muß der Sprecher über die Kenntnis zumindest einer zutreffenden identifizierenden Beschreibung verfügen und er wird sie uns in der Regel, wenn er den Namen einführt, mitteilen.[207]
Der Umfang dieser disjunktiven Reihe ist nicht genau eingrenzbar.[208] Nur wenn keine einzige identifizierende Beschreibung angebbar ist, ist der Name für Searle definitiv sinnlos. Als Identitätskriterium formuliert lautet diese These: Nur wenn keine der identifizierenden Beschreibungen, die dem Namensträger zugeschrieben werden, auf einen fraglichen Gegenstand zutrifft, kann dieser

nicht mit dem Namensträger identisch sein.[209)]

Searle resümiert also seine Auffassung:

"Meine Antwort auf die Frage 'Haben Eigennamen einen Sinn?' sieht also folgendermaßen aus. Ist mit dieser Frage gemeint, ob Eigennamen verwendet werden, um Eigenschaften von Gegenständen zu beschreiben oder zu bestimmen, so lautet meine Antwort: 'Nein.' Ist mit ihr aber gemeint, ob Eigennamen mit den Eigenschaften eines Gegenstandes, auf den sie hinweisen, logisch verknüpft sind, so lautet die Antwort 'Ja, auf eine lockere Weise." 210)

Logiker wären sicherlich etwas indigniert über die behauptete 'lockere Art' logischer Verknüpfung, dieser Punkt wird uns noch zu beschäftigen haben.

Searle knüpft hier an den von Wittgenstein ins Spiel gebrachten Begriff des 'clusters' an, der im Zusammenhang mit dem Begriff der 'Familienähnlichkeit' zu sehen ist. Die Zahl der hinreichenden Beschreibungen ist nicht genau festgelegt, sondern in einem 'Büschel' von Kennzeichnungen lose zusammengefasst. Searle bezeichnet diese Auffassung als "eine Art Kompromiß" zwischen Frege und Mill.[211)] Mill habe recht, wenn er annähme, Eigennamen enthielten keine Beschreibungen einzelner Gegenstände und seien nicht definierbar; Frege aber akzentuiere zu recht die 'Art des Gegebenseins'.

Was ist nun der Grund dafür, daß Eigennamen nicht fest und eindeutig mit einer bestimmten Anzahl spezifischer identifizierender Beschreibungen verbunden sind? Nun sind die Kriterien für die Identität von Aristoteles ja nicht viel eindeutiger festgelegt - zumindest im umgangssprachlichen und nicht fachwissenschaftlichen Sprachgebrauch als die für den Gebrauch des Eigennamens 'Aristoteles', sondern abhängig vom Wissen der Sprecher und offen für die Eingliederung neuer Sachverhalte. Nach den Kriterien für die Anwendung des Namens 'Aristoteles' fragen, heißt in 'formaler Redeweise' nach dem fragen, wonach die Frage nach den Identitätskriterien für Aristoteles in 'inhaltlicher Redeweise' fragt. Würde eine feste Anzahl von Beschreibungen an einen Eigennamen analytisch geknüpft, würde der Name zu "einem bloßen logischen Äquivalent einer Reihe von Beschreibungen."[212)] Sie wären dann tatsächlich bloße Abkürzungen für spezifische Be-

schreibungen, mittels derer wir uns allein auf die Gegenstände beziehen könnten.[213] Dies stellt nicht nur eine enorme Komplizierung unseres Sprachgebrauchs dar, sondern würde auch den funktionellen Unterschied zwischen Hinweisen und Beschreiben, zwischen Referieren und Prädizieren eliminieren:

"Die einzigartige Bedeutung und der große praktische Vorteil der Eigennamen in unserer Sprache beruhen darauf, daß sie es uns ermöglichen, uns im Gespräch mit anderen auf Gegenstände zu beziehen, ohne uns darüber streiten und einigen zu müssen, welche deskriptiven Eigenschaften es genau sind, die die Identität des Gegenstandes konstituieren. Die Eigennamen funktionieren nicht als Beschreibungen, sondern als Nägel, an denen Beschreibungen aufgehängt werden. Die Ungenauigkeit der Kriterien für Eigennamen ist also notwendig, damit die hinweisende Funktion der Sprache von ihrer beschreibenden getrennt werden kann." 214)

Eigennamen dienen dazu, den Sprechakt der bestimmten singulären Referenz zu vollziehen, sie können aber niemals vollständig von der Prädikation getrennt werden, ohne das Referenz erst ermöglichende Prinzip der Identifikation zu verletzen.[215]

Mit dieser Beantwortung der Frage, ob Eigennamen einen Sinn haben, läßt sich für Searle auch erklären, wieso Eigennamen in Existenzsätzen vorkommen und wieso Identitätssätze Tatsacheninformationen vermitteln können. Eine Existenzaussage wie 'Aristoteles hat niemals existiert' läßt sich dann als eine Aussage reformulieren, die besagt, "daß eine hinreichende Anzahl - welche genau bleibt offen - der deskriptiven Stützen für 'Aristoteles' falsch ist."[216] Identitätsaussagen (Everest = Tschomolungma) besagen, "daß die deskriptiven Stützen beider Namen denselben Gegenstand betreffen."[217] Ob eine derartige Aussage analytisch ist oder synthetisch, hängt dann davon ab, ob "für den, der den Satz behauptet" die deskriptiven Stützen "des einen Namens in den des anderen enthalten sind."[218]

Welche Konsequenzen hat nun die Searlesche Theorie der Eigennamen? Die Gründe für die Notwendigkeit von Eigennamen, die Searle anführt, um zu erläutern, warum angesichts des von ihm behaupteten Sachverhalts, daß Eigennamen nur

kraft ihres deskriptiven Sinns, kraft ihrer analytischen Verknüpfung mit identifizierender Beschreibung referieren, überhaupt noch Eigennamen notwendig sind, sind eher pragmatischer als logisch-semantischer Art. Und Searles Auffassungen bieten keine echte argumentative Handhabe gegen eine Interpretation, die darin resultiert, daß eine adäquate Rekonstruktion der logisch-semantischen Struktur natürlicher Sprachen auf Eigennamen verzichten könne. Solche Positionen wurden von Sprachanalytikern wie W.O.Quine vertreten.[219] Auch Searles Referenztheorie könnte, würde sie nur strikte beim Wort genommen, ohne sich um Searles gegenteilige Beteuerungen zu kümmern, in diesem Sinne interpretiert werden. Eigennamen sind singuläre Termini,[220] also Ausdrücke, die dazu verwendet werden, um auf Einzeldinge zu referieren, par excellence. Auf Einzeldinge können wir Searles Referenztheorie zufolge nur dann mittels hinweisender Ausdrücke (Eigennamen, bestimmte Beschreibungen) referieren, wenn wir eine identifizierende Beschreibung des intendierten Referenzobjektes geben können. Hinweisende Ausdrücke, singuläre Termini bezeichnen deshalb Searle zufolge nur qua identifizierende Beschreibung. Der Eigenname 'Aristoteles' bezeichnet also nur kraft einer möglichen identifizierenden Beschreibung bspw.: 'der Verfasser der'Metaphysik''. Könnten Eigennamen nicht dann, wenn Searles Theorie zutrifft, ebenso gut eliminiert werden, wären sie nicht logisch und semantisch überflüssig?
Nun aber hatte Searle es abgelehnt, den Namen als bloßes logisches Äquivalent einer Reihe von Beschreibungen zu erachten. Die Kriterien für den Gebrauch von Eigennamen, die entsprechenden identifizierenden Beschreibungen, sind nicht starr und völlig festgelegt. Der Gebrauch von Eigennamen hat den großen praktischen Vorteil, daß wir uns nicht in jedem Fall einigen müssen, welche Beschreibungen insgesamt wir mit dem entsprechenden Objekt verknüpfen.[221] Eine Referenz auf ein Einzelding allein mittels bestimmter bzw. indentifizierender Beschreibungen wäre für Searle zwar logisch denkbar,[222] aber unendlich umständlich.

Aber diese Begründung mit dem Hinweis auf praktische Schwierigkeiten provoziert sofort einen Einwand: Wenn Eigennamen nur eine praktische Bedeutung haben, heißt das nicht, daß sie logisch-semantisch irrelevant sind, und folgt dies nicht aus dem Identifikationsprinzip? Müssen wir nach dieser Auffassung nicht sagen, daß die unter der Oberfläche der Sprache verborgene logische Grundstruktur keine Eigennamen aufweist? Searle behauptet allerdings auch eine sprachlogische Notwendigkeit von Eigennamen. Gäbe es keine Eigennamen, so könnten wir, Searle zufolge, die hinweisenden, referierenden Funktionen der Sprache niemals von ihren prädizierenden trennen, was selbst dem Identifikationsprinzip widersprechen würde.[223] Aber abgesehen davon, daß dies eine bloße Behauptung ist, eine andere Frage ist es, ob - gegen diese Beteuerung - nicht aus dem Identifikationsprinzip in seiner Searleschen Form folgt, daß Eigennamen logisch irrelevant sind, weil sie logische Derivate von identifizierenden Beschreibungen sind. Ja die Frage läßt sich sogar noch radikaler formulieren: Searle hatte als eine Konsequenz des Identifikationsprinzips und seiner Referenztheorie die These formuliert, daß jedem Begriff eines partikularen Gegenstandes ein wahrer singulärer Existenzsatz zugrunde liege:[224] "Die Möglichkeit, dem Identifikationsprinzip durch eine Identifikation nichtexistentieller Form zu genügen - z.B. 'der Mann, der das und das' - hängt ab von der Wahrheit eines Existenzsatzes von der Form 'Es gibt einen und nur einen Mann, der das und das'."[225] Oder formal:

$$(\exists x)\ (\varphi x \cdot (y)(\varphi y \supset (y = x)))$$

Nehmen wir diesen Satz ernst, so heißt das, nicht nur Eigennamen können prinzipiell eliminiert werden bzw. treten in einer adäquaten Rekonstruktion der Logik unserer Sprache nicht auf, sondern alle singulären Terme überhaupt könnten, bis auf existenzquantifizierte Variablen, eliminiert werden. Searle behauptet selbst, daß die Referenz von "keinerlei logischem Interesse" sei[226] und daß dies die wirkliche Entdeckung sei, die der Theorie der Beschreibungen zugrunde liege,[227] behauptet aber auch andererseits, daß dies nicht bedeute, daß alle singulären Terme

eliminierbar seien, aber dies ist wiederum eine bloße Beteuerung.

Solange die Beziehungen, die zwischen singulären Termen und identifizierenden Beschreibungen (ihrem 'Sinn' nach Searle) für Searle in den logisch semantischen Kategorien der 'Analytizität' bzw. der 'Folgerung' explizierbar sind, also logisch-semantische Relationen sind und solange die Notwendigkeit von Eigennamen nicht auf dieser selben Ebene begründet wird, sondern auf der pragmatischen Ebene der Praktikabilität im alltäglichen Sprachgebrauch, solange ist die obige Konsequenz der Eliminierbarkeit der singulären Termini für die Searlesche Referenztheorie unvermeidlich.

Quine hat solch eine Reduktion von singulären Termini auf Beschreibungen in Erwägung gezogen,[228] wobei die Kategorie des Eigennamens als semantisch der der generellen Termini untergeordnet und von ihr abgeleitet erscheint.[229] Singuläre Termini werden nach Russellscher Manier zerlegt in Satzfunktionen, 'Pegasus existiert' wird zu '$(\exists x)$(x ist Pegasus)'. '... ist Pegasus' ist kein singulärer Terminus wie 'Pegasus', sondern ein genereller. Die logische Analyse formuliert also singuläre Termini als prädikativ gebrauchten generellen Termini um, sie läßt sich als eine Radikalisierung der Russellschen Theorie der Beschreibungen verstehen. (Russell hatte ja Eigennamen als abgekürzte Beschreibungen verstanden). Existenzquantifizierte Variablen bleiben für Quine als einzige singuläre Termini übrig.[230] Definitionen schlagen dann die Brücke von einer 'kanonischen Notation', in der gewöhnliche singuläre Termini nicht mehr auftreten, zu einer Notation, die mit singulären Termini operiert: "'Socrates' as a singular term can be defined as '(ιx)(x is Socrates)' on the basis of 'Socrates' as general term."[231]

Ein einfacher Einwand gegen ein solches Unterfangen liegt jedoch nahe. Für Quine sind existenzquantifizierte Variablen die einzig verbleibenden singulären Termini. Welchen Sinn sollen wir jedoch mit den Zeichen 'x', 'y', 'z' etc., d.h. mit den Variablen verbinden, für die wir

keine anderen Zeichen mehr substituieren können? Quine muß sich fragen lassen, ob der Symbolismus, den er gebraucht und der mit quantifizierten Variablen operiert, nicht schon die Existenz substituierbarer Individuenkonstanten voraussetzt?[232)]

Strawson hat ernsthafter als Searle die Konsequenzen des Identifikationsprinzips bis hin zu dem Punkt, an dem die Elimination singulärer Termini unumgehbar erscheint, verfolgt. Im Hinblick auf die als referenztheoretisch notwendig behauptete Verknüpfung von singulären Termini und identifizierenden Beschreibungen differenziert er zwischen den Bedingungen der prinzipiellen Möglichkeit des referentiellen Bezugs auf partikulare Gegenstände und den Bedingungen des referentiellen Bezugs in jeweils bestimmten Fällen.[233)] Während er das Identifikationsprinzip in seiner oben ausgeführten Form, die allein von Searle adaptiert wird, als für den letzteren Fall ausreichend erachtet, stellt sich das Problem der Eliminierbarkeit singulärer Termini auf jener ersten Ebene, wobei sowohl Quines Programm als auch obige Kritik an ihm berechtigt erscheint.

Strawson versucht deshalb eine Theorie der allgemeinen Möglichkeit des referentiellen Bezugs auf partikulare Gegenstände zu entwickeln. Die Aussagen, die für diesen Zweck die analoge Funktion haben, wie die dem Searleschen Identifikationsprinzip Genüge leistenden Sätze, die eine identifizierende Beschreibung enthalten, die also die Basis für die 'Einführung' von Einzeldingen, für den referentiellen Bezug auf Einzeldinge überhaupt bilden, dürfen selbst weder einen Bezug auf andere Einzeldinge noch auf Universalien enthalten, die Einzeldinge unter sich enthalten (Sortale und charakterisierende Universalien). Solche Aussagen findet Strawson in denen, für die er den Begriff der 'Grundzug-lokalisierenden Feststellungen' prägt, weil sie 'Grundzug-Universalien' lokalisieren.[234)] Solche Aussagen sind bspw.:

Es regnet jetzt.
Schnee fällt.
Hier ist Kohle.

Hier ist Gold.

Hier ist Wasser.

Der begriffliche Übergang wird dann für Strawson durch Unterscheidungskriterien hergestellt.[235)]

Strawson wollte mit diesen - hier nur kurz skizzierten - Auffassungen die aporetischen Konsequenzen des Identifikationsprinzips, die durch seine Kompatibilität mit dem Programm einer Reduktion singulärer Termini zutage traten, unterlaufen. Strawsons Auffassungen lassen sich zwar mit Quines Programm vergleichen, doch kennzeichnet sie weniger der Anspruch der Elimination singulärer Termini, als die Suche nach einem sprachlogischen Fundament ihrer Einführung. Searle hingegen denkt die Konsequenzen seiner Referenztheorie nicht zuende, sondern sträubt sich gegen sie mit - Beteuerungen.

Noch ein weiterer Problemstrang an Konsequenzen der Searleschen Auffassungen muß angeführt werden. Searle hatte behauptet, daß mit Eigennamen Beschreibungen analytisch verbunden seien, aus ihnen sich folgern lassen. 'Analytizität' und 'Folgerung' sind Kategorien einer logischen Semantik, für die vielfältige Explikationsversuche unternommen worden sind.[236)] In dem methodischen Abschnitt (Teil I, Kap.1) seines Buches 'Sprechakte' hatte Searle sich bereits mit Quines Auffassung auseinandergesetzt, daß die Trennung von analytischen und synthetischen Sätzen ein unbegründetes Dogma des Empirismus darstelle, und darauf hingewiesen, daß wir ja immer schon einen intuitiven Begriff von Analytizität besitzen und in Anspruch nehmen, wenn wir darüber diskutieren, wie dasjenige zu exemplifizieren wäre, was er unter impliziter Regelkenntnis eines Sprechers verstanden wissen wollte. Searle begnügte sich in seiner Entgegnung auf Quine mit diesem intuitiven Begriff von Analytizität und selbst an dem Punkt, wo er in seine eigene Theorie hineinspielt, dort wo er ihn nämlich zur Charakterisierung der Beziehung zwischen Eigennamen und dem ihren Sinn darstellenden 'Cluster' von Beschreibungen heranzieht, präzisiert er ihn nicht weiter. Auch der korrelative Begriff der Folgerung bleibt undiskutiert. Ist Äquivalenz oder L-Äquivalenz gemeint oder eine andere logische Beziehung? Denn

als logische Beziehung wird ja die Beziehung zwischen Eigennamen und Beschreibungen behauptet, obwohl der von Searle verwandte Begriff der Analytizität kein logischer ist, sondern eben ein - intuitiver. Wir müssen diese Ungenauigkeit der Searleschen Theorie konstatieren.
Intuitiv, und auch in der philosophischen Tradition weitgehend übereinstimmend vorausgesetzt, läßt sich der Begriff der Analytizität - ohne ihn hier weiter entfalten zu können - im Hinblick auf eine epistemische, unser Wissen betreffende und eine modale Dimension charakterisieren. Wenn ein Satz analytisch ist, d.h. wie die übliche und noch am wenigsten besagende Explikation lautet, aufgrund der Bedeutung der in ihm vorkommenden Ausdrücke wahr ist,[237] heißt dies, wir können a priori wissen, daß er wahr ist (weil wir die Bedeutung der in ihm vorkommenden Ausdrücke kennen) und er ist notwendig wahr (sofern wir nicht die Bedeutung der in ihm vorkommenden Ausdrücke revozieren wollen[238]). Auf Searles These bezogen, daß Eigennamen analytisch mit bestimmten Beschreibungen verknüpft sind, heißt dies:
(a) Wenn ein Referenzobjekt eines Eigennamens existiert, so wissen wir a priori, daß ein bestimmtes 'cluster' von Beschreibungen auf ein und nur ein Objekt zutrifft und umgekehrt.
(b) Wenn ein Referenzobjekt eines Eigennamens existiert, dann erfüllt es notwendig die in dem 'cluster' enthaltenen Beschreibungen, hat es die und die notwendigen Eigenschaften.
Auf einige Konsequenzen dieses letzten Punktes möchte ich im folgenden eingehen.
Im Hinblick auf die Substitutivität extensionsgleicher Ausdrücke salva veritate zählen modale Kontexte zu den, wie Quine sie bezeichnet,[239] 'opaken Kontexten'. Ähnlich wie im Fall von Glaubenssätzen, Zitaten und indirekten Kontexten ist das Leibnizsche Gesetz auf modale Kontexte nicht anwendbar. Betrachten wir Quines Beispiel:
(1) 9 ist notwendig größer als 7.
(2) Die Anzahl der Planeten = 9.
Nach dem Identitätssatz (2) können wir folgende Substitu-

tion vornehmen, erhalten aber die Falschheit (3):

(3) Die Anzahl der Planeten ist notwendig größer als sieben.

Weil eine Substitution salva veritate in opaken Kontexten nicht prinzipiell möglich ist, hat auch die Existenzgeneralisierung

(4) $(\exists x)$(x ist notwendig größer als sieben)

keinen klaren Sinn.[240] Welches Objekt ist notwendig größer als sieben? (die Anzahl der Planeten, die Zahl 9 usf.) Welche Einsetzungen können wir für 'x' vornehmen? Quantifikation sowie Substitution in dem referentiell opaken Kontext der Modalität ist nicht möglich, so Quine, weil Notwendigkeit bzw. Möglichkeit nicht als Modalität de re dem Objekt zugerechnet werden kann, sondern von der Art und Weise, wie wir auf dieses referieren abhängt.[241] Die Probleme einer Quantifikation in referentiell opaken Kontexten läßt die Möglichkeit einer quantifizierten modalen Logik fraglich erscheinen.[242] Die Frage, ob eine Quantifikation in modalen Kontexten, also ob $(\exists x)(\Box Fx)$ möglich ist, stellt einen zentralen aktuellen Diskussionsstrang der semantischen Theorie dar.[243] Wie ist nun Searles Behauptung, daß mit einem Eigennamen analytisch, d.h. notwendig eine Disjunktion von Beschreibungen verbunden sei, unter modallogischem Aspekt zu bewerten? Wie hätte Searle den Satz 'Aristoteles existiert.'[244] zu analysieren:

(a) $(\exists x)(\Box(Fx \vee Gx \vee Hx...))$

oder

(b) $\Box(\exists x)(Fx \vee Gx \vee Hx...)$

Während (b) besagt, daß es notwendig etwas gibt, das die und die Eigenschaften hat, besagt (a), daß es etwas gibt, das notwendig die und die Eigenschaften hat. Da Searle aber nicht behauptet, daß Aristoteles notwendig existiert, sondern daß, wenn etwas existiert, das Aristoteles ist, es notwendig die und die Eigenschaften hat (also etwa der Verfasser der 'Metaphysik' ist), ist (a) die adäquate Formulierung. Searles Prinzip der Identifikation führt also direkt zu einer Quantifikation in modale Kontexte und damit zu den Problemen einer quantifizierten

Modallogik. Searle hat sich auf diese Konsequenzen bewußt nicht eingelassen. [245]

R.Carnap[246] und A.Church[247] haben versucht, eine quantifizierte Modallogik gegen das Fehlschlagen des Substitutionsprinzips in modalen Kontexten dadurch abzusichern, daß sie den Wertbereich der quantifizierten Variablen auf intensionale Objekte (wie Freges 'Sinn' und Carnaps und Churchs 'Individualbegriffe') beschränkten. Quine ist jedoch nicht der Auffassung, daß mit beiden modallogischen Systemen seine Kritikpunkte hinfällig geworden wären.[248] Denn da sich das Problem der Quantifikation in modale Kontexte überhaupt nur stellt, wenn Extensionen als Wertbereiche zugrundegelegt werden, habe Carnap das Problem zurückgewiesen, statt es zu lösen.[249]

Das gegenwärtig am weitesten akzeptierte modallogische System ist das modelltheoretisch aufgebaute von S.Kripke.[250] Kripkes Logik 'möglicher Welten' scheint ein essentialistischen Voraussetzungen gegenüber neutrales modallogisches System zu sein, für dessen Aufbau allein entscheidend ist, welche Dinge in jeder möglichen Welt existieren und welche Prädikate in einer jeden möglichen Welt erfüllt sind; und in der essentialistische Thesen selbst sich sinnvoll formulieren lassen. Damit scheint Quines Kritik an einer quantifizierten Modallogik hinfällig geworden zu sein. Vermag die Logik möglicher Welten auch den Begriff der Notwendigkeit präziser zu fassen, ein intuitives Vorverständnis modaler Ausdrücke muß sie, schon im Hinblick auf die Rede von möglichen Welten, schon voraussetzen.

Wäre Quines Verdikt einer quantifizierten Modallogik im Recht, ließe sich Searles Position logisch-semantisch gar nicht sinnvoll formulieren. Kripke kann dagegen Searles Auffassungen im Hinblick auf seine Logik möglicher Welten diskutieren. Paradoxerweise hat sich Kripke aber als der entschiedenste Kritiker des Searleschen Identifikationsprinzips hervorgetan. Seine Auffassungen über Bedeutung und Notwendigkeit, speziell über die Referenz von Eigennamen werden z.T. zur paradigmatischen Alternative zur Frege/Strawson/Searleschen Tradition

der sprachanalytischen Philosophie stilisiert.[251] Auf Kripkes Thesen und seine Kritik an Searle soll im folgenden eingegangen werden.[252]

5.2 S.Kripkes Kritik an Searles Theorie der Referenz

Kripke reformuliert die Theorie, die seiner Meinung nach der Position Strawsons und Searles zugrunde liegt, in fünf Thesen (A ist der Sprecher):

"(1) To every name or designating expression 'X', there corresponds a cluster of properties, namely the family of properties φ such that A believes 'φX'.

(2) One of the properties, or some conjointly, are believed by A to pick out some individual uniquely.

(3) If most, or a weighted most, of the φ's are satisfied by one unique object y, the y is the referent of 'X'."[253]

Kripke hält eine Gewichtung der Relevanz der Eigenschaften φ für erforderlich. Für diese Eigenschaften gebraucht er das Bild einer beschließenden Korporation mit Mitgliedern mit abgestuften Stimmrecht.

"(4) If the vote yields no unique object, 'X' does not refer."[254]

Die zu kritisierende Theorie behauptet die analytische Verknüpfung von Eigennamen und Beschreibungen. 'Analytisch' definiert Kripke folgendermaßen: "Let's just make it a matter of stipulation that an analytic statement is in some sense true by virtue of its meaning and true in all possible world by virtue of its meaning."[255] Analytische Sätze sind deshalb für Kripke notwendig bzw. falsch und Sätze a priori.[256] Es wird sich im folgenden als wichtig herausstellen, daß Kripke im Gegensatz zur philosophischen Tradition die Begriffe der Apriorität und der Notwendigkeit strikte voneinander trennt.[257]

Im Hinblick auf die zu kritisierende Theorie Searles formuliert Kripke deshalb folgende zwei Thesen:

"(5) The statement, 'If X exists, then X has most of the φ's' is known a priori by the speaker.

(6) The statement, 'If X exists, then X has most of the φ's', expresses a necessary truth (in the idiolect of the speaker)."[259]

Die Thesen (1) - (3) stellen zwar eine sehr allgemeine und auf Prädikationen zugeschnittene, aber doch Searle

nicht verfälschende Reformulierung seiner Position dar. (4) geht aus (3) hervor. (5) findet sich in dieser Form nicht bei Searle. (6) läßt sich mit Searle belegen.[260] An Thesen (5) und (6) zeigt sich für Kripke der Unterschied zwischen einer Interpretation des Identifikationsprinzips als referenztheoretischer und als bedeutungstheoretischer (bezogen auf den 'Sinn' = Bedeutung von Eigennamen) These. (6) kann im Sinne einer Bedeutungstheorie interpretiert werden: 'X existiert' bedeutet: 'Eine hinreichende Anzahl der Eigenschaften sind erfüllt. Ob referenztheoretisch oder bedeutungstheoretisch interpretiert, in beiden Fällen weiß der Sprecher a priori, daß wenn hinreichend genug Eigenschaften φ erfüllt sind, X existiert. Aber nur im Falle einer Interpretation des Identifikationsprinzips im Sinne einer Bedeutungstheorie wäre es auch eine notwendige Wahrheit, daß wenn hinreichend genug Eigenschaften φ erfüllt sind, X existiert.[261] These (6) kann auch so formuliert werden: 'X hat die und die notwendigen Eigenschaften.

Kommen wir nun zu Kripkes Kritik. Zunächst ist These (1) für ihn trivialerweise wahr, da eine bloße Definition.[262] These (2) besagt, daß eine oder mehrere Eigenschaften des Gegenstandes diesen als singulären spezifizieren, ihn in seiner Individuation aussondern ('single out'). Searle hatte ja behauptet, daß der Sprecher über die Kenntnis einer den Gegenstand betreffenden individuierenden Tatsache verfügen müsse, um ihn identifizierend beschreiben zu können. Zunächst, so sagt Kripke, erscheint diese These plausibel. Wie anders könnte sonst die Frage beantwortet werden, welcher Gegenstand gemeint ist, auf welchen Gegenstand ein Ausdruck referiert. Aber, so fragt Kripke, ist es überhaupt notwendig, daß prinzipiell die Singularität des Referenzobjektes spezifizierbar sein muß?[263] Ich kann zwar z.B. Cicero mittels der Beschreibung 'der Mann, der Catilina anklagte' identifizieren. Tatsächlich kann ich aber ebenso korrekt von Cicero sprechen als einem berühmten römischen Redner, als einem bedeutenden philosophischen Autoren, Politiker etc. ohne über ein individuierendes Tatsachenwissen

in bezug auf Cicero zu verfügen. In diesem Fall kann ich allenfalls einige unbestimmte Beschreibungen dazu gebrauchen, den Gegenstand, auf den ich zu referieren intendiere, näher zu beschreiben, kann ihn aber nicht identifizieren im Sinne Searles. Wäre es denkbar, daß ich auf die Frage: Wer oder was ist Cicero? noch nicht einmal mit unbestimmten Beschreibungen antworten könnte und dennoch die Referenz erfolgreich vollzogen werden könnte? Kripke diskutiert eine schwächere Form des Identifikationsprinzips, die darin bestände, Eigennamen nicht mit identifizierenden Beschreibungen, sondern mit unbestimmten Beschreibungen, Sortalen etc. in analytischen Zusammenhang zu bringen, nicht. These (2) ist für Kripke mit dem 'Cicero-Beispiel' widerlegt.[264] Denn für ihn ist es offensichtlich, daß Referenz auf ein Einzelding nicht nur dann erfolgreich sein kann, wenn dieses prinzipiell durch den Sprecher identifizierend beschrieben werden kann.[265]

Aber abgesehen davon, daß Kripke eine derartige schwächere Form des Identifikationsprinzips nicht diskutiert, was ließe sich von Searles Position aus gegen Kripkes Kritik erwidern? Offensichtlich hängt die Berechtigung dieser Kritik davon ab, wie wörtlich wir die Rede von der erfolgreichen 'singulären bestimmten Referenz'[266] nehmen. Machen wir den Erfolg eines Referenzaktes auf ein Einzelding davon abhängig, daß der Hörer in die Lage versetzt werden kann, dieses als singuläres zu identifizieren, was notwendig ist dafür, daß der Hörer die Äußerung (etwa in Hinsicht auf ihren Wahrheitswert) beurteilen kann, dann wäre Kripkes Kritik sozusagen terminologisch unterlaufen. Wir können sicherlich nicht leugnen, daß die Situation, die Kripke skizziert, einen Fall referierenden Sprachgebrauchs darstellt, aber einen Fall, in dem die Möglichkeit von Mißverständnissen schon systematisch vorprogrammiert wäre, Mißverständnisse selbst von einem gewissen Punkt an nicht mehr zu beheben wären. Darin besteht aber gerade der Sinn des Identifikationsprinzips als Formulierung der notwendigen Bedingungen für den erfolgreichen, d.i. nicht mißverständlichen Vollzug von

singulären bestimmten Referenzakten, daß es die Möglichkeit aufzeigen will, wie und daß Mißverständnisse darüber, worauf referiert wird, prinzipiell auf dem Wege der Verständigung behoben werden können.
Aus einer Falschheit von These (2) würde nicht ohne weiters die Falschheit von These (3) folgen. Obwohl Kripke dieser Auffassung ist,[267] versucht er These (3) gesondert zu widerlegen. Angenommen, die in (3) genannten Eigenschaften φ werden von einem einzigen Objekt erfüllt, ist dieses Objekt das Referenzobjekt des Ausdrucks 'X'? Kripke bringt widerum ein Gegenbeispiel:[268] Angenommen, ein Sprecher referiert auf Gödel als 'den Mann, der die Unvollständigkeit der Mathematik bewies'. Angenommen ferner, Gödel hätte ein den entsprechenden Beweis enthaltendes Manuskript eines gewissen Schmidt als sein eigenes ausgegeben, würde der Sprecher dann - nach der zu kritisierenden These - mit dem Ausdruck 'Gödel' auf Schmidt referieren, wäre Schmidt nicht das Referenzobjekt, weil es das einzige Objekt wäre, das die spezifizierende Eigenschaft besitzt? Offensichtlich, so Kripke, sei dies aber einfach falsch, denn der Sprecher referiert mit 'Gödel' auf Gödel und nicht auf Schmidt.
Zwei Einwände liegen hier nahe. Zunächst war in (3) von einer oder mehreren Eigenschaften die Rede; während Kripke (3) nur im Hinblick auf das Zutreffen einer einzigen identifizierenden Beschreibung diskutiert. Korrekterweise müßte es heißen: Wenn das 'cluster' von Beschreibungen nicht auf Gödel zutrifft, sondern auf Schmidt, dann wäre Schmidt das Referenzobjekt von 'Gödel'. Wir müßten in diesem Fall unterstellen, daß die genannte identifizierende Beschreibung die einzige ist, die der Sprecher geben könnte. Wenn aber der Sprecher mit 'Gödel' allein auf den Mann referiert, der die Unvollständigkeit der Mathematik bewies, können wir dann ohne weiters sagen - was Kripke als plausibel unterstellt - daß wenn Gödel nicht die Unvollständigkeit der Mathematik bewies, der Sprecher doch auf den Gödel, der nicht die Unvollständigkeit der Mathematik bewies, referierte? (Können wir vielleicht nicht sagen, daß der Sprecher auf den, der

die Unvollständigkeit der Mathematik bewies, mit einem unzutreffenden Namen referierte?) Denn dies ist die Voraussetzung dafür, um, wie Kripke zu schließen, daß die Theorie uns verpflichtet, anzunehmen, daß der Name in diesem Fall auf ein anderes Objekt referiert als er tatsächlich referiert. Sind wir tatsächlich dazu verpflichtet? Oder verfügt der Sprecher nicht bloß über einen anderen, unzutreffenden Namen, für das Objekt, auf das die identifizierende Beschreibung zutrifft? Kripke unterschlägt, daß für Searle nicht ein Ausdruck auf etwas referiert, sondern der Sprecher, indem er einen Ausdruck referierend gebraucht.

Nimmt man Searles Äußerungen über die Sprecherintention und ihre Abhängigkeit vom Prinzip der Identifikation hinzu, so sind wir m.E. eher zu letzterem Schluß verpflichtet. Wenn alle Beschreibungen, die der Sprecher mit dem Namen 'Gödel' verknüpft, auf Schmidt zutreffen, dann könnten wir sagen, daß der Sprecher mit 'Gödel' auf Schmidt referiert, aber dies ist kein Einwand, denn wir könnten sagen, für den Sprecher sei 'Gödel' der (allerdings unzutreffende) Name für Schmidt, der Gödel, den der Sprecher meint, und Schmidt sind identisch. Dies ist genau genommen die Konsequenz dieser Position, nicht die von Kripke formulierte. Ob diese Position mit gutem Grund vertretbar ist, ist eine andere Frage, auf die wir zurückkommen werden. Wir müssen aber in diesem Fall noch folgende Differenzierung treffen. Wir wissen, daß es einen Mann gibt namens 'Gödel', den wir durch andere Beschreibungen identifizieren können und der jemand anderes ist als Schmidt. Daher die Plausibilität von Kripkes Argument. Wir können aber auch sagen, wir wissen, daß der, der die Unvollständigkeit der Mathematik bewies, nicht Gödel hieß, der Sprecher aber weiß nicht, daß der, den er meinte, Schmidt hieß und nicht Gödel. Statt zu sagen, er hätte falsche Annahmen bezüglich einer bestimmten Person und deshalb zwänge uns die Theorie zu der Annahme, er referiere auf jemand anderes als auf den, auf den er mit einem Eigennamen zu referieren intendiere, können wir auch sagen, er referiert auf den, auf den er refe-

riert, indem er unter Umständen die und die identifizierende Beschreibung geben würde, mit einem falschen Namen. Das vorgebrachte Argument ist also gar kein Einwand, Searles Theorie zwingt uns zu keiner anderen Annahme als der, der Sprecher referiere mit einem anderen Namen auf das Objekt, auf das die identifizierenden Beschreibungen zutreffen. Wir, die wir klüger sind als der Sprecher, würden diesen Gebrauch des Eigennamens sicherlich korrigieren.

Aber wir können noch einen Schritt weiter gehen. Die Beschreibung 'der Mann, der 'Gödel' genannt wird' kann ja selbst als notwendige, allerdings nicht hinreichende Bedingung zu dem 'Cluster' gehören.[269] In diesem Fall wäre Kripkes Argument nicht nur kein Einwand gegen Searles Theorie, sondern diese zwänge uns auch nicht ohne weiteres dazu, zu sagen, der Sprecher referiere mit 'Gödel' auf Schmidt. Und in diesem Sinn, daß diese Beschreibung nicht zutrifft, können wir auch den obigen Referenzakt als nicht erfolgreich bezeichnen.

Aber abgesehen von diesem Lösungsvorschlag offenbart sich hier doch eine Lücke in der Searleschen Referenztheorie, weil nun plötzlich eine Differenz bestehen kann zwischen dem, wovon wir sagen würden, worauf der Ausdruck (hier der Eigenname) referiert und worauf der Sprecher referiert. Um diesen Punkt zu klären, müssen wir offensichtlich die Funktion dieser ominösen Instanz des 'Wir' klären. Wir wissen, daß die identifizierende Beschreibung nicht auf eine Person zutrifft, die Gödel heißt, wie der Sprecher glaubt, es annimmt. Unsere Annahmen sind per se als die zutreffenden bestimmt, weswegen wir das, was unsere Annahmen besagen, wissen, während der Sprecher das, was die seinigen besagen, nur glaubt, wir sind mit unserem Wissen immer auf der Höhe der Zeit. Deshalb können wir sagen, der Ausdruck selbst referiere auf das und das unabhängig von einer bestimmten Sprecherintention. Wir können sagen: Selbstverständlich referiert 'Gödel' auf Gödel und nicht auf Schmidt - und das ist so auch plausibel und richtig - aber können wir auch mit der gleichen Selbstverständlichkeit sagen, daß der Sprecher mit 'Gödel' auf Gödel referiert, denn er referiert auf Gödel

als denjenigen, der die Unvollständigkeit der Mathematik bewies und deshalb ist es nicht ohne weiteres zu entscheiden, ob, wenn der Eigenname und die Beschreibung auf zwei verschiedene Personen zutreffen und nicht auf eine einzige, wie der Sprecher unterstellt, er nun auf diese oder die andere Person referiert. Dies hängt unter Umständen davon ab, was er sagen will. Die Plausibilität von Kripkes Argument rührt daher, daß wir sagen können: 'Gödel' referiert auf Gödel, aber das besagt nichts darüber, ob wir die Referenz des Eigennamens nicht ebenfalls mit einem (korrigierten) 'cluster' von Beschreibungen festlegen.

Dies ist aber eine erste Unklarheit der Searleschen Theorie. Sie gibt kein Entscheidungskriterium für folgenden allgemeinen und obigem Beispiel zugrunde liegenden Fall: Angenommen ein 'cluster' von Beschreibungen, das ein Sprecher mit einem Eigennamen 'N' verknüpft, verteilt sich auf zwei Mengen von identifizierenden Beschreibungen, von denen die eine M_{i_1} auf eine Person P_1 und die andere M_{i_2} auf eine andere Person P_2 zutrifft, aber keine auf beide. Wann sollen wir dann sagen, wenn ein Sprecher M_{i_1} und M_{i_2} als auf eine Person zutreffend unterstellt, referiert er auf P_1 und wann auf P_2? Wann sind, wenn er 'N' gebraucht, die Annahmen von M_{i_1} zutreffende Annahmen über P_1 und falsche Annahmen über P_2 und wann umgekehrt?

Wir können aber auch - gegen Kripke - nicht einfach sagen, nicht in jedem Fall, daß diese Frage durch das Zutreffen der Beschreibung 'namens N' entschieden wird. Wir können zwar sagen, daß wir den Fall so entscheiden würden; daß 'N' auf N referiert, d.h. auf P_1 oder P_2, je nachdem, auf welche Person nun die Beschreibung 'namens N' zutrifft, aber wir können nicht ohne weiters sagen, daß der Sprecher auf diese Person N aus $\{ P_1, P_2 \}$ referiert, weil er P_1 und P_2 als identisch unterstellt.

Diese mangelhafte Unterscheidung zwischen kollektiver Referenz und individueller, zwischen dem, worauf ein Ausdruck referiert und dem, worauf ein Sprecher referiert führt auf eine weitere Unklarheit. Kripke erwägt als Einwand gegen seine Kritik, daß die identifizierende Be-

schreibung 'der Mann, der die Unvollständigkeit der Mathematik bewies' modifiziert werden könne zu der Beschreibung 'der Mann, dem gewöhnlich der Beweis der Unvollständigkeit der Mathematik zugeschrieben wird'.[270] Läßt sich (3) also verteidigen nicht durch einen Rekurs auf Tatsachen (in Bezug auf von einem Referenzobjekt X zu erfüllende Eigenschaften φ) sondern auf kollektive Annahmen einer Sprechergemeinschaft (in Bezug auf diese Eigenschaften φ)? Kripke hält dem entgegen, daß eine solche Modifikation der These den selben Gegenbeispielen sich ausgesetzt sähe wie zuvor. Angenommen der Sprecher verbände mit dem Namen 'Gödel' die Beschreibung 'der Mann, von dem die meisten Leute denken, daß er die Unvollständigkeit der Mathematik bewiesen hat'. Nun wäre, im Falle, daß die meisten Leute tatsächlich der Auffassung wären, ein anderer als Gödel, sagen wir Schmidt, habe diesen Beweis erbracht, der Sprecher in der gleichen Situation. Die die in der Beschreibung zum Ausdruck gebrachte Bedingung erfüllende Person, wäre Schmidt und nicht Gödel und Schmidt daher das Referenzobjekt des Namens 'Gödel'. Kripke operiert hier allerdings wiederum mit dem gleichen Argument: einer epistemischen Differenz zwischen der angesprochenen Sprechergemeinschaft und einem unbestimmten 'wir', das das avancierteste Wissen repräsentiert und zugleich die korrekte Referenz des Ausdrucks.

Schwerer noch wiegt für Kripke folgender Zirkularitätsvorwurf:

"All of us in the community are trying to determine the reference by saying 'Gödel is to be the man to whom the incompleteness of arithmetic is commonly attributed.' None of us will get started with any attribution unless there is some independent criterion for the reference of the name other than 'the man to whom the incompleteness of arithmetic is commonly attributed.' Otherwise all we will be saying is, 'We attribute this achievement to the man to whom we attribute it', without saying who that man is, without giving any independent criterion of the reference, and so the determination will be circular." 271)

Wir können uns zwar auf Referenzakte anderer Sprecher berufen - wie Kripke in Auseinandersetzung mit Strawson[272] zugesteht -aber auf diese Möglichkeit kann kei-

ne Theorie der Referenz gegründet werden, ohne zirkulär zu werden.[273] Würde eine solcherart über etwa eine Kette von Referenzakten vermittelte Referenz zum Prinzip erhoben, es bliebe unklar, was Referenz überhaupt ist. "However, also in general such chain do exist for a living man, you won't know what the chain is. (...) You may not even remember from whom you heard of Gödel."[274] So vermag der Bezug auf Referenzakte anderer Sprecher auch nicht einmal die für eine identifizierende Beschreibung reklamierte Spezifikation der Singularität des Referenzobjektes gewährleisten.

These (4) läßt zweierlei Lesarten zu: Daß auch dann, wenn das 'cluster' von Beschreibungen auf kein einzelnes Objekt zutrifft, kein singuläres Objekt spezifiziert, der Ausdruck dennoch auf etwas referieren kann, meint Kripke bereits mit dem Cicero-Beispiel gezeigt zu haben.[275] Wie verhält es sich, wenn das 'cluster' von Beschreibungen auf kein Objekt zutrifft? "So you may have false belief which are true of absolutely no one. And these may constitute the totality of your belief."[276] Wenn 'X' nicht referiert, weil das 'cluster' von Beschreibungen auf keinen Gegenstand zutrifft, dann existiert kein Referenzobjekt X zu 'X'. Das Problem, ob alle mit einem Eigennamen analytisch verknüpften Beschreibungen nicht zutreffend sein können und X dennoch existieren kann, läßt sich für Kripke zweifach stellen: als erkenntnistheoretische Frage und als Frage nach der Modalität, speziell der Notwendigkeit. In diesen Formen behaupten Thesen (5) und (6) das, auf das offensichtlich die Kritik immer wieder stößt: Ist es möglich, daß alle mit einem Eigennamen analytisch verknüpften Beschreibungen nicht erfüllt sind und dennoch ein Referenzobjekt existieren kann, der Ausdruck dennoch auf etwas referieren kann?

In seiner Kritik an These (5) greift Kripke das von Wittgenstein in §79 der 'Philosophischen Untersuchungen'[277] gegebene Beispiel auf (Moses) und fragt, ob wir tatsächlich a priori wissen, daß wenn Moses existierte, auch ein großer und entscheidender Teil dessen auf ihn

zutrifft, was die Bibel von ihm berichtet.[278] Denn das, was die Bibel von ihm berichtet, kann völlig falsch sein. Folgt dann tatsächlich daraus, daß Moses nicht existierte, daß Moses eine fiktive Person wäre? "There still seems to be the question whether the biblical account is a legendary account of no person or a legendary account built of a real person."[279] Ist letzteres zutreffend, dann ist es nur natürlich, zu sagen, so folgert Kripke, daß Moses existierte.

Aber wie können wir dann entscheiden, ob Moses eine fiktive Person ist oder ob die (völlig unzutreffenden) Kenntnisse, die wir von ihm haben, eine reale historische Person betreffen? Ist es dann, wenn all unser Wissen über eine entsprechende Person falsch ist, nicht völlig sinnlos zu behaupten, Moses haben dennoch existiert? Können wir überhaupt entscheiden, ob eine bestimmte Überlieferung auf eine Person zutrifft, ob die und die Überlieferung falsch ist, wenn wir nicht unabhängig von den Sachverhalten in Frage etwas von der betreffenden Person wissen, uns auf sie beziehen und sie identifizieren können? Hat es überhaupt einen Sinn, all unser Wissen über eine Person in Zweifel zu ziehen? (Dies ist natürlich keine andere als die zentrale Frage: Sind Eigennamen analytisch mit Beschreibungen verknüpft?) Die Frage wie - obwohl all unser Wissen über eine Person falsch ist - dennoch sinnvoll die Existenz eines Namensträgers behauptet werden kann, wirft Kripke hier nur kurz auf, beantwortet sie aber nicht.[280] Das Problem der Identifikation des Referenzobjektes - im Hinblick auf die Behauptung der Notwendigkeit von Identifikationskriterien in der Form von identifizierenden Beschreibungen zum zentralen Argument der Searleschen Position gemacht, diskutiert Kripke an anderer Seite, worauf zurückzukommen sein wird. Hier gilt es festzuhalten, daß Kripke betont, daß all unser Wissen über eine bestimmte Person sich als falsch erweisen kann.

Aber die Frage war, ob der Sprecher tatsächlich a priori weiß, daß wenn das Referenzobjekt existiert, es auch die vom 'cluster' geforderten Eigenschaften hat. Die Frage

aber, ob ein Referenzobjekt existiert auch dann, wenn die geforderten Eigenschaften allesamt nicht erfüllt sind, ist eine andere Frage. Da Kripke streng zwischen Notwendikeit und Apriorität trennt und letztere dem erkenntnistheoretischen Bereich zuschlägt, müßte er diese Frage erkenntnistheoretisch unabhängig von der Modalität diskutieren, aber Kripke fällt es offensichtlich - gegen seinen Anspruch - schwer, beide Dimensionen zu trennen. Wenn wir die Referenz des Ausdrucks 'Hesperus' derart fixieren, daß er der Himmelskörper ist, der abends in der und der Position am Himmel zu sehen ist, dann mag ich, so erwägt Kripke, a priori wissen, daß Hesperus der Himmelskörper ist, der abends in der und der Position am Himmel zu sehen ist. Denn das ist die Art und Weise, wie ich das Referenzobjekt bestimmt habe.[281] Aber Kripke wendet dagegen folgendes ein:

"Thesis 5 says that the statement 'If X exists, then X has most of the φ's', is a priori true for A. Notice that even in a case where (3) and (4) happen to be true, a typical speaker hardly knows a priori that they are, as required by the theory." 282)

Doch das ist ein schlichter Fehlschluß. Denn (5) behauptet nicht, daß der Sprecher a priori weiß, daß die in (3) und (4) ausgedrückten Bedingungen erfüllt sind. (3) und (4) legen die Bedingungen für die Existenz des Referenzobjektes fest, (5) dagegen behauptet, daß der Sprecher a priori weiß, daß wenn X existiert, wenn die Bedingungen (3) und (4) erfüllt sind, X die und die Eigenschaften φ hat. Kripke aber folgert daraus, daß "other principles really determine the speaker's reference."[283] Mit dieser unzulänglichen Argumentation meint Kripke These (5) widerlegt zu haben und damit zugleich eine Referenztheorie, die auf dem Identifikationsprinzip fußt. Denn erinnert sei hier daran, daß Kripke behauptete, daß eine Interpretation des Identifikationsprinzips im Sinn einer Theorie der Referenz nur These (5) zu akzeptieren verpflichtet sei, eine Interpretation im Sinne einer Bedeutungstheorie dagegen beide Thesen (5) und (6).

Kommen wir nun zu Kripkes Kritik an These (6): Wenn wir einen Eigennamen mit einer einzelnen identifizierenden

Beschreibung analytisch verknüpfen, sagen wir, um Searles Beispiel zu wählen, 'Aristoteles' mit der bestimmten Beschreibung 'der Lehrer Alexanders', dann wird es eine notwendige Wahrheit, daß Aristoteles der Lehrer Alexanders war. Dies ist aber ein kontingenter Sachverhalt, wie Searle richtig sieht. Searle schließt daraus, daß Eigennamen nicht mit einer bestimmten festen Anzahl von Beschreibungen verknüpft sein können, sondern mit einem 'cluster' bzw. einer offenen Disjunktion von Beschreibungen.

"Suppose we agree to drop 'Aristotle' and use, say, 'the teacher of Alexander', then it is a necessary truth that the man referred to is Alexander's teacher - but it is a contingent fact that Aristotle ever went into pedagogy, though I am suggesting that it is a necessary fact that Aristotle has the logical sum, inclusive disjunction of properties commonly attributed to him." 284)

Kripke, in Kritik dieser Searleschen Auffassung, lehnt dies nun entschieden ab:

"It is just not, in any intuitive sense of necessity, a necessary truth that Aristotle had the properties commonly attributed to him. (...) It would seem that it's a contingent fact that Aristotle ever did any of the things commonly attributed to him." 285)

Sicherlich ist es ein kontingentes Faktum, daß Aristoteles sich als Erzieher betätigte, den und den Werdegang einschlug etc.. Aber Kripke behauptet, daß überhaupt keine Beschreibungen, weder einzelne noch ein 'cluster' von ihnen, notwendig mit Eigennamen verknüpft sind. Es hätte also auch alles anders gewesen sein können, und wir könnten dennoch sinnvoll sagen, Aristoteles hätte existiert. Aristoteles hätte also auch ein spartanischer Hund gewesen sein können.

Ja Kripke geht sogar soweit zu sagen, daß Aristoteles noch nicht einmal den Namen 'Aristoteles' getragen haben müsste.[286] Aristoteles hätte also auch ein spartanischer Hund namens 'Franco' gewesen sein können. Oder um das Moses-Beispiel aufzugreifen: Nicht nur dann, wenn alles, was wir über Moses wissen, was uns die Bibel über Moses erzählt, falsch wäre, sondern auch dann, wenn es nicht einmal eine Person namens 'Moses' gab, wäre der Satz 'Moses hat nicht existiert' nicht notwendig wahr. Dies

erscheint absurd. Wie begründet Kripke diese Auffassung? Angenommen, 'Moses' würde bedeuten: 'der Mann namens ''Moses'''', letztere Beschreibung wäre analytisch mit dem Namen verknüpft. Was wäre damit gewonnen? Könnten wir dadurch entscheiden, auf wen der Name referiert? Diese Beschreibung sagt uns gar nichts. Diese Beschreibung sagt nichts anderes, als daß der Name auf die Person referiert, auf die er referiert.[287] Eine Referenztheorie, die darauf aufbaut, ist schlicht zirkulär:

"Obviously if the only descriptive senses of names we can think of are of the form 'the man called such and such' (...) then whatever this relation of calling is is really what determines the reference and not any description like 'the man called ''Socrates'''."[288]

Kripke kritisiert also die Auffassung, der erfolgreiche Vollzug der Referenz sei auf das Erfülltsein der Beschreibung 'namens X' gegründet mit den gleichen Argumenten wie Searle, zieht aber unterschiedliche Schlußfolgerungen.[289] Während Searle folgert, das Erfülltsein dieser Beschreibung sei nur eine notwendige aber keine hinreichende Bedingung, hält Kripke dies überhaupt für irrelevant für die Referenz. Dies ist nur natürlich, denn Kripke lehnt ja ab, daß überhaupt weitere Beschreibungen, die bei Searle als weitere notwendige und im Gesamt als hinreichende Bedingungen hinzutreten, mit dem Namen analytisch verknüpft sind. Wenn also alle Beschreibungen, die wir Searle zufolge analytisch mit einem Eigennamen verknüpfen, d.h. als notwendig auf den Namensträger zutreffend erachten, unzutreffend sein könnten, einschließlich der Beschreibung 'namens X', wenn also das fragliche Referenzobjekt noch nicht einmal den entsprechenden Namen getragen haben muß, wie können wir dann überhaupt entscheiden, ob und auf was der Name referiert? Stellt dies nicht eine reductio ad absurdum der Kripkeschen Kritik dar?

Ist der Satz 'If X exists, then X has most of the φ's' notwendig wahr, so heißt dies, daß bestimmte Eigenschaften φ notwendig erfüllt sein müssen, damit ein Gegenstand X ist. Dies ist der Sinn des Begriffs der 'notwendigen Eigenschaften'. Statt zu fragen, welche Beschreibungen auf einen Gegenstand zutreffen müssen, damit er das Referenz-

objekt X eines Ausdrucks 'X' ist, können wir auch fragen, welche notwendigen Eigenschaften X hat. Aber genau genommen besteht ein Unterschied zwischen der Frage, welche Eigenschaften notwendig erfüllt sein müssen, damit ein Gegenstand der Gegenstand X ist, und der Frage, welche Eigenschaften erfüllt sein müssen, damit ein Gegenstand das Referenzobjekt eines Ausdrucks 'X' ist. Wir müssen also unterscheiden zwischen einer Modalität de re und einer Modalität de dicto.

Üblicherweise wird in der analytischen Sprachphilosophie der Standpunkt vertreten, daß Notwendigkeit von der Art und Weise der Beschreibung abhänge, es folglich nur eine Modalität de dicto gäbe. Quines bekanntes Beispiel wurde bereits angeführt (Ich gebrauche den modalen Operator $\Box$ um notwendige Wahrheit des Satzes auszudrücken):

(1) $\Box$ (9 ist ungerade)

(2) Die Anzahl der Planeten = 9.

Gemäß dem Substitutionsprinzip könnten wir den Ausdruck 'die Anzahl der Planeten' in (1) einsetzen. Nun ist es aber sicherlich ein kontingenter Sachverhalt, daß die Anzahl der Planeten ungerade ist. Der Begriff der 'notwendigen Eigenschaften' läßt sich mittels des Begriffs der 'möglichen Welten' verdeutlichen: Wenn wir uns keine mögliche Welt vorstellen können, in der ein bestimmter Gegenstand X nicht eine Eigenschaft φ hätte, so ist φ eine notwendige Eigenschaft.[290] These (6) behauptet also eine Modalität de dicto: Wenn X existiert, dann hat X in allen möglichen Welten einen Großteil der Eigenschaften φ. (Dieser Satz allein hat der Form nach eine Modalität de re, aber er ist als Bedingung angeführt dafür, daß ein Objekt das Referenzobjekt X eines Ausdrucks 'X' ist.[291]

Kripke versucht strikt Notwendigkeit und Apriorität zu trennen. Der erste Begriff ist für ihn einer der Metaphysik, der zweite ein erkenntnistheoretischer, auf unser Wissen bezogener Begriff.[292] Zugleich notwendig wahr und a priori sind für ihn nur analytische Sätze.[293] Hier (These 6) geht es Kripke allein um die modale Komponente des Begriffs der Analytizität.

Jetzt sind Fragen formulierbar derart: Ist es möglich, denkbar, daß Aristoteles in einer möglichen Welt W_1 Fischer wurde statt Philosoph? Ist es möglich, denkbar, daß Moses in einer möglichen Welt W_2 ein Berg namens Sinai ist? Könnte Helmut Schmidt in einer möglichen Welt W_3 alle Eigenschaften haben, die Franz Josef Strauß in der wirklichen Welt besitzt und dennoch Helmut Schmidt sein? Mit solchen Fragen ist das Problem einer 'transworld-identity'[294], oder wie Stegmüller übersetzt, der 'Querweltein-Identität'[295] aufgeworfen. Dieses Problem war schon anläßlich der Kritik an These (5) aufgetaucht (Moses-Beispiel), als Kripke die Auffassung zurückzuweisen versuchte, daß der Sprecher a priori weiß, daß wenn X existiert, X auch bestimmte Eigenschaften hat. Die Frage der 'transworld-identity' ist also ein experimentum crucis der Kripkeschen Kritik.[296]

Zunächst behauptet Kripke, daß notwendige und hinreichende Identitätskriterien äußerst selten sind.[297] Diese aber fordert die auf das Identifikationsprinzip aufgebaute Referenztheorie. Bestimmte Beschreibungen müssen in hinreichender Zahl und notwendig erfüllt sein, um die Identität von X in W_n zu determinieren. Sie fordert eine rein qualitative Beschreibung einer möglichen Welt, behauptet Kripke, also eine Beschreibung durch Eigenschaften, wobei notwendige Eigenschaften als Identitätskriterien fungieren. Fragen wir, ob Nixon in einer bestimmten möglichen Welt die Präsidentschaftswahlen 1968 verloren haben könnte, so müssen wir der These zufolge Nixon in dieser möglichen Welt ausfindig machen. Da es keine 'Nixonheit' gibt, müssen wir nach dem Mann suchen, der die und die Eigenschaften mit Nixon teilt, in diesen ihm ähnlich ist, und wenn er auch die notwendigen Eigenschaften mit ihm teilt, so können wir sagen, dieser Mann ist Nixon. Wir suchen das Gegenstück zu Nixon in dieser möglichen Welt. Diesen Gedanken hat D.Lewis in seiner 'counterpart-theory' entwickelt.[298] Dem aber, so Kripke, liegt ein falsches Bild von möglichen Welten zugrunde. Mögliche Welten werden nicht entdeckt, etwa durch mächtige Teleskope, wie Kripke ironisch bemerkt,

sondern vereinbart.[299] Wir sprechen von Nixon, nehmen auf ihn Bezug, referieren auf ihn, und vereinbaren dann, nehmen an (aber eben im Sinne einer Vereinbarung, nicht in dem einer (empirischen) Vermutung oder Hypothese), daß er in einer möglichen Welt die und die Eigenschaften habe, die und die Sachverhalte ihn betreffen, etc.:

"We just say 'suppose this man has lost'. (Nixon - J.K.) It is given that the possible world contains this man, and that in that world, he had lost. There may be a problem about what intuitions about possibility come to. But, if we have such an institution about the possibility of that, (this man's electoral loss), then it is about the possibility of that. It need not be identified with the possibility of a man looking like such and such, or holding such and such political views, or otherwise qualitively described, having lost. We can point to the man, and ask what might have happened to him, had events been different." 300)

Ist es Zufall, daß Kripke hier auf ostensiven Aufweis ('that', 'this man') und auf ein Sortal ('this man') rekurriert? Man könnte, allerdings nicht in Kripkes Intention sagen: Ist erst einmal für unsere Welt die Referenz fixiert, so können wir für alle möglichen alles Mögliche vereinbaren. Folgt aus dem Identifikationsprinzip, daß eine andere Welt nur qualitativ gegeben sein kann, also nur aus Eigenschaften und gegebenenfalls Relationen bestehen kann, so wäre zu fordern, daß wenn es schon um die Existenz und Identität von Referenzobjekten von Eigennamen geht, dort auch Namensträger als logische Individuen vertreten sein müssen.[301]

Läßt sich das Problem der 'transworld-identification' überhaupt sinnvoll stellen? Gefordert sei eine rein qualitative Beschreibung, die das Objekt in Frage hinreichend identifiziert: "We ask criteria of identity across possible worlds for certain particulars in terms of those for other, more 'basic' particulars."[302] Es gibt aber, und dies ist Kripkes nächstes Argument, Aussagen (etwa über Nationen), die nicht ohne weiteres reduzierbar sind auf solche über elementare Konstituenten. Gibt es hier eine Art 'open texture', so werden kaum Identifikationskriterien anzugeben sein.[303] Aber angenommen, dies wäre richtig, so träfe es doch nur identifizierende Beschreibungen in einem sehr spezifischen Sinn. Daß aber eine

Identifikation allein über eine Beschreibung in deskriptiven Allgemeinbegriffen erfordert sei, hatte Searle nicht behauptet. Aber identifizieren wir tatsächlich Gegenstände in möglichen Welten über notwendige Eigenschaften?

"'Don't ask: How can I identify this table in another possible world, except by its properties? I have the table in my hands, I can point to it, and when I ask whether it might have been in another room I am talking, by definition, about it. (...) We can refer to the object and ask what might have happened to it. So, we do not beginn with (worlds which are supposed somehow to be real, and whose qualities, but not whose objects, are perceptible to us), and then ask about criteria of transworld identification; on the contrary, we begin with the objects, which we have, and can identify, in the actual world. We can then ask whether certain things might have been true of the objects." 304)

Und Kripke folgert hinsichtlich der essentiellen Eigenschaften:

"Some properties of an object may be essential to it, in that it could not have failed them; but these properties are not used to identify the object in another world, for such an identification is not needed." 305)

Essentielle Eigenschaften fungieren nicht als Identifikationskriterien der 'transworld-identity', es gibt also keine Modalität de dicto. Wir beginnen mit den Gegenständen, die 'wir haben', wir können von ihnen sprechen, d. h. auf sie referieren. Dann können wir alles Mögliche für alle möglichen Welten vereinbaren. Die Logik setzt hier der Phantasie keine Grenzen. Die modale Logik möglicher Welten ist kein Gebiet empirischer Entdeckungen. Wir nehmen auf den und den Gegenstand Bezug, d.h. wir referieren auf ihn, für anschließende kontrafaktische Annahmen ist alles offen.

Damit ist allerdings die Möglichkeit der Referenz schon vorausgesetzt. Wir wir auf die Gegenstände, die 'wir haben', referieren können, ist damit nicht erklärt. So exponiert ist Kripkes Kritik plausibel. Wenn es allein um die theoretische Möglichkeit von Vereinbarungen über mögliche Welten geht, können wir im Hinblick auf Eigennamen alles Mögliche vereinbaren. Es mag zwar phantastisch klingen, zu sagen, in einer möglichen Welt sei Moses ein Berg namens Sinai, wir können damit vielleicht schwerlich einen Sinn verbinden, aber es ist nicht unsinnig oder

gar widersprüchlich.

Aber trifft diese Kritik Searle? Searle spricht nicht von 'möglichen Welten', sondern ihm geht es um die faktischen Bedingungen des erfolgreichen Vollzugs des Sprechaktes Referenz.[306] Tangiert Kripkes Kritik an den Bedingungen einer 'transworld-identification' überhaupt Searles Problemstellung? Kripke bezieht die Überlegungen hinsichtlich einer 'transworld-identity' allein auf die modale Problematik, die wiederum allein für eine 'bedeutungstheoretische' Interpretation des Identifikationsprinzips relevant ist. Die referenztheoretische Suche nach Identifikationskriterien bliebe also von der Kritik und der 'transworld-identification' unberührt. Berührt wird allerdings die mit der Behauptung der analytischen Verknüpfung von Eigennamen und Beschreibungen aufgeworfene modale Problematik. Soweit der Begriff der 'Analytizität' eine modale Komponente birgt, trifft Kripkes Kritik auch Searles Auffassungen zu Recht. Aber angesprochen ist hier allein die modale Problematik. Da Kripke als Unterschied zwischen einer Interpretation des Identifikationsprinzips im Sinne einer Bedeutungstheorie und im Sinne einer Referenztheorie anführt, daß jene erste den Satz 'If X exists, then X has most of the φ's' nicht nur als a priori vom Sprecher gewußt, sondern auch als, wenn wahr, notwendig wahr behauptet, so läßt sich hier folgern, daß Kripkes Kritik hier auch nur eine Interpretation des Identifikationsprinzips im Sinne einer Bedeutungstheorie trifft.

Kripkes Kritik an dem in 6 Thesen reformuliertem Identifikationsprinzip läßt sich also in folgenden Gegenthesen resümieren. Kripke versucht zu zeigen,

(a) daß nicht in jedem Fall und daher auch nicht im Prinzip, die Referenz eines Ausdrucks 'X' dadurch determiniert ist, daß der Sprecher in der Lage ist, das Referenzobjekt X durch die Zuschreibung von es als singuläres spezifizierenden Eigenschaften φ zu beschreiben.[307]

(b) daß selbst wenn die in einem 'cluster' von Beschreibungen zum Ausdruck gebrachten Eigenschaften φ tat-

sächlich auf einen bestimmten Gegenstand zutreffen, dieser nicht notwendig das Referenzobjekt X von 'X' zu sein braucht.

(c) daß auch wenn die in einem 'cluster' von Beschreibungen zum Ausdruck gebrachten Eigenschaften φ auf keinen Gegenstand zutreffen, daß Referenzobjekt X des Ausdrucks 'X' dennoch existieren kann.

Die erste These (a) wollte Kripke durch seine Argumentation hinsichtlich des 'Cicero-Beispiels' erhärten. Wir sahen aber, daß diese Kritik nicht ohne weiters den prinzipiellen Anspruch einlösen kann, den sie erhebt. Die zweite These (b) entwickelte Kripke am 'Gödel-Beispiel'. Es ließ sich zeigen, daß Kripkes Kritik keinen ernsthaften Einwand formulieren konnte. In der Diskussion dieser Kritik fiel aber eine wichtige Lücke der Searleschen Referenztheorie auf: die mangelhafte Unterscheidung zwischen einer kollektiven Referenz, dem worauf der Ausdruck referiert, und individuellen Referenzakten, dem worauf der Sprecher referiert. These (c) stellte Kripke den Behauptungen (5) und (6) des Identifikationsprinzips entgegen. Diese Behauptungen waren von der Behauptung abgeleitet, Eigennamen seien analytisch mit Beschreibungen verknüpft. Behauptung (5) betraf die epistemische Dimension des Begriffs der Analytizität (Apriorität), Behauptung (6) dagegen die modale Dimension dieses Begriffs. Kripkes Kritik an Behauptung (5) erwies sich als fehl angelegt. dagegen erschien die Kritik an These (6) berechtigt, da es tatsächlich keine semantischen Regeln zu geben scheint, die uns dazu verpflichten, dem Träger eines bestimmten Eigennamens bestimmte Eigenschaften als notwendige zu prädizieren.[308] Jedoch traf diese Kritik Kripkes eigenem Anspruch zufolge nur eine bedeutungstheoretische Interpretation des Identifikationsprinzips, die Searle allerdings selbst nahelegt, wenn er von einem 'Sinn' von Eigennamen spricht, nicht aber eine referenzsemantische Interpretation.

5.3 Kripkes Theorie der starren Designation

Kommen wir nun zu Kripkes eigen referenzsemantischen Auffassungen. Die Identität des Referenzobjekts ist für Kripke unabhängig davon, welche Eigenschaften wir für mögliche Welten für es vereinbaren. Namen bezeichnen in allen möglichen Welten dasselbe Objekt, unabhängig davon, welche Eigenschaften es hat.[309] Namen sind 'starre Designatoren'. "Let's call something a rigid designator if in any possible world it designates the same object, a non-rigid or accidental designator if that is not the case."[310] Der Name 'Helmut Schmidt' bezeichnet in allen möglichen Welten Helmut Schmidt, wenn es ihn dort gibt, auch wenn er dort keine seinertatsächlichen Eigenschaften hat, auch wenn er dort alle Eigenschaften von Franz Josef Strauß hat und selbst dann, wenn er dort auch Franz Josef Strauß heißt. 'Helmut Schmidt' bezeichnet also nicht die Person, die wir Franz Josef Strauß nennen, sondern die Person, die dort Franz Josef Strauß genannt wird und Helmut Schmidt ist. Namen sind starre Designatioren und bezeichnen in allen möglichen Welten dasselbe Objekt. Das ist Kripkes alternative Theorie der Semantik von Eigennamen: Namen sind starre Designatoren.[311] Kripke kann die Suche nach Identifikationskriterien für eine 'transworld-identity' kritisieren, weil er schon eine starre Referenz voraussetzt. Darüberhinaus beschränkt sich u.E. die Gültigkeit dieser Kritik auf die Problematik der Modalität. Die Kritik aber, die weitergehend das Identifikationsprinzip als referenztheoretisches Prinzip zu treffen versuchte, erwies sich als wenig stichhaltig. Andererseits aber wird das Identifikationsprinzip gerade dafür reklamiert, das Referenzobjekt zu determinieren, also für ein Problem, für das eine Kripkesche Alternativlösung bis dato aus der Kritik nicht zu entnehmen war. Determinieren also die identifizierenden Beschreibungen nur die Referenz eines Ausdrucks, ohne dessen Bedeutung, dessen Sinn zu geben? 'Cluster' und Eigenname wären dann nicht synonym,[312] oder legt man Carnaps Semantik zugrunde, nicht L-äquivalent, sondern nur äquivalent.[313]

Die Auffassung, Eigennamen hätten keine Bedeutung, wohl aber würden Beschreibungen ihre Referenz fixieren, das Referenzobjekt determinieren, ist von P.Ziff in 'Semantical Analysis' vertreten worden.[314] Kripke wendet an diesem Punkt mit einer gewissen Plausibilität ein, daß dann vieles der Attraktivität der Theorie verlorenginge. Wenn Sätze, die Eigennamen als Subjektausdrücke, als hinweisende Ausdrücke enthalten, nicht mehr generell in solche, die den Namen durch Beschreibungen ersetzen, analysiert werden können ("though they may be materially equivalent to statements containing a description"[315], dann können bspw. singuläre Existenzsätze mit Eigennamen als Subjektausdrücken auch nicht mehr in gewohnter (Russellscher) Manier logisch zerlegt werden.[316]

Um den Unterschied zu verdeutlichen zwischen dem, was es heißt, die Referenz eines Ausdrucks zu fixieren und seine Bedeutung zu explizieren, greift Kripke wiederum auf ein Beispiel Wittgensteins zurück. Wittgenstein meint in den 'Philosophischen Untersuchungen':

"Man kann von einem Ding nicht aussagen, es sei 1m lang, noch sei es nicht 1m lang, und das ist das Urmeter in Paris. Damit haben wir diesem natürlich nicht irgendeine merkwürdige Eigenschaft zugeschrieben, sondern nur seine eigenartige Rolle im Spiel des Messens mit dem Metermaß gekennzeichnet." 317)

Ist es nun eine notwendige Wahrheit, d.h. in allen möglichen Welten wahr, daß der Urmeterstab 1 m lang ist? Kripke bezweifelt dies, denn wir können sinnvoll sagen: "If heat had been aplied to this stick S at t_o, then at t_o stick S would not have been one meter long."[318] Ob dem zuzustimmen ist, ist hier zweitrangig, es geht hier um folgenden Unterschied: Ein Sprecher mag zwar a priori wissen, daß der Urmeterstab 1 m lang ist, denn das folgt aus der Definition von 1 m, aber deshalb ist dies keine notwendige Wahrheit: "For he's using the definition not to give the meaning of what he called the 'meter', but to fix the reference."[319] Die Ausdrücke '1m' und 'die Länge von S zu t_o' sind nicht synonym, der erste ist ein starrer Designator, der andere dient dazu, die Referenz zu fixieren.[320]

Dienen also Beschreibungen doch dazu, die Referenz zu

determinieren und ist das Identifikationsprinzip in seiner referenztheoretischen Interpretation korrekt? Fixieren Beschreibungen allein die Referenz, dann ist es irrelevant, ob sie in anderen möglichen Welten zutreffen oder nicht. Was also Aristoteles in allen logisch möglichen Welten sein mag, bleibt unbehelligt davon, mittels welcher Eigenschaften wir ihn für unsere Welt identifizierend beschreiben. Wir sondern das Individuum Aristoteles mittels Beschreibung aus und können dann alles Mögliche für alle möglichen Welten vereinbaren. Umgekehrt heißt das: Auch wenn alle Beschreibungen, die wir gebrauchen, um die Referenz des Ausdrucks 'Aristoteles' zu fixieren, in einer kontrafaktischen Situation nicht erfüllt sind, auch wenn Aristoteles keine der Eigenschaften hätte, die wir ihm tatsächlich zuschreiben, auch dann könnten wir sagen, daß der Ausdruck 'Aristoteles' ein Referenzobjekt besitzen kann, daß Aristoteles existiert (wenn er existiert). 'Aristoteles' ist ein starrer Designator, der einen bestimmten Gegenstand unabhängig von irgendwelchen Eigenschaften benennt. Also scheint Kripke doch einer analogen, auf Beschreibungen aufgebauten Referenztheorie anzuhängen? "It seems plausible to suppose that, in some cases, the reference of a name is indeed fixed via description."[321] Dieser Satz macht allerdings starke Einschränkungen. Prinzipiell genommen stünde er in striktem Widerspruch zu Kripkes Kritik an These (5).[322] Kripke lehnt es ab, eine explizite Theorie der Referenz zu geben, stattdessen möchte er ein besseres 'Bild' davon zeichnen, was es heißt, auf etwas zu referieren.[323] Ausschlaggebend für dieses Bild ist das, was Kripke "chain of communication"nennt:

"Someone, let's say, a baby, is born; his parents call him by a certain name. They talk about him to their friends. Other people meet him - Through various sorts of talk the name is spread from link to link as if by a chain. A speaker who is on the far end of this chain, who has heard about, say Richard Feynman, in the market place or elsewhere, may be referring to Richard Feynman even thought he can't remember from whom he first heard of Feynman. He knows that Feynman was a famoust physicist. A certain passage of communication reaching ultimately to the man himself does reach the speaker. He then is referring to Feynman even though he can't iden-

tify him uniquely." 324)
Letzteres aber fordert das Identifikationsprinzip; und es muß im Hinblick auf eine Kette von Referenzakten zumindest fordern, daß der Sprecher weiß, auf welchen Referenzakt anderer er den eigenen stützt. Der Sprecher muß nach ihm zumindest auf folgende Art und Weise das Referenzobjekt identifizieren können: Mit 'X' meine ich den Gegenstand, den A 'X' nennt. Kripkes Auffassung, im Unterschied zu der erwähnten Strawsons, macht keine derartige Voraussetzung.[325] Entscheidend ist allein die Kommunikationsgeschichte einer faktischen Kette von Referenzakten, ohne daß der Sprecher in jedem Fall wissen muß, wie diese verlaufen ist, ohne daß er sich etwa erinnern muß, von wem er den Namen gehört hat, ohne daß er in jedem Fall durch Bezug auf diese 'chain of communication' den Gegenstand identifizierend beschreiben können muß. Ein Wissen, daß sich in Sätzen ausdrückt wie: 'Ich habe einmal von einem gehört, der hieß Cicero und war ein berühmter römischer Redner. Das ist alles, was ich von ihm sagen kann.' kann für Kripke hinreichend genug sein, um auf eine Person bzw. einen Gegenstand zu referieren: "On our view, it is not how the speaker thinks he got the reference, but the actual chain of communication, which is relevant."[326] Diese 'chain of communication' reicht vermittelt über eine Sprechergemeinschaft und eine Kommunikationsgeschichte bis auf den Namensträger in seiner faktischen Präsenz zurück. Entscheidend dafür, ob und worauf ein Eigenname referiert, ist die faktische Kommunikationsgeschichte. Etwa: Daß der Name dann und dann gehört wurde und sich einprägte, nicht daß der Sprecher mittels adäquater identifizierender Beschreibungen das Referenzobjekt zu determinieren weiß. Kripke spricht von einer "causal chain"[327] und in der Folge wurde seine Position als 'kausale Theorie der Referenz' apostrophiert.[328]
Irgendwann einmal findet ein "initial baptism" statt.[329] "Here the object may be named by ostension, or the reference of the same may be fixed by a description."[330] Damit macht Kripke aber nicht ohne weiters das Paradigma

der ostensiven Definition zur Grundlage seiner Konzeption. Denn das Fixieren der Referenz mittels Ostension kann abhängig sein von der Identifikation des Referenzobjekts mittels Beschreibungen, die ostensive Definition als gerade als ein Anwendungsfall des Identifikationsprinzips angesehen werden.[331] (Aber selbst dann sind die Beschreibungen nicht synonym mit dem Eigennamen)[332]. Dennoch aber ist es nicht so, daß jeder referierende Gebrauch von Eigennamen sprachlogisch auf identifizierende Beschreibungen verweist, wie es das Identifikationsprinzip glauben machen will. Wenn der Name "is passed from link to link"[333] muß der Sprecher beabsichtigen, intendieren, den Namen mit der gleichen Referenz zu verwenden, wie der Sprecher, von dem er ihn zuerst hörte. Damit ist freilich, wie Kripke zugibt, der Begriff der Referenz nicht durch ein explanans ersetzt, sondern im Begriff der Intention des gleichen referierenden Gebrauchs vorausgesetzt.[334] Kripke betont deshalb, daß er mit den Ausführungen zu diesem Punkt keine hinreichenden Bedingungen des Vollzugs von Referenzakten, also keine Theorie der Referenz liefern will.[335] Denn nicht jede Referenz basiert auf einer Kommunikationskette von Referenzakten, die irgendwie über eine Sprechergemeinschaft vermittelt auf den Namensträger zurückführt. So referieren z.B. Kinder nicht auf den Nikolaus als historische Person, auf die eine traditional vermittelte Kette von Referenzakten zurückführt. Kripke zweifelt sogar daran, ob eine solche, hinreichende Bedingungen des erfolgreichen Vollzugs der Referenz spezifizierende, Theorie der Referenz überhaupt möglich ist.[336] Was Kripke definitiv behauptet, ist, daß die Auffassung Searles, daß das Identifikationsprinzip ein falsches Bild - im Wittgensteinschen Sinn - von der Sprache gibt. Sie mag für einige Ausdrücke (z.B. 'Jack the ripper') ein zutreffendes Bild davon zeichnen, wie die Referenz determiniert wird, als generelle Theorie der Referenz und erst recht als Theorie der Bedeutung, speziell des Sinns von Eigennamen sei sie falsch.[337] "In general our reference depends not just on what we think ourselves, but on other people in the community, the history of how

a name reached one, and things like that. It is by following such a history that one gets to the reference."[338]

Seit Frege stellt sich die Frage, ob Eigennamen einen Sinn haben, in eine Verknüpfung von Beschreibungen analysiert werden können, auch als Frage nach der Möglichkeit kontingenter Identitätsaussagen mit Eigennamen. Auch Russells Theorie der 'logischen Eigennamen' läßt sich als eine Theorie der Möglichkeit kontingenter Identitätsaussagen mit Eigennamen lesen.[339] Identitätsaussagen wie 'Hesperus ist Phosphorus' sind informativ, nicht 'trivialerweise analytisch' (Searle).[340] Es war eine empirische Entdeckung, daß Hesperus Phosphorus ist. Man könnte also den Satz 'Hesperus ist Phosphorus' als ein Beispiel für die Möglichkeit kontingenter Identitätsaussagen nehmen.[341] Die Aussage vermittelt dann empirische Informationen, weil der Sinn beider Eigennamen verschieden ist. Es gibt jedoch Gründe, die gegen die Möglichkeit kontingenter Identitätsaussagen sprechen. So führt diese Auffassung Kripke zufolge zu einer modallogischen Paradoxie.[342] Searle ist der Auffassung, daß Identitätsaussagen analytisch sind, aber im Hinblick auf ihre Modalität weicht er folgendermaßen aus:

"The sense in which the statement is informative is the sense in which any analytic statement is informative; it illustrates or exemplifies certain contingent facts about words (Hervorhebung von mir - J.K.), though it does not of course describe these facts." 343)

Die Modalität, auf das, was der Satz 'illustriert' und nicht auf das, was er aussagt, zu beziehen, scheint mir eher eine Verlegenheitslösung. Für Kripke kann im Hinblick auf Identitätssätze nur ein Schluß möglich sein: Identitätssätze mit Eigennamen sind in jedem Fall notwendig wahr, wenn sie wahr sind, und nicht kontingent.[344] Dies folgt aus seinem Konzept der starren Designatoren. Namen als starre Designatoren bezeichnen in allen möglichen Welten dasselbe Objekt (wenn es in der betreffenden Welt existiert), dieselbe identische Entität. Es gibt also keine mögliche Welt, in der Hesperus nicht Hesperus wäre, Phosphorus nicht Phosphorus und auch keine mögliche Welt, in der Hesperus nicht Phosphorus wäre. Gibt es al-

so Situationen, in denen Hesperus nicht Phosphorus wäre?

"Es hätte zum Beispiel sein können, daß Venus morgens da aufginge, wo man sie tatsächlich beobachtet, daß aber an der Stelle, an der wir sie abends beobachten, in Wirklichkeit Mars sich befände. Das ist alles nichtwirklich, weil ja Venus dort ist. Nun kann man sich vorstellen, daß in dieser nichtwirklichen möglichen Welt Menschen auf der Erde wohnen und die Namen 'Phosphorus' für Venus am Morgen und 'Hesperus' für Mars am Abend verwenden. (...) Aber wäre das eine Situation, in der Hesperus nicht Phosphorus wäre? Natürlich ist es eine Situation, in der die Leute mit Recht hätten sagen können 'Hesperus ist nicht Phosphorus'; aber wir wollen ja unsere Sprache verwenden, nicht die ihrige." 345)

Diese Leute wären in derselben epistemischen Situation, aber sie sprächen nicht unsere Sprache.

Sind Namen starre Designatoren, so sind Identitätsaussagen mit Eigennamen notwendig wahr, wenn sie wahr sind. Da es aber eine empirische Entdeckung war, daß Hesperus Phosphorus ist, so ist der Satz 'Hesperus ist Phosphorus' a posteriori wahr. Es gibt also, so folgert Kripke, notwendige Identitätsaussagen a posteriori.

Kripke dehnt nun aber das Konzept der starren Designation auf Artbezeichnungen aus. Nicht nur Eigennamen, 'singular names' in Mills Terminologie[346], sind für Kripke starre Designatoren.[347] Gewöhnlich werden Artbezeichnungen durch notwendige und hinreichende Eigenschaften definiert, Sätze, die diese Eigenschaften prädizieren, als analytisch verstanden. Kant wählt, um den Begriff der Analytizität zu explizieren, folgenden Beispielsatz: 'Gold ist ein gelbes Metall.'[348] Sind nun Artbezeichnungen mit definierenden Prädikaten analytisch verbunden, oder sind sie starre Designatoren? Kripke versucht nun wiederum nach seinem Verständnis von Analytizität, zwischen Apriorität als erkenntnistheoretischer Dimension und Notwendigkeit als modaler, metaphysischer Dimension zu differenzieren und stellt im Hinblick auf die Apriorität folgende erkenntnistheoretische Frage: Könnten wir (empirisch) entdecken, daß Gold nicht gelb, sondern bspw. blau ist? Kripke beantwortet diese Frage positiv. So unwahrscheinlich es sein mag, wir könnten entdecken, daß aufgrund besonderer Umstände, optischer Täuschungen o.ä. Gold eine andere Farbe hat, als angenommen. Und stellte

es sich heraus, daß Gold tatsächlich ein blaues Metall ist, wir würden kaum sagen, es gäbe kein Gold, was wir für Gold gehalten hätten, wäre tatsächlich kein Gold.[349] Soweit die erkenntnistheoretische Dimension des a priori. Kripke stellt nun die Frage, ob es auch notwendig sei, daß Gold die unterstellten Eigenschaften habe. Seltsamerweise fragt Kripke nicht, ob Gold unabhängig davon, ob wir dies a priori wissen oder nicht, notwendig gelb sei, sondern wählt die Ordnungszahl als Beispiel: "Given that gold does have the atomic number 79, could something be gold without having the atomic number 79?"[350] Angenommen, Geologen fänden ein gelbes Metall mit allen Eigenschaften des Goldes, ausgenommen der Zahl seiner Atome, fänden es selbst an den gleichen Plätzen, wo üblicherweise Gold vorkommt, wäre dies Metall als Gold zu betrachten? Kripke verneint dies: dieses Metall wäre etwas anderes, wäre nicht das Element Gold. Sätze, die wissenschaftliche Entdeckungen wie die, daß Gold die Ordnungszahl 79 hat, beinhalten, sind für Kripke notwendige Wahrheiten im striktesten Sinn.[351]

Der entscheidende Schluß, den Kripke zieht, ist: Es gibt notwendige Eigenschaften, obwohl sie nicht Teil der Bedeutung eines Ausdrucks sind, und obwohl sie nicht a priori gewußt werden. Es sind notwendige Eigenschaften a posteriori.[352]

Kripkes Loslösung der Apriorität von der Modalität macht es ihm möglich, von einer 'Notwendigkeit a posteriori' zu sprechen, die er - und das ist für den Unterschied zwischen seiner Konzeption der starren Designation und der Searleschen Position entscheidend - als eine Modalität de re verstanden wissen will.

"Considerations about de re modality, about an object having essential properties, can only be regarded correctly, in my view, if we recognize the distinction between aprioricity and necessity. One might very well discover essence empirically." 353)

Kripke kritisiert das Identifikationsprinzip, weil es bestimmte Prädikate analytisch mit einem Ausdruck verknüpft, d.h. notwendige Eigenschaften als a priori gewußt behauptet. Und Kripke kritisiert das Identifikationsprinzip, weil es notwendige Eigenschaften auf der Ebene

einer Modalität de dicto fordert, restauriert aber den Begriff der notwendigen Eigenschaften auf der Ebene einer Modalität de re und zugleich a posteriori. Das ist philosophisch umstürzlerisch. Die Verträglichkeit dieser Auffassungen mit Kripkes Kritik am Identifikationsprinzip hängt davon ab, ob er zeigen kann, daß die von ihm behauptete Notwendigkeit tatsächlich de re ist und nicht de dicto.

Noch auf einer anderen Ebene, die allerdings schon seine Konzeption der starren Designation voraussetzt, versucht Kripke diese Auffassung zu untermauern. Sind auch Artbezeichnungen starre Designatoren und Identitätsaussagen mit starren Designatoren notwendig wahr, wenn wahr, so müssen auch Identitätsaussagen mit Artbezeichnungen notwendig sein. Kripke nennt solche Identitätsaussagen 'theoretische Identifikationen',[354] und ein Beispiel, welches er gibt, ist der Satz: 'Wärme ist die Bewegung der Molekeln.'[355] ('die Bewegung der Molekeln' ist auffälligerweise keine Artbezeichnung ('species term', 'kind')). Daß Wärme die Bewegung der Molekeln ist, ist sicherlich eine erfahrungswissenschaftliche Erkenntnis a posteriori. Wir könnten unter Wärme das verstehen, was uns Wärmeempfindungen verursacht. Aber das ist sicherlich ein kontingenter Sachverhalt, denn es könnte auch Wärme geben, ohne daß empfindende Lebewesen existierten. Anders wenn wir entdeckten, daß Wärme Molekülbewegung ist.

"When we have discovered this we've discovered an identification which gives us an essential property of this phenomenon. We have discovered a phenomenon which in all possible worlds will be molecular motion - which could not have failed to be molecular motion, because that's what the phenomenon is. On the other hand, the property by which we identify it originally, that of producing such and such sensation in us, is not a necessary property but a contingent one." 356)

Mittels letzterer Eigenschaft der Wärme, uns Wärmeempfindungen zu vermitteln, fixieren wir die Referenz des Ausdrucks 'Wärme', aber dies ist eine kontingente Eigenschaft und nicht das, was Wärme ist. Kripke resümiert: "In the case of species terms as in that of proper names, one should bear in mind the contrast between the a priori properties carried with a term, the way its reference

was fixed, and the meaning of a term, and the analytic or necessary properties it carries."[357]

Ich kann Kripkes Theorie der Referenz von Artbezeichnungen hier nicht weiter diskutieren. Kripkes Auffassungen Lassen sich also folgendermaßen zusammenfassen: 1. Die Referenz eines Ausdrucks wird nicht, wie das Identifikationsprinzip behauptet, prinzipiell durch Eigenschaften determiniert, die a priori vom Sprecher gewußt werden. 2. Selbst wenn dies der Fall ist, sind diese bzw. ihre Konjunktion, nicht synonym, bedeutungsgleich mit dem Ausdruck selbst. Und 3. gibt es notwendige Eigenschaften nur de re, d.h. unabhängig davon, wie ein Ausdruck bezeichnet und seine Referenz fixiert ist.

So wie die Referenz eines Eigennamens im Prinzip eher vermittelt über eine Kette von Referenzakten auf einen ursprünglichen Taufakt zurückführt, so wird die Referenz von Artbezeichnungen im Prinzip eher durch paradigmatische Einzelfälle der Species exemplifiziert und determiniert.[358] Da sie die Referenz fixiert, ist eine paradigmatische 'Definition' a priori gewußt.[359] "The substance is defined as the kind instantiated by (almost all of) a given sample."[360] Oder die Referenz ist über spezifische Sinnesempfindungen (z.B. Wärmeempfindungen) fixiert. Die Charakteristika, die die Referenz fixieren, sind a priori gewußt, aber sie sind nicht notwendig zutreffend. Deshalb entsteht bei theoretischen Identifikationen der Anschein der Kontingenz: Wenn jemand z.B meint, es hätte sich auch herausstellen können, daß Wärme keine Molekularbewegung ist, dann verwechsle er ein Phänomen, mittels dessen wir die Referenz determinieren (die Wärmeempfindungen) mit dem Referenzobjekt selbst. Wärme aber ist Molekularbewegung und nicht unsere Wärmeempfindung. Auf dieser Basis versucht Kripke dann Theorien der Leib-Seele-Identität zu kritisieren.[361]

5.4 M.Dummetts Replik auf Kripke

Einen indirekten Verteidiger hat Searle in M.Dummett gefunden, der Kripkes Argumentation vor allem im Hinblick auf Frege zurückzuweisen versucht.[362)] Dummett wendet gegen Kripkes Kritik an einer Äquivalenz bzw. Synonymie von Eigennamen und bestimmten Beschreibungen ein, daß Kripkes Akzentuierung eines Unterschieds der semantischen Funktion von Eigennamen und bestimmten Beschreibungen in modalen Kontexten eher daraus folge, daß Kripke zwei verschiedene Erklärungsmuster benutze, als aus einem genuinen Unterschied.
Dummett diskutiert folgendes Beispiel: Wir wissen von St. Anna nicht viel mehr, als daß sie die Mutter von St. Maria war. Nun gibt es für Dummett sehr wohl einen Sinn, zu sagen: (1) 'Es ist möglich, daß St. Anna niemals Mutter wurde.' Aber auch intuitiv einen Sinn, dies zu verneinen. (Dummett behauptet - was allerdings kaum als belegt betrachtet werden kann -, daß Kripke diese Möglichkeit ebenfalls zugesteht) Die gleiche 'modale Ambiguität' bestehe - was Kripke zugesteht - bei bestimmten Beschreibungen. (Z.B. (2) 'Es ist möglich, daß der Lehrer Alexanders niemals Alexander unterrichtete.') Letztere auf bestimmte Beschreibungen bezogene Ambiguität entsteht, so Kripke, durch Unbestimmtheit des Bereichs (scope) des modalen Operators und läßt sich durch eine im Sinne der 'Theory of Descriptions' analysierte Formulierung in einer quantifizierten Modallogik bereinigen. So drückt

$$\Diamond\,(\exists y)[\forall x(Tx \leftrightarrow x = y) \,\&\, \neg\, Ty]$$

den Sinn aus, in dem (2) falsch ist. Dagegen

$$(\exists y)[\,\forall x(Tx \leftrightarrow x = y) \,\&\, \Diamond \neg\, Ty\,]$$

den Sinn, in dem (2) wahr ist. Im Sinne dieser Analyse, so Dummett, würde eine Theorie, die Eigennamen als abgekürzte Beschreibungen versteht, eher den Vorzug einer einheitlichen Erklärung dieser modalen Ambiguität mit sich bringen. Für den Fall von Eigennamen wähle Kripke aber eine völlig andere Erklärung dieser für Dummett sowohl Eigennamen als auch bestimmte Beschreibungen gleicher-

weise berührenden Ambiguität. Hier greife Kripke nicht auf den Begriff des 'scope' zurück, sondern behaupte zwei verschiedene Formen von Möglichkeit. Eine epistemische, im Hinblick auf die wir sagen könnten, daß (1) falsch ist, und eine metaphysische im Hinblick auf die wir sagen können, daß St. Anna sehr wohl niemals hätte Mutter werden können. Epistemische Modalität betrifft unser Wissen a priori, während für Kripke einzig metaphysische Notwendigkeit, die unabhängig von unserem Wissen 'wirkliche' de re Notwendigkeit ist, als Modalität akzeptabel ist.[363)]

Wir wissen a priori, aufgrund der Bedeutung der vorkommenden Ausdrücke, aufgrund der Art und Weise, wie wir die Referenz determiniert haben, daß St. Anna eine Tochter gebar. Dennoch ist es metaphysisch möglich, daß St. Anna, d.h., die Frau, die St. Anna war, niemals ein Kind bekam. Akzeptieren wir diese Unterscheidung, so ließe sie sich für Dummett ebenso gut auf bestimmte Beschreibungen anwenden.[364)] Es ist epistemisch notwendig, daß die Mutter Marias ein Kind geboren hat, aber für Dummett nicht metaphysisch notwendig. Kripke lehnt es ab, den Begriff des 'scope' auf Eigennamen auszudehnen. Er trennt deshalb scharf zwischen Apriorität und Notwendigkeit einerseits und zwischen zwei Formen von Notwendigkeit (zwischen Modalität de re und de dicto) andererseits. Dummett hingegen will den Begriff des 'scope' auf Eigennamen ausdehnen und dadurch Kripkes Kritik unterlaufen. Zu diesem Zweck weist Dummett darauf hin, daß zu sagen, eine Behauptung sei notwendig wahr, zweierlei bedeuten kann: daß ein Sachverhalt notwendigerweise besteht, eine notwendige Tatsache ist, und daß ein Objekt eine notwendige Eigenschaft besitzt. Beides ist für Dummett nicht gleichbedeutend.[365)] Oder anders ausgedrückt: Es besteht ein Unterschied zwischen den Formulierungen 'Es ist notwendig (möglich etc.), daß ...' und 'Es ist notwendig (möglicherweise etc.) wahr von X, daß ...X...'[366)], wobei letztere durch ein Prädikat und erstere durch einen assertorischen Subjekt/Prädikat-Satz bzw. eine vollständige Proposition zu ergänzen ist. In diesem Sinn will Dummett nun die von ihm so genannte 'modale Ambi-

guität' im Hinblick auf Eigennamen auflösen. Der Satz 'Es ist möglich, daß St. Anna niemals ein Kind bekam' ist dann falsch bzw. widerspricht dem Sinn des Ausdrucks 'St. Anna', wenn wir ihn so interpretieren wie im ersten Fall, daß sich der modale Operator auf den gesamten assertierten Teil einschließlich des Eigennamens bezieht; er kann aber sinnvollerweise wahr sein, wenn wir den modalen Operator allein auf das Prädikat beziehen, auf die kontingente Eigenschaft, ein Kind geboren zu haben, was dem zweiten Fall entspricht. Während die These, die Dummett verteidigt, besagt, daß der Sinn des Ausdrucks 'St. Anna' und der der bestimmten Beschreibung 'die Mutter der Jungfrau Maria' übereinstimmen, kann Kripke mit Recht behaupten, daß wir sinnvollerweise sagen können: 'Es ist möglich, daß St. Anna niemals ein Kind bekam', bzw. daß es möglich ist, daß St. Anna niemals ein Kind bekam. Aber dies stellt Dummett zufolge nun keinen Einwand mehr gegen die These dar, weil wir den Satz so konstruieren können, daß der Eigennamen 'St. Anna' nicht in den Bereich (scope) des modalen Operators fällt.[367] Dieses eher technische Argument wäre aber für sich unzureichend, weil es den Sinn von Eigennamen aus dem Geltungsbereich des modalen Operators einfach ausschließt, ihn in modalen Kontexten einfach ausklammert. Warum sollten wir dann nicht noch weiter gehen und ihn auch in anderen Kontexten ausklammern, d.h. Eigennamen überhaupt einen Sinn absprechen?

Kripke unterschied zwischen 'meaning' und 'determining the reference'. Für Dummett aber ist der Begriff des 'Sinns' - zumindest in Freges Verständnis - eher auf letzterer Ebene angesiedelt. "Sense is (...) a cognitive notion: it relates to our mastery of language, i.e. to the way in which we set about determining the reference of our words."[368] Für bestimmte Beschreibungen gibt es keinen Unterschied zwischen ihrer Bedeutung und der Art und Weise, wie ihre Referenz determiniert ist. Denn wenn Kripke unter 'meaning' diejenige Funktion versteht oder zu verstehen scheint, die einem Ausdruck seine Extension in allen möglichen Welten zuordnet, so wird dies für bestimmte Beschreibungen gewährleistet gerade auf die-

selbe Art und Weise, wie ihre Referenz determiniert ist, nämlich durch ihr Zutreffen auf einen Gegenstand. Der Referent einer bestimmten Beschreibung in einer logisch möglichen Welt ist dasjenige Objekt, auf das sie zutrifft und dadurch ist ihrer Referenz determiniert. Für Eigennamen hingegen ist die Art und Weise, wie ihre Referenz für die wirkliche Welt determiniert ist, nicht ausschlaggebend für ihre Referenz in logisch möglichen Welten. Dummett versucht nun, diesen Unterschied zwischen Eigennamen und bestimmten Beschreibungen im Hinblick auf mögliche Welten ebenfalls mit dem Begriff des 'scope' zu charakterisieren.

"To say that there is a possible world in which St.Anne had no children involves that in that world, the reference of the name 'St.Anne' is not determined in the way in which it is determined in the real world; rather, it is determined in that world via its reference in the real world, i.e. as being to the same woman as the one who is its referent in the real world. This can only be interpreted as the thesis that, in a modal context, a definite description must always be construed as lying within the scope of the modal operator, while a proper name must always be construed as lying outside its scope." 369)

Die Funktion des Sinnes eines Eigennamens ist für Dummett also, die Referenz festzulegen und dies gilt selbst für Sätze über mögliche Welten, in denen das Referenzobjekt eine bestimmte Beschreibung nicht erfüllt, mithilfe derer wir die Referenz für unsere Welt determinieren. Weil solche Welten denkbar sind, müssen wir - und dies ist Dummetts Lösung - Eigennamen aus dem Bereich des modalen Operators ausschließen, weil wir aber auch für mögliche Welten das Referenzobjekt dadurch determinieren, daß wir sagen, es ist dasselbe, wie das, das wir in unserer Welt auf die und die Weise identifizieren, haben Eigennamen einen Sinn.

Dummetts Argumentation beruht weitgehend auf einer Ausweitung des Begriffs des 'scope' auf Eigennamen. Dies macht die mehr technische Seite seiner Argumentation aus. Doch fragen wir uns, ob es tatsächlich derartige Konventionen in der gewöhnlichen Sprache gibt, die besagen, daß in modalen Kontexten ein Eigennamen nicht in den Bereich des modalen Operators fällt. Soweit dies nicht der Fall ist, erscheint Dummetts Argumentation künstlich.

Auf der anderen Seite, was den Begriff des Sinnes angeht, macht Dummett Kripke weitgehende Zugeständnisse. Kripke hatte ja nicht abgestritten, daß in vielen Fällen bestimmte Beschreibungen dazu dienen, die Referenz eines Eigennamens zu fixieren, sondern daß dies als prinzipielle Notwendigkeit einen 'Sinn' von Eigennamen konstituiere, der auf einer bedeutungstheoretischen Ebene angesiedelt ist, auf der auch semantische Relationen wie die der Analytizität und der Folgerung angesiedelt sind. Andererseits ist bei Dummett das hinreichende Maß an Identifikationswissen für bestimmte Fälle so gering gehalten, daß kaum noch von einer eindeutigen raum-zeitlichen Identifikationsmöglichkeit gesprochen werden kann.[370] Dummetts Begriff des 'Sinnes' überschneidet sich zwar partiell mit dem Searles, Searle geht aber wesentlich weiter, wenn er für den Sinn von Eigennamen semantische Relationen wie Analytizität und Folgerung etc. reklamiert. Dummetts Kripke-Kritik ist also nicht geeignet, Searles Auffassungen gerade in den Punkten zu stützen, in denen Kripkes Kritik berechtigt erscheint.

5.5 K.Donnellans referenztheoretische Differenzierungen und seine Kritik am 'Prinzip der Identifikation'

Im Hinblick auf Strawson und Russell behauptet K.Donnellan[371], daß beide Autoren nicht unterschieden hätten zwischen 'attributivem' und 'referierendem Gebrauch' von bestimmten Beschreibungen.[372] Der 'attributive' Gebrauch einer bestimmten Beschreibung liegt vor, wenn der Sprecher "states something about whoever or whatever is the so-and-so"[373], während eine referentiell gebrauchte bestimmte Beschreibung dazu dient, eine (anderweitig) bestimmte Person für den Hörer zu identifizieren. (Ein Beispiel für einen attributiven Gebrauch einer Beschreibung wäre etwa: 'Der Erfinder des Rades muß ein Analphabet gewesen sein.') Ein und derselbe Satz kann unter verschiedenen Umständen einen 'attributiven' oder 'referierenden Gebrauch' ermöglichen. Beim 'referierenden Gebrauch' kann der Sprechakt u.U. auch dann gelingen, kann auch dann etwas über das Referenzobjekt ausgesagt werden, wenn dieses die Beschreibung nicht erfüllt, nämlich wenn der Hörer auf andere Weise das Referenzobjekt identifizieren kann, erschließen kann, welches Objekt der Sprecher meint (etwa weil er weiß, daß der Sprecher einem Irrtum unterliegt) - nicht aber beim 'attributiven Gebrauch'. Behauptungen können fehlschlagen, d.h. weder wahr noch falsch sein, wenn eine 'attributiv' gebrauchte bestimmte Beschreibung von keinem Gegenstand erfüllt wird. (Vgl. Strawsons Präsuppositionstheorie).[374]

"When a speaker says 'The φ is ψ ', where 'the φ' is used attributively, if there is no φ , we cannot correctly report the speaker as having said of this or that person or thing that it is ψ . But if the definite description is used referentially, we can report the speaker as having attributed ψ to something. And we may refer to what the speaker referred to, using whatever description or name suit our purpose." 375)

D.h. aber, daß die Referenz in diesem Fall nicht scheitert, weil wir über andere zusätzliche Identifikationsmöglichkeiten des Referenzobjektes verfügen als die verwandte (hier unzutreffende) bestimmte Beschreibung. Daß im 'referierenden Gebrauch' ein bestimmter Gegenstand[376] u.U. identifiziert werden kann, obwohl die Beschreibung

nicht zutrifft, setzt voraus, daß das Referenzobjekt anderweitig identifizierbar ist oder schon anderweitig identifiziert ist.
Hinter dem Unterschied zwischen 'attributiven' und 'referierendem' Gebrauch steckt also der Sachverhalt, daß im Falle des 'attributiven Gebrauchs' der bestimmten Beschreibung diese die einzige Möglichkeit bietet, den Gegenstand zu identifizieren oder als vorrangige Identifikationsmöglichkeit intendiert ist, während im zweiten Fall auch andere Möglichkeiten der Identifikation voraus-gesetzt sind.
Beide Arten des Gebrauchs sollen sich nun hinsichtlich der Existenzpräsupposition unterscheiden: Im Fall des 'referierenden Gebrauchs' präsupponiere der Sprecher, daß etwas die bestimmte Beschreibung erfüllt, weil er auf diesem Weg das Referenzobjekt identifizieren will, im anderen Fall, weil sonst der Sprechakt fehlschlagen würde (eine Behauptung keine Behauptung wäre etc.).[377] Durch das Übersehen dieses Unterschieds würden nun auch Strawsons und Russells Theorien der Beschreibungen fehlerhaft. Keine von beiden gäbe eine korrekte Beschreibung des referierenden Gebrauchs.
Donnellan unterscheidet ferner zwischen 'denote' und 'refer'. Eine bestimmte Beschreibung denotiert das Objekt, auf das sie zutrifft. Wenn jemand z.B. sagt: 'The Republican candidate for president in 1964 will be a conservative' so denotiert der Subjektausdruck Goldwater, aber wir werden nicht ohne weiters sagen, daß der Sprecher auch auf diesen referierte. (Er kann ja z.B. gar nicht gewußt haben, daß Goldwater der Präsidentschaftskandidat war).
"On my view, however, while the definite description used did denote Mr. Goldwater (...), the speaker used it attributively and did not refer to Mr. Goldwater."[378] Donnellans Unterscheidung zwischen 'referential use' und 'attributive use' bezeichnet den Unterschied zwischen der Möglichkeit des Fixierens des Referenzobjekts als einer Möglichkeit unter anderen und der prinzipiellen Möglichkeit einer sprachlogischen Individuation qua bestimmte Beschreibung. Es ist aber offensichtlich, daß erstere

letztere voraussetzt. Donnellans Unterscheidung mag in der Analyse der Bedingungen des Vollzugs von Referenzakten einen deskriptiven Sinn haben. Doch sie benennt keinen prinzipiellen Unterschied, was sie vorgibt.
Die Unterscheidung zwischen 'referierendem' und 'attributivem' Gebrauch fällt in den Gebrauch, den ein einzelner Sprecher von einer bestimmten Beschreibung machen kann. Es handelt sich dabei zweifellos um eine sinnvolle Unterscheidung, die Searle zu machen versäumte. Allerdings ist Donnellans Kritik an Russell und Strawson völlig fehl am Platz. Denn diesen ging es ja um die prinzipielle Möglichkeit, auf singuläre Objekte zu referieren.
Anders die Unterscheidung zwischen 'denote' und 'refer'. Sie betrifft den Unterschied zwischen dem, worauf der Sprecher zu referieren intendiert und dem, was der hinweisende Ausdruck bezeichnet, d.h. im Falle einer bestimmten Beschreibung, dem worauf diese zutrifft und im Falle von Eigennamen, dem, was den entsprechenden Namen trägt. Mit anderen Worten, diese Unterscheidung betrifft den Unterschied zwischen dem, worauf der Sprecher intendiert zu referieren und dem, worauf für uns der Ausdruck referiert, oder kurz, worauf der Ausdruck referiert.
Während die Unterscheidung zwischen 'referierendem' und 'attributivem Gebrauch' darauf zielt, ob der Sprecher auf ein Objekt als dasjenige, auf welches auch immer der hinweisende Ausdruck zutrifft, zu referieren intendiert ('attributiv') oder ob er sich eines hinweisenden Ausdrucks bedient, um auf ein bestimmtes und das heißt auch anderweitig(für ihn und uns) identifizierbares Objekt zu referieren, zielt die Unterscheidung zwischen 'denote' und 'refer' auf den Unterschied zwischen intendiertem Referenzobjekt und dem Objekt, worauf der hinweisende Ausdruck unabhängig von der Sprecherintention zutrifft, d.h. einem Objekt, das anderweitig identifizierbar ist (als das Objekt z.B., das den Namen 'Goldwater' trägt), ohne daß es in der Absicht (in der Möglichkeit) des Sprechers lag, es in dieser letzteren Hinsicht identifizieren zu können.[379] Dazu müssen aber wir, soll die Unterscheidung zwischen 'denote' und 'refer' aufrechterhalten werden können, imstande sein. Wir müssen sagen

können, daß das Objekt, auf das der Sprecher mit dem Ausdruck 'der Kandidat der Republikaner für die Präsidentschaftswahlen 1964' referiert, das Objekt ist, welches den Namen 'Goldwater' trägt, daß der Ausdruck 'der Kandidat.....' Goldwater denotiert.
Wäre der Sprecher prinzipiell in der selben epistemischen Situation wie wir, auf der Höhe unseres Wissens, ließe sich kein Unterschied zwischen 'denotieren' und 'referieren' ziehen, sondern nur einer zwischen 'referierendem' und 'attributivem' Gebrauch.
Von einer ähnlichen Unterscheidung ausgehend hält G. Evans Kripke vor, daß er bei seiner Charakterisierung der von ihm kritisierten Theorie nicht differenziert, ob diese Bedingungen angibt für den erfolgreichen referierenden Gebrauch (in Searles, nicht Donnellans Sinn) eines Eigennamens durch einen Sprecher in einer kontextuell individuierten Situation ('what the speaker denotes'), oder ob sie Bedingungen angibt dafür, was konventionellerweise (im Rahmen einer Sprechergemeinschaft) als das Referenzobjekt eines Namens gilt ('what the name denotes')[380]. Kripkes Gegenargumente waren aber hauptsächlich gegen die erste Version gerichtet.
Im Zusammenhang mit Kripkes Kritik war deutlich geworden, daß Searles Theorie eine entscheidende Unklarheit aufweist, eine mangelnde Unterscheidung zwischen dem, worauf ein Ausdruck, d.h. eine kollektive ('wir') Sprechergemeinschaft mit einem Ausdruck referiert und dem, worauf der Sprecher referiert bzw. zu referieren beabsichtigt. Diese Unklarheit hatte sich auf die Weise geltend gemacht, daß in dem Fall, wo ein Sprecher Beschreibungen mit einem Namen verbindet, die nicht auf das Objekt zutreffen, das wir mit einem Namen benennen, nicht zu entscheiden war, ob der Sprecher nun mit einem falschen Namen auf das Objekt referiert, auf das die Beschreibungen zutreffen, oder ob er auf das Objekt referiert, das tatsächlich (für uns) diesen Namen trägt, aber ein falsches Objekt identifiziert.
Aber lag dies nicht vielleicht nicht nur an dem von Kripke herangezogenen Beispiel? Sind nicht vielleicht Fälle denkbar, in denen der Sprecher bestimmte identifi-

fizierender Beschreibungen mit einem Eigennamen verbindet, wir diese Frage aber definitiv beantworten können? Donnellan hat versucht, einen solchen Fall zu konstruieren.[381] Donnellan will zeigen, daß, auch wenn die durch Searles Identifikationsprinzip geforderten Bedingungen erfüllt sind, das Objekt, das nach dem Prinzip das Referenzobjekt sein soll, nicht das tatsächliche Referenzobjekt zu sein braucht.[382] Donnellan will zwar nicht von vornherein abstreiten, daß ein Zutreffen von irgendwelchen spezifischen Beschreibungen auf das Referenzobjekt eine notwendige Bedingung der Referenz sein kann, aber es stelle dann keine hinreichende Bedingung dar, wie es das Identifikationsprinzip fordert.[383] Sein Beispiel besteht darin, daß innerhalb eines wahrnehmungspsychologischen Experiments zwei nur aufgrund ihrer relativen Position unterschiedene geometrische Figuren präsentiert werden, jede mit einem Namen benannt wird und identifiziert werden kann mittels Beschreibung ihrer relativen Position.[384] Nun soll sich ihre relative Position (also die einzige Identifikationsmöglichkeit) umkehren, ohne daß die Vp dies bemerkt, so daß letztere mit einem Namen immer das jeweils andere Objekt irrtümlich benennt. Hier seien die Bedingungen des Identifikationsprinzips erfüllt, der tatsächliche Referent aber ein anderer als der unterstellte. Donnellan will, ähnlich wie Kripke, zeigen, daß das Identitätsprinzip auf den Fall des Sprecherirrtums nicht eingerichtet ist, daß ihm zufolge dann das Referenzobjekt eines Namens ein anderes sein müßte als das tatsächliche, oder weniger dogmatisch ausgedrückt, als das, welches wir und sogar der Sprecher selbst unterstellen.[385] Hier bleibt uns nun nicht die Möglichkeit zu sagen, daß der Sprecher, wie in Kripkes Beispiel, mit dem Eigennamen ('Gödel') auf den Namensträger als das Objekt referiert, das die identifizierende Beschreibung erfüllt (hier: 'derjenige, der die Unvollständigkeit der Mathematik bewies'), wir insofern nicht eindeutig sagen können - wenn die identifizierende Beschreibung nicht auf das Objekt zutrifft, welches den Eigennamen trägt - auf welches Objekt der Sprecher nun referiere, auf den Namensträger

(mittels unzutreffender Beschreibungen) oder auf das Objekt, das die identifizierende Beschreibung erfüllt (mit einem unzutreffenden Namen). Denn in diesem Fall würde der Sprecher sicherlich seine Referenz korrigieren, der Namensrelation Vorrang geben und behaupten, daß es ihm darauf ankam, auf das Objekt mit dem bestimmten Namen, nicht auf ein durch eine identifizierende Beschreibung bestimmtes Objekt mit dessen Namen zu referieren.
Wir müssen also in der Tat konstatieren, daß das Identifikationsprinzip nicht auf den Fall des Sprecherirrtums eingerichtet ist, daß es uns im Falle der Inkonsistenz bzw. Widersprüchlichkeit des Identifikationswissens des Sprechers kein Kriterium an die Hand gibt, zu entscheiden, auf welches Objekt der Sprecher zu referieren intendiert (Kripkes Gödel-Beispiel), daß es fernerhin im Falle des Sprecherirrtums uns zwingt, das vermeintliche (seitens des Sprechers) Referenzobjekt, also dasjenige, welches der Sprecher - wäre er nicht im Irrtum - ev. gar nicht meinte, als das tatsächliche Referenzobjekt anzuerkennen (Donnellans Beispiel).

III.

1. Schlußfolgerungen

Zur weiteren Klärung möchte ich zunächst folgende begriffliche Unterscheidung vorschlagen: Ein Sprecher kann auf ein Objekt mit einem bestimmten Namen referieren und er kann auf ein bestimmtes Objekt mit dessen Namen referieren und beide Formen des referierenden Gebrauchs von Eigennamen brauchen nicht in jedem Fall zu koinzidieren. Diesen ersten Fall des hinweisenden Gebrauchs von Eigennamen möchte ich logisch-individuierenden Gebrauch nennen. (Vergleichbar dem 'attributiven Gebrauch' Donnellans.) Auch ein logisch-individuierender Gebrauch von Beschreibungen ist möglich. Für den logisch-individuierenden Gebrauch ist einzig das Zutreffen der entsprechenden Ausdrücke ausschlaggebend.
Aber Eigennamen und singuläre bestimmte Beschreibungen können hinweisend gebraucht werden, ohne daß sie logisch individuierend gebraucht werden: Ein Sprecher kann auf ein Objekt referieren als auf das Objekt, auf das eine bestimmte identifizierende Beschreibung zutrifft, und er kann es mit dem Eigennamen bezeichnen, mit dem er die identifizierende Beschreibung verknüpft, bzw. verknüpft wähnt - und ein Sprecher kann auf ein Objekt referieren als auf das Objekt, auf das ein bestimmter Eigennamen zutrifft, mit der identifizierenden Beschreibung, die er mit dem Eigennamen verknüpft, bzw. verknüpft wähnt. Wenn nun - im ersten Fall - der Eigenname nicht auf das Objekt zutrifft, auf das die identifizierende Beschreibung zutrifft, wäre es nicht unnatürlich zu sagen, der Sprecher referiere (eher) auf das Objekt, auf das die identifizierende Beschreibung zutrifft, statt auf das Objekt, auf das der Name zutrifft. Im zweiten Fall entsprechend umgekehrt. Im ersten Fall würden wir sagen, daß die identifizierende Beschreibung auf ein Objekt zutreffen muß, daß das Objekt das Referenzobjekt ist, auf welches auch immer die identifizierende Beschreibung zutrifft und daß dies eine notwendige Bedingung ist, und daß fernerhin der Sprecher annimmt, daß der und der Ei-

genname auf dieses durch die identifizierende Beschreibung bestimmte Objekt zutrifft, daß das Zutreffen dieser Annahme aber keine notwendige Bedingung für die Determination des Referenzobjektes ist.
Anders im Falle des logisch-individuierenden Gebrauchs von Eigennamen und bestimmten Beschreibungen. In diesem Fall ist allein das Zutreffen des hinweisenden Ausdrucks maßgeblich. D.h. das Objekt, welches auch immer, auf das die Beschreibung zutrifft, das den Eigennamen trägt, ist das Referenzobjekt.
Im Fall des logisch-individuierenden Gebrauchs von Eigennamen ist das Zutreffen irgendwelcher identifizierender Beschreibungen auf den Namensträger logisch-semantisch irrelevant, denn maßgeblich ist nur das Zutreffen der Namensrelation. Aber es ist nicht praktisch und referenztheoretisch irrelevant, ob der Sprecher in der Lage ist, das Referenzobjekt zu identifizieren. Er muß ggf . Mißverständnisse beheben können.
Wir können aber - und darauf geht Searle im Unterschied zu Kripke nicht ein - einen hinweisenden Ausdruck 'parasitisch gebrauchen', d.h. wir könnten die Referenz auf Referenzakte anderer Sprecher stützen und auf Rückfragen, die auf eine Identifikation des Referenzobjektes zielen, Antworten geben wie:'Ich meine den, den X (Sprecher) als Soundso (hinweisender Ausdruck) bezeichnet hat.' Solche Äußerungen stellen sicherlich Grenzfälle identifizierenden Beschreibens dar, denn wir wären darauf verwiesen, andere Sprecher zu fragen, welches das Objekt ist, das sie so nennen. Sie könnten dann zwar wieder auf andere Sprecher, andere Referenzakte verweisen, aber die Frage muß einmal an ein Ende kommen. Denn dies ist der Punkt, an dem mit Recht Searles und Kripkes Zirkularitätsbedenken ansetzen. Beide aber geben auf diese Frage unterschiedliche Antworten. Die Frage ist, welches das Objekt ist, das diesen Namen trägt und darin liegt auch schon die Antwort. Der Namensträger muß über die Namensrelation hinaus qualifizierbar, spezifizierbar sein. Darin liegt die Grenze des logisch-individuierenden Gebrauchs: um das Zutreffen der Namensrelation auf einen Gegenstand beur-

teilen zu können und damit den korrekten logisch-individuierenden Gebrauch, müssen Fragen wie: Welches Objekt trägt diesen Namen? auf 'unterster Ebene' beantwortet sein.
Dies aber ist die Kernthese des Identifikationsprinzips. Während Searle diese Frage durch identifizierende Beschreibungen beantwortet wissen will, fundiert Kripke die Kette dieser Fragen in einem ursprünglichen Taufakt, d.h. in der Deixis, die aber für Searle ebenfalls eine Möglichkeit darstellt, dem Identifikationsprinzip zu genügen.
Wenn wir behaupten, daß Eigennamen logisch-individuierend gebraucht werden können, so enthebt uns dies also nicht der Notwendigkeit der Determination des Referenzobjekts. Die Einführung dieses Begriffs ermöglicht es uns nur, die im Irrtumsfall mögliche Mehrdeutigkeit , ob der Sprecher mit einem unzutreffenden Namen auf ein bestimmtes Objekt, nämlich auf das, auf das die identifizierende Beschreibung zutrifft, die er zu geben bereit wäre, referiert, oder ob er auf den Namensträger referiert, d.h. das Objekt, das tatsächlich (für uns) diesen Namen trägt, aber ein falsches Objekt identifiziert und folglich falsch benennt, zu eliminieren.
Aber können wir in letzterem Fall tatsächlich sagen, daß auch wenn der Sprecher ein falsches Objekt identifiziert, der Name auf den tatsächlichen Namensträger referiert, ja daß sogar der Sprecher auf diesen referiere?
Als erstes müssen wir sagen, daß der Referenzakt scheitert, denn wir können sicherlich nicht behaupten, daß ein irrtümliches Bezeichnen einen erfolgreichen Akt der Referenz darstellt. Wir können also nicht sagen, daß der Sprecher auf den Namensträger referiert.
Aber können wir dann sagen, daß der Name, den er verwandte, auf den Namensträger referiert? Sicherlich können wir sagen, daß der Name das Nominatum bezeichnet. Wir können sagen, daß dieser Name der Name dieses bestimmten Gegenstandes ist. Für uns, das unbestimmte 'wir' einer Sprechergemeinschaft scheint es nicht fragwürdig, welches bestimmte Objekt der Ausdruck bezeichnet, fragwürdig ist nur, ob der Sprecher den Namensträger korrekt

identifiziert. Aber 'was-der-Ausdruck-bezeichnet' kann nichts anderes sein, als was eine Sprechergemeinschaft (dieses unbestimmte 'wir') mit ihm bezeichnet. Stellt sich dann aber nicht auch für dieses kollektive 'wir' der Sprechergemeinschaft die Frage, wie sie die Referenz eines hinweisenden Ausdrucks, etwa eines Eigennamens, determiniert? Es könnte sich herausstellen, daß auf dieser Ebene Searles Identifikationsprinzip - und dies schließt ja sein Anspruch ein - eine zutreffende Charakterisierung der Art und Weise gibt, wie innerhalb einer Sprechergemeinschaft die Referenz eines Eigennamens festgelegt ist.

Charakteristisch für die Diskussion dieser ganzen Problematik ist ein permanentes Lavieren zwischen Wendungen wie: 'der Sprecher beabsichtigt, auf dies und das zu referieren, aber...' und 'wir aber würden sagen, daß...'. Oder: 'Würden wir dann sagen, daß...'. Kripke operiert an entscheidenden Stellen mit dem Begriff des 'wir'.[1] Auch Donnellan greift beständig auf den Unterschied zwischen dem Sprecher und einem unbestimmten 'we' zurück.[2] Um dem Anspruch einer generellen Kritik des Identifikationsprinzips genüge zu leisten, müßte die Kritik zeigen, daß auch die korrigierende Instanz des 'we' prinzipiell die Referenz eines hinweisenden Ausdrucks, hier eines Eigennamens, unabhängig von identifizierenden Beschreibungen determinieren kann, daß sie prinzipiell auch ohne auf Beschreibungen zurückzugreifen eine Antwort auf die Frage geben kann, welches Objekt es ist, das diesen Namen trägt. Die alternative Möglichkeit der Determination des Referenzobjekts, die Kripke anschneidet, der Rekurs auf einen ursprünglichen Taufakt, erschien als praktisches referenztheoretisches Prinzip wenig plausibel.

Evans[3] wendet gegen Kripke ein, daß seine Auffassung nicht in der Lage sei, Bedeutungsänderungen und Änderungen der Referenzobjekte zu erklären.[4] Er führt als Beispiel an, daß 'Madagaskar' ursprünglich der arabische Name für einen Teil des afrikanischen Festlandes gewesen war, die Insel Madagaskar folglich für Kripke nicht Ma-

dagaskar sein könne. In solchen Fällen (der Bedeutungsänderung) revoziere die Kripkesche Auffassung zwangsläufig jede Bedeutungsänderung. Selbst wenn Kripke sich hier auf einen definitiven Akt der Umbenennung stützen wollte, der sukzessive historische Bedeutungswandel bliebe für Kripke ein Ärgernis und nicht durch intermittierende Taufakte erklärbar.

Als eine von Beschreibungen unabhängige Möglichkeit der Identifikation bietet sich natürlich die Deixis, bzw. die ostensive Definition an. In aller Rigidität durchgeführt, sahen wir diese Konzeption einer Determination der Referenzobjekte über Ostension ('Zeigen') in Wittgensteins 'Traktat', aber auch die damit verbundenen Konsequenzen. Aber abgesehen von den Problemen des 'logisch Einfachen' und der Desambigierung der ostensiven Definition, läßt sich von Searles Position ein schlichter Einwand vorbringen: Searle hatte ja explizit zugestanden, daß "es einen Grenzfall des Sagens gibt, bei dem dieses ein Zeigen einschließt "[5] und Ausdrücke, die den Gegenstand "demonstrativ präsentieren" selbst zu identifizierenden Beschreibungen gerechnet.[6]

Kehren wir nun zu der Kritik an Searle zurück. In der Tat ist Searles Identifikationsprinzip als Prinzip der Determination der Referenz eines hinweisenden Ausdrucks (für uns, für eine Sprechergemeinschaft) im Gegensatz zu einer Determination dessen, worauf der Sprecher referiert, nicht mit dem Hinweis auf die Möglichkeit des Sprecherirrtums zu erledigen. Kripkes Kritik ging deshalb weiter und stellte die Frage, ob wir, d.h. eine unbestimmte Sprechergemeinschaft, entdecken könnten, daß all unser Wissen, alle Beschreibungen, die wir mit einem Namensträger verbinden, auf diesen nicht zutreffen könnten und ob wir dann dennoch sagen könnten, daß ein Referenzobjekt des entsprechenden Eigennamens existiert, und ob es auch möglich sei, daß diese entsprechenden Beschreibungen nicht auf das Referenzobjekt zuträfen. Erstere Frage entsprach der epistemischen Komponente des Begriffs der Analytizität, letztere der modalen, wobei dieser Unterschied von Kripke mit dem Unterschied einer Interpretation der

Searleschen Theorie als Referenz- und als Bedeutungstheorie parallelisiert wurde. Wie wir sahen, erschien Kripkes Kritik im Hinblick auf die modale Problematik als berechtigt, im Hinblick auf die für eine Referenztheorie fundamentale epistemische Problematik als unzureichend. Läßt sich also das Identifikationsprinzip für eine Referenztheorie aufrechterhalten, die dann allerdings keine Theorie des Sinnes von hinweisenden Ausdrücken, hier speziell von Eigennamen wäre?

J.E.J.Altham[7] hat folgende Überlegung angestellt: Wenn wir fortgesetzt alle unsere Annahmen über das Referenzobjekt, z.B. Aristoteles, zurückweisen (Aristoteles ist nicht aus Stagira gebürtig, er ist nicht der Verfasser der 'Metaphysik'... etc.) kommen wir zu einem Punkt, an dem nicht mehr beantwortet werden kann, auf wen wir referieren. Anders liegt der Fall bei der entsprechenden modalen Konjunktion (Aristoteles könnte weder aus Stagira gebürtig sein, noch der Verfasser der 'Metaphysik' sein... etc.) Hier gibt es offensichtlich keinen Punkt, an dem kontrafaktische Annahmen die Referenz eines Ausdrucks fragwürdig machen. Altham schließt daraus, daß die Auffassung, die Referenz eines Eigennamens sei durch Beschreibungen fixiert im Unterschied zu einer Interpretation des Identifikationsprinzips als bedeutungstheoretisches Prinzip aufrechterhalten werden kann. Die Verbindung zwischen einem Ausdruck und einem bestimmten, die Referenz fixierendem 'cluster' von Beschreibungen ist dann keine logische, bzw. logisch-semantische, sondern eine epistemologische.[8] Dieser Unterschied, auf den Altham aufmerksam macht, ist überzeugend. Aber berechtigt er zu dem Schluß, daß für eine Sprechergemeinschaft (unabhängig von den Annahmen einzelner Sprecher) das Referenzobjekt eines Eigennamens durch das Zutreffen bestimmter Beschreibungen determiniert ist und daß dies eine notwendige Bedingung des referierenden Gebrauchs von Eigennamen ist?

Hier stellt sich nun aber eine analoge Frage: Kann jenes kollektive 'wir', dessen Wissen immer auf der Höhe der Zeit ist, immer schon klüger ist im Hinblick auf das Zutreffen von Beschreibungen als jeder einzelne Sprecher,

sich nicht möglicherweise in einer ähnlichen Situation befinden wie der, in der ein einzelner Sprecher irrtümlich bestimmte Beschreibungen mit einem Namensträger verband? Sicherlich gibt es diese Möglichkeit, daß eine Sprechergemeinschaft kollektive falsche Annahmen in Bezug auf das Referenzobjekt eines hinweisenden Ausdrucks hat, auf die Frage, welches Objekt diesen Namen trägt, unzutreffende Antworten parat hält, d.h. die Referenz eines Eigennamens mit auf den Namensträger unzutreffenden Beschreibungen zu fixieren beabsichtigt. Die Geschichte unseres Wissens liefert zahlreiche Beispiele dafür. Würden wir uns die Auffasssung zu eigen machen, die Referenz eines Eigennamens, aber nicht das, worauf der Sprecher referiert, sei fixiert durch das Zutreffen bestimmter Beschreibungen und daher eine abgeschwächte Searlesche Referenztheorie vertreten, wir wären zu der Konsequenz gezwungen, Referenzakte vergangener Generationen, den Zeitgenossen völlig verständlich, zu revozieren. Wir wären gezwungen, zu sagen, daß Generationen mit 'Bertold Schwarz' auf einen unbekannten Chinesen referierten, weil auf diesen und nicht auf jenen die Beschreibung 'der Erfinder des Schiesspulvers' zutreffen mag.
Sind wir aber deswegen dazu gezwungen, Kripke folgend, die Notwendigkeit einer Determination des Referenzobjektes von Eigennamen durch identifizierende Beschreibungen generell zurückzuweisen? Wie wir sahen, ist aber eine Identifikation des Referenzobjekts eines Eigennamens notwendig, um eine Antwort auf die Frage: 'Welches Objekt ist das, das diesen Namen tragen soll?' geben zu können, um beurteilen zu können, ob und auf welches Objekt der Name zutrifft. Solche Fragen fragen danach, wodurch ein Objekt spezifizierbar ist, sie fragen nach Beschreibungen, die auf das Objekt zutreffen sollen. Antworten auf solche Fragen sind erforderlich, aber wenn Sprechergemeinschaften im Verlauf der Evolution unseres Wissens die Referenz von Eigennamen und anderen hinweisenden Ausdrücken determinieren können, indem sie identifizierende Beschreibungen anführen, die unseres Wissens nicht auf das Referenzobjekt zutreffen und es zugleich als unsinnig erscheint, zu folgern, daß Sprecher dieser Spre-

chergemeinschaft mit entsprechenden hinweisenden Ausdrücken auf das referieren, worauf unserem Wissen nach die Beschreibungen zutreffen, durch die die jeweilige Sprechergemeinschaft die Referenz des entsprechenden hinweisenden Ausdrucks determiniert und Fragen der obigen Art beantwortet, so kann das Zutreffen der in Frage kommenden Beschreibungen im Sinne eines zeitlosen, wahrheitsgemäßen Zutreffens nicht ausschlaggebend sein, sondern das kollektive Wissen einer Sprechergemeinschaft, das in dem Falle, wo wir den Irrtum und das Nichtzutreffen der die Referenz determinierenden Beschreibungen feststellen, von unserem Wissen bereits überholt ist.
Dies ist die Richtung der Antwort, die ich geben möchte: Nicht das Zutreffen von bestimmten Beschreibungen im Sinne zeitloser Wahrheit bestimmt, welches Objekt das Referenzobjekt eines Eigennamens ist, sondern welche bestimmten Beschreibungen das kollektive Wissen einer Sprechergemeinschaft als zutreffend erachtet auf das Referenzobjekt eines Eigennamens, bestimmt, welches Objekt das Referenzobjekt ist.
G.Evans, der eine unrevidierte Kripkesche Position ebenso ablehnt wie die Searles, kritisiert an letzterer, daß diese die Verbindung von Referenzobjekt und den die mit dem Referenzobjekt verknüpften Assoziationen des Sprechers zum Ausdruck bringenden Beschreibungen als eine Relation des 'Zutreffens' oder 'Erfüllens' ('fit') dieser Beschreibungen durch das Objekt charakterisiert.[9]
So verstanden sei immer der Einwand möglich, daß der tatsächliche Namensträger und das Objekt, auf das die Beschreibungen des 'clusters' zutreffen, nicht identisch sind, dem Identifikationsprinzip zufolge aber letzteres das Referenzobjekt sein muß, weil auf dieses die Beschreibungen in Wahrheit zutreffen. (Cf. Kripkes Gödel-

Beispiel). Statt auf die Wahrheitsgründe eines beschreibenden Komplexes, der das individuierende Sprecherwissen zum Ausdruck bringt, zu rekurrieren, will Evans das durch Kripke ins Spiel gebrachte 'kausale'Moment favorisieren: Die prekären Konsequenzen des Identifikationsprinzips (daß Gödel Schmidt sei, wenn Schmidt in Wahrheit derjenige war, der die Unvollständigkeit der Mathematik bewies) liegen "not so much in the idea that the intended referent is determined in a more or less complicated way by the associated information, but the specific form the determination was supposed to take: fit."[10] Nicht das absolute Zutreffen bzw. die Wahrheit von Beschreibungen und Informationen, die die Referenz eines Eigennamens determinieren, kann für die Identität des Referenzobjektes ausschlaggebend sein, sondern das von dem kollektiven Wissen einer Sprechergemeinschaft erachtete Zutreffen von identifizierenden Beschreibungen.[11]

Wir stießen auf den Begriff des kollektiven Wissens, d. h. Identifikationswissens, als sich erwies, daß auch Beschreibungen, die nicht auf den Namensträger zutreffen, die Referenz eines Eigennamens determinieren können, sofern sie von einer Sprechergemeinschaft als zutreffend erachtet werden, daß das Objekt das Referenzobjekt eines Eigennamens ist, auf das entsprechende Beschreibungen nicht in jedem Fall wahrheitsgemäß, aber dem Stande eines kollektiven Wissens einer Sprechergemeinschaft nach zutreffen. D.h. auch unserem Wissen nach - die wir wieder einmal klüger sind - unzutreffende kollektive Annahmen können die Referenz determinieren. Wie aber auch falsche Annahmen über einen Gegenstand die Referenz fixieren können, läßt sich nur unter Einbezug der Geschichte unseres Identifikationswissens verständlich machen.[12] Um zu entscheiden, auf welches Objekt ein Eigennamen referiert, müssen wir erfahren, welches Objekt so benannt wird bzw. benannt wurde, dafür sind wir auf das kollektive Identifikationswissen einer Sprechergemeinschaft verwiesen, das sich aber als unzutreffend für uns erweisen kann. Damit sich dies für uns als unzutreffend erweisen

kann, müssen wir wissen, auf welches Objekt die entsprechende Sprechergemeinschaft referiert(e), d.h. wir selbst müssen das fragliche Objekt zutreffend beschreiben können, oder, weil sich unser Wissen ja ebenfalls als fälschlich herausstellen kann, wir müssen das fragliche Objekt unserem Wissen gemäß korrekt beschreiben können. M.a.W. wir müssen wissen, worin sich das Wissen jener Sprechergemeinschaft von unserem Wissen unterscheidet, d.h. aber wir müssen die Geschichte unseres Wissens kennen. Die Referenz eines Eigennamens ist also dadurch determiniert, daß die Geschichte unseres Identifikationswissens auf das fragliche Objekt zurückführt.

Weiter: Identifizierende Beschreibungen, die für 'uns' sich als unzutreffende erwiesen haben, die unser avanciertes Wissen als falsch erachtet, können deshalb die Referenz in einer bestimmten Sprechergemeinschaft determinieren, weil sie von dem kollektiven Wissen dieser Sprechergemeinschaft als zutreffend erachtet werden. Deshalb scheitert die Referenz in Fällen des kollektiven Irrtums nicht wie in Fällen individuellen Sprecherirrtums. Ihre referenzdeterminierende Kraft (im Rahmen einer Sprechergemeinschaft) haben identifizierende Beschreibungen deswegen, weil sie kollektiv für wahr gehalten werden, nicht weil sie es tatsächlich in jedem Fall auch sind. Wenn die Sprechergemeinschaft (und bestehe sie auch nur aus Sprecher und Hörer) die (für uns unzutreffenden) identifizierenden Beschreibungen kollektiv als zutreffend erachtet, kann der Referenzakt erfolgreich zustande kommen.

Ist aber nicht mehr Wahrheit oder Falschheit als Zutreffen oder Nichtzutreffen von identifizierenden Beschreibungen für die Determination des Referenzobjekts die Grundlage, und sind erst recht die Beziehungen zwischen Eigennamen und den die Referenz determinierenden Beschreibungen keine der Analytizität und der Folgerung, so kann es sich bei diesen Beziehungen um keine logischen Beziehungen handeln. Es wird daher verständlich, in welchem Sinne mit Recht Kripke den Begriff der Kausalität ('causal chain of reference') ins Spiel bringt.

Er dient dazu, die Beziehungen nichtlogischer Art zu charakterisieren, durch welche bestimmt ist, welches Objekt das Referenzobjekt ist (für Kripke durch die, auf einen ursprünglichen Taufakt zurückreichende, 'chain of reference'). Für Kripke besteht die kausale Beziehung zwischen dem einzelnen Referenzakt und - vermittelt über zahlreiche andere Referenzakte - dem ursprünglichen Taufakt. Evans, der ebenfalls der Auffassung ist, daß die prekären Konsequenzen des Identifikationsprinzips aus der Vernachlässigung dieses 'kausalen' Moments resultieren, hat Kripke folgende Verwechslung vorgeworfen:

"But it seems to me that he has mislocated the causal relation; the important causal relation lies between that item's states and doings and the speaker's body of information - not between the item's being dubbed with a name and the speaker's contemporary use of it." 13)

Dies ist aber ein entscheidender Unterschied. Eine kausale Verbindung zwischen Referenzakten zu behaupten, legt uns auf eine ganz bestimmte Sprachauffassung fest, nämlich eine, die einer behavioristischen, reiz-reaktiven Sprachauffassung nahe steht. Etwas ganz anderes aber ist es, wenn wir nach einer Möglichkeit der Charakterisierung jener Beziehungen suchen, die zwischen dem Referenzobjekt eines Eigennamens und den die Referenz determinierenden Beschreibungen bestehen und die keine des Zutreffens, bzw. des Nichtzutreffens, sein können. Sollen wir mit Evans sagen, daß eine 'kausale Verbindung' zwischen dem Identifikationswissen eines Sprechers und einem Referenzobjekt besteht? Ich bin mir nicht darüber im Klaren, was dies alles besagen kann.[14] Diese Beziehung kann unter gewissen Gesichtspunkten eine kausale sein, sie muß es aber nicht. Sie ist eine nichtlogische, eine pragmatische Bedingung der Referenz. Deshalb ist auch eine Explikation dieser Beziehung in den logisch-semantischen Kategorien der Analytizität und der Folgerung fehl am Platz. Und wenn wir uns Kripkes Unterscheidung zwischen einer Bedeutungs- und einer Referenztheorie, die allein die Art und Weise abhandelt, wie die Referenz eines hinweisenden Ausdrucks festgelegt ist, zu eigen machen, können wir sagen, daß Searles These Ei-

gennamen hätten einen Sinn, resp. eine Bedeutung, falsch ist.

Die vorangehende Kritik und Modifikation des Searleschen Identifikationsprinzips war auf den hinweisenden Gebrauch von Eigennamen bezogen. Es wurde vorgeschlagen, daß nicht das absolute Zutreffen von identifizierenden Beschreibungen, sondern welche identifizierenden Beschreibungen das kollektive Identifikationswissen einer Sprechergemeinschaft als zutreffend erachtet, dafür ausschlaggebend ist, auf welchen Gegenstand der Ausdruck, hier der Eigenname, referiert.

Wie verhält es sich nun, wenn bestimmte Beschreibungen - und nicht, wie zuvor diskutiert, Eigennamen - referierend gebraucht werden? Bestimmte Beschreibungen als solche teilen nicht per se eine individuierende Tatsache über das Referenzobjekt mit, erfordern folglich im Falle ihres singulär bestimmt hinweisenden Gebrauchs gleichermaßen die Möglichkeit einer weitergehenden Spezifikation des Referenzobjekts, erfordern auch die prinzipielle Möglichkeit der Mitteilbarkeit dieser Identifikationsmöglichkeit. Das 'Identifikationsprinzip' Searles gilt auch für den referierenden Gebrauch bestimmter Beschreibungen, wie jeglicher hinweisender Ausdruck.

Sind wir in diesem Fall gezwungen, eine ähnliche Korrektur am Identifikationsprinzip vorzunehmen wie im Falle des hinweisenden Gebrauchs von Eigennamen? Die modalen und epistemischen Probleme, die sich für Eigennamen durch den von Searle ins Spiel gebrachten Begriff der Analytizität ergaben, fallen hier weg. Im Hinblick auf bestimmte Beschreibungen kann das Identifikationsprinzip nur als referenztheoretisches Prinzip gedeutet werden, kann nicht und beansprucht es auch nicht, den 'Sinn' von hinweisenden Ausdrücken zu explizieren. Auf den Unterschied zwischen dem Zutreffen von identifizierenden Beschreibungen und der kollektiven Annahme ihres Zutreffens durch eine Sprechergemeinschaft stießen wir im Hinblick auf Fälle des Sprecherirrtums. Für bestimmte Beschreibungen gibt es aber keinen zu Eigennamen analo-

gen Unterschied zwischen dem, worauf der Ausdruck (nach kollektivem Identifikationswissen) referiert und dem, worauf der Sprecher referiert. Im Hinblick auf Eigennamen ist durch die Eineindeutigkeit der Namensrelation zumindest der Form nach (wenn auch nicht der umgangssprachlichen Praxis nach, in der die logisch strikte Eineindeutigkeit der Namensrelation nicht ohne weiteres gilt) ein singuläres Referenzobjekt determiniert, wenn auch - wie wir sahen - dadurch noch nicht in jedem Fall hinreichende Identifikationsmöglichkeiten gewährleistet sind, um einen Referenzakt erfolgreich zu vollziehen. Anders im Fall bestimmter Beschreibungen (Mit Ausnahme der 'logisch-individuierenden Beschreibungen' im Sinne Strawsons). Hier erfolgt die individuierende Determination durch ihre (im Vergleich mit Eigennamen) offensichtlicheren Situationsabhängigkeit, welche in identifizierenden Beschreibungen explizit formuliert werden kann. Vergleiche:

(1) 'Der Kellner ist ein Alkoholiker.'

(2) 'Der Kellner unserer Stammkneipe ist ein Alkoholiker.'

Selbstverständlich kann auch hier der Sprecher einem Irrtum unterliegen. Der Mann, der ihm - um im Beispiel zu bleiben - regelmäßig das Bier bringt, ist u.U. gar nicht der Kellner, sondern der Wirt. Teilt aber der Hörer die falsche(n) Annahme(n) des Sprechers, so muß deshalb ein Versuch einer Determination des intendierten Referenzobjektes mittels unzutreffender identifizierender Beschreibungen nicht notwendig fehlschlagen. Der Referenzakt kann erfolgreich sein, wenn das Identifikationswissen von Sprecher und Hörer übereinstimmt, selbst wenn es falsch ist. Deshalb ist auch hier nicht das Zutreffen der identifizierenden Beschreibung maßgeblich, sondern das gemeinsame Identifikationswissen von Sprecher und Hörer. Das absolute Zutreffen von identifizierenden Beschreibungen ist auch in diesem Fall keine notwendige Bedingung für den erfolgreichen Vollzug des Referenzaktes, sondern nur, daß das kollektive Wissen von Sprecher und Hörer die identifizierende Beschreibung als zutreffend erachtet.

Im Sinne dieser Formulierung des Identifikationsprinzips können wir dessen zuvor vorgenommene Modifikation prä-

zisieren. Die Referenz von Eigennamen und bestimmten Beschreibungen ist nicht durch das absolute Zutreffen einer oder mehrerer identifizierender Beschreibungen, durch die der hinweisende Ausdruck ergänzt werden kann, auf einen Gegenstand festgelegt, bzw. durch die Wahrheit entsprechender singulärer Existenzsätze, sondern dadurch, daß eine Sprechergemeinschaft diese für wahr hält. Für den Fall von Eigennamen heißt dies, daß eine Sprechergemeinschaft Sätze folgender Art für wahr hält: Es gibt etwas, das diesen Namen trägt und es gibt ein und nur ein Etwas, das das und das ist, und beide sind identisch. Und für den Fall von bestimmten Beschreibungen: Es gehört zu den gemeinsamen, kollektiven Wissen von Sprecher und Hörer, daß sie Sätze für wahr halten, wie: Es gibt ein und nur ein Etwas, das das und das ist. Das kollektive Identifikationswissen basiert auf dem Fürwahrhalten singulärer Existenzsätze, die nicht wahr sein müssen, d.h., die für uns nicht wahr sein müssen, weil sie sich in der Geschichte unseres Wissens als falsch erwiesen haben können. Wir unterstellen unser Identifikationswissen als wahr, weil wir unser Wissen für wahr halten. Aber nichts desto trotz können wir uns irren, ohne daß wir deshalb in Wahrheit auf etwas anderes referieren.

Wie läßt sich nun das Identifikationsprinzip modifiziert reformulieren? Wir können sagen, daß es eine notwendige Bedingung des erfolgreichen Vollzugs des Sprechaktes Referenz ist, daß der Sprecher auf Verlangen eine identifizierende Beschreibung geben kann, die das kollektive Wissen von Sprecher und Hörer bzw. einer Sprechergemeinschaft als auf denselben Gegenstand für zutreffend erachtet.

Searles Identifikationsprinzip hingegen fordert das Zutreffen von identifizierenden Beschreibungen. Daran ist soviel richtig, daß Beschreibungen wie: 'Das Objekt, von dem ich (der Sprecher) annehme, daß es als einziges das und das ist' nicht den Anforderungen identifizierender Beschreibungen genügen. Dies gilt aber nicht für Beschreibungen wie: 'Das Objekt, von dem unser gemein-

sames Wissen annimmt, von dem wir wissen, daß es als einziges das und das ist'. Referenz beinhaltet ein intentionales und ein alethisches Moment: Der Sprecher meint ein Objekt und er meint es im Falle der bestimmten singulären Referenz als das, das als einziges das und das ist. Aber nicht die bloße Meinung, daß dieses Objekt als einziges φ ist, macht es einem Hörer mitteilbar, welches Objekt das Referenzobjekt ist. Doch diese Meinung muß nicht notwendig sich als wahr erweisen, sie muß jedoch die eines kollektiven Wissens sein. Searle versucht beiden Momenten Rechnung zutragen, indem er das Zutreffen einer identifizierenden Beschreibung zugleich als Kriterium für ein erfolgreich zustande gekommenen Referenzakt und als Kriterium dafür, worauf ein Sprecher zu referieren beabsichtigt, behauptet. Die Rede vom 'Zutreffen' aber unterschlägt die Differenz zwischen dem 'wir' der Sprechergemeinschaft und der individuellen Sprecherintention, zwischen dem, worauf der Name referiert und dem, worauf der Sprecher referiert, zwischen 'denote' und 'refer' (Donnellan). Searles Referenztheorie führt daher zu der Paradoxie, daß es Sprecher nicht wissen kann, ob das, worauf er referiert auch das ist, worauf er referiert.

2. Präsuppositionen

Bei der Diskussion des Identifikationsprinzips und seiner Kritik durch Kripke erwies sich, daß die Beziehungen zwischen hinweisenden Ausdrücken, speziell Eigennamen, und identifizierenden Beschreibungen nicht wie Searle es behauptet, als logisch-semantische Sinnrelationen begriffen werden können und mittels der semantischen Begriffe der Analytizität und Folgerung expliziert werden können, sondern daß es sich dabei um nichtlogische, pragmatische Beziehungen handeln muß. Wie aber lassen sich diese nichtlogischen Relationen anders als negativ charakterisieren?

Searle hatte behauptet, daß jedem Begriff eines partikularen Gegenstandes,und damit auch dem referentiellen Bezug auf ihn,ein wahrer singulärer Existenzsatz zugrunde liegt (Primat der Existenzsätze), der diesen identifizierend beschreibt. Kann man also sagen, daß für Searle jedem bestimmt bezeichnend gebrauchten singulären Terminus eine implizite Existenzbehauptung zugrunde liegt?[15] Dies war ja der Grundgedanke der Russell'schen 'Theory of Descriptions'. Searle hatte es aber abgelehnt (s.o.), diese Russell'sche Position zu adaptieren.[16] Ein innerhalb des Sprechaktes mit einer bestimmten illokutionären Rolle vollzogener Akt der Referenz kann nicht zur Folge haben, daß ein illokutionärer Akt ipso facto zugleich immer auch ein illokutionärer Akt der Behauptung ist.[17] Searle versäumte es aber - wie wir sahen - die von ihm unterstellte logische Beziehung zwischen singulärem Existenzsatz und Proposition näher zu bestimmen.

Russell ging es um die Wahrheitsdefinitheit von Sätzen, in denen bestimmte Beschreibungen ohne existentes Referenzobjekt die Subjektstelle besetzen.Wahrheitsdefinit sind auch solche Sätze für Russell; denn wenn Sätze, deren Subjekte Kennzeichnungen und andere singuläre Termini sind, die keine 'logischen Eigennamen' sind, in singuläre Existenzsätze analysiert werden können, die implizit mitbehauptet sind, dann sind Sätze wie 'der gegenwärtige König von Frankreich ist kahlköpfig' schlicht-

weg falsch und nicht sinnlos.

Strawson hat in 'On referring' Russells These der impliziten Existenzbehauptung zurückgewiesen.[18] Auf Sätze wie den obigen Beispielsatz würden wir Strawson zufolge gewiß nicht antworten: 'Das stimmt nicht' und mit der korrekten Antwort 'es gibt keinen König von Frankreich' widersprechen wir nicht kontradiktorisch der Aussage, daß der König von Frankreich kahlköpfig sei. Wohl aber lassen solche Sätze vermuten, daß der Sprecher glaubt, es gäbe einen König von Frankreich.

"Das ließe sich vielleicht so formulieren, daß die Aussage 'Der König von Frankreich ist weise' impliziert - in einem bestimmten Sinne von 'implizieren' - daß es einen König von Frankreich gibt. Doch dies ist ein sehr spezieller und merkwürdiger Sinn von 'implizieren', der gewiss nicht äquivalent mit 'logisch implizieren' ist." 19)

Was Strawson hier noch vage und vorsichtig als 'implizieren im sehr speziellen Sinn' bezeichnet und nur negativ gegen den Begriff der logischen Folgerung eingrenzt, ist in der Folge unter dem terminus technicus 'Präsupposition' zum Gegenstand ausführlicher Diskussionen in Linguistik und Philosophie geworden.[20] Wir haben also zu unterscheiden zwischen einer impliziten Existenzbehauptung (Assertion) und einer Präsupposition, zwischen der Beziehung der logischen Folgerung und einer noch unklaren Präsuppositionsrelation. Versuchen wir diese in Strawsons Sinne an einem Beispiel zu verdeutlichen:

(S_1) Johns Kinder schlafen.

Wann werden wir sagen, die Behauptung S_1 sei wahr? Wenn (a) John Kinder hat und wenn (b) diese schlafen, scheint die selbstverständliche Antwort zu sein. Die Wahrheit des Satzes

(S') Es gibt Kinder von John.

scheint also eine notwendige Bedingung der Wahrheit von S_1 zu sein. Nehmen wir nun an, jemand widerspricht S_1:

(S_1) Johns Kinder schlafen.

(S_2) Nein. Das ist falsch.

Bestreitet nun die Entgegnung S_2 Bedingung (a) oder Bedingung (b) oder beide? Welchen Schluß würden wir in dieser Hinsicht aus S_2 ziehen? Die für Strawson wahrscheinliche

Antwort ist, daß nur (b) bestritten würde.[21] Würden beide zurückgewiesen, so wäre eine Antwort zu erwarten wie:

(S_3) John hat überhaupt keine Kinder.

(Hier wäre allerdings zwischen externer und interner Negation zu unterscheiden.) Daß John Kinder hat, scheint also eine notwendige Bedingung sowohl für die Wahrheit als auch für die Falschheit von S_1. In diesem Sinn definiert nun auch Strawson die Präsuppositionsrelation in Unterscheidung von logischer Folgerung:

"It is self-contradictory to conjoin S with the denial of S' if S' is a necessary condition of the truth, simply, of S. It is a different kind of logical absurdity to conjoin S with the denial of S' if S' is a necessary condition of the truth or falsity of S. The relation between S and S' in the first case is that S entails S'. We need a different name for the relation between S and S' in the second case; let us say, as above, that S presupposes S'." 22)

Strawson macht dabei auf einen Unterschied aufmerksam, der seinen Präsuppositionsbegriff plausibel machen soll, nämlich zwischen Sätzen wie:

(S_3) Johns Kinder schlafen und sie schlafen nicht.

(S_4) Johns Kinder schlafen und er hat keine Kinder.

S_3 ist schlicht kontradiktorisch, weil daß Johns Kinder schlafen, eine notwendige Bedingung für die Wahrheit des Satzes ist. S_3 besitzt aber eine andere Art 'logischer Absurdität', die daraus resultiert, daß die Präsupposition negiert ist, d.h. die Proposition, die als wahr vorausgesetzt sein muß, damit es überhaupt wahr oder falsch sein kann, daß Johns Kinder schlafen. Ist die Präsupposition S' nicht erfüllt, so stellt sich gar nicht die Frage, ob S wahr ist oder falsch.

Logisch wichtig ist die Theorie der Präsupposition vor allem deshalb, weil sie einen Lösungsvorschlag der Übersetzung des klassischen syllogistischen Urteilsquadrats in den Kalkül der Prädikatenlogik darstellt.[23] Logische Folgerung und Präsupposition lassen sich auch dadurch unterscheiden, daß für jene sowohl modus ponens als auch modus tollens gelten, für die Präsuppositionen jedoch nur der modus ponens.[24]

Für Strawson ist die Wahrheit der Präsupposition wie

schon aus obigem Zitat hervorgeht, eine notwendige Bedingung für Wahrheit oder Falschheit eines Aussagesatzes.[25] Strawson wendet den Präsuppositionsbegriff selbst andeutungsweise auf das Problem der Bedingungen des erfolgreichen referierenden Gebrauchs von Eigennamen an.[26] Voraussetzung der Identifikation von Einzeldingen ist die Kenntnis einer individuierenden Tatsache, die Möglichkeit einer korrespondierenden identifizierenden Beschreibung. Die Existenz eines Namensträgers setzt für Strawson voraus, daß ein 'cluster' ("ein angemessener Teil") von identifizierenden Beschreibungen auf das fragliche Objekt zutrifft. Die identifizierenden Aussagen gehören zur Voraussetzungsmenge (presupposition set) des Eigennamens.[27] Die Wahrheit dieser Aussagen wird also von der Möglichkeit der Wahrheit/Falschheit der Aussagen, die den entsprechenden Term als Subjektterm enthalten, präsupponiert.[28] Während für Russell die Wahrheit bzw. Falschheit eines singulären Existenzsatzes für die Wahrheit- bzw. Falschheit eines singulären Subjekt-Prädikatsatzes ausschlaggebend ist und beide in der Beziehung der logischen Folgerung zueinander stehen, ist für Strawson die Wahrheit eines singulären Existenzsatzes präsuppositional vorausgesetzt für die Wahrheit oder Falschheit einer Behauptung.

Mögen auch logische Folgerung und Präsupposition zu unterscheiden sein, in beiden Fällen handelt es sich um logisch-semantische Relationen, die auf der Grundlage der Wahrheit bzw. Falschheit entsprechender Aussagesätze, hier von singulären Existenzsätzen, definiert sind. M.a.W. die semantische Relation, die zwischen einem Satz und seiner Präsupposition besteht, ist also - zumindest im Strawsonschen Sinne - von der Wahrheit eines singulären Existenzsatzes abhängig. Deshalb, um auf den Ausgangspunkt des Aufgreifens der Präsuppositionsproblematik zurückzukommen, kann die Präsuppositionsrelation in ihrer Strawsonschen Fassung nicht dazu herangezogen werden, um die semantische Relation, die zwischen einem Eigennamen und einer Disjunktion identifizierender Beschreibungen Searle zufolge besteht, so zu interpretieren, daß Searles These gegen Kripkes Kritik immunisiert wird. Auch wenn wir das

Identifikationsprinzip so interpretieren, daß der erfolgreiche referierende Gebrauch eines hinweisenden Ausdrucks innerhalb eines prädikativen Satzes das Zutreffen einer Reihe von identifizierenden Beschreibungen präsupponiert, bleibt, zumindest wenn wir 'Präsupposition' im Strawsonschen Sinn verstehen - Kripkes Kritik stichhaltig. Ein weiterer Einwand ergibt sich aus Searles Sprechakttheorie selbst. Eine Verbindung von Präsuppositionsprinzip wäre per definitionem nur auf den illokutionären Akt der Behauptung applizierbar, denn die wahr/falsch-Alternative stellt sich für Strawson überhaupt ja nur für Behauptungen.[29)]

Eine Kritik an Strawsons Präsuppositionstheorie, die auf eine schärfere Trennung der logischen und pragmatischen Problematik der Präsupposition abzielt, hat W.Sellars unternommen.[30)] Sellars behauptet, daß es im Hinblick auf die 'pragmatischen Konventionen des Diskurses' unkorrekt sein kann, einen Satz als falsch zu bezeichnen, selbst dann wenn er es tatsächlich ist, oder anders formuliert, daß ein Satz auch falsch sein kann und es unkorrekt sein kann, ihn als falsch zu bezeichnen. Sellars versucht diese These durch ein Beispiel aus dem Bezugskreis fiktionaler Rede plausibel zu machen.[31)] Wenn ein Erzähler im Zusammenhang eines fiktionalen Textes äussert: 'Prince Edward exchanged his clothes for the rags of the beggar boy.' so sei es unkorrekt zu behaupten, zu entgegnen: 'Das ist falsch.' aber dennoch wäre es wahr, zu behaupten, daß die Aussage (statement) des Erzählers falsch sei.[32)] Ohne Rücksicht auf den fiktionalen Kontext - behauptet Sellars - läßt sich sagen: "The statement itself, however, was false all along."[33)] So gäbe es Fälle, in denen es gemäß pragmatischen Diskursregeln unangebracht sei, einen Satz als falsch zu bezeichnen, dieser aber demzutrotz dennoch falsch sein könne. An diesem Punkt setzt nun Sellars Kritik an Strawson an. Er führt folgenden Dialog als Beispiel an:[34)]

(1) Tom: Harry has stopped beating his grandmother.
(2) Dick: That's not so (or, No, that's false).

Betrachten wir zunächst (1). Nach Strawsons Auffassung würde (1) präsupponieren, daß Harry zuvor seine Großmutter

geschlagen hat (S'). Nur wenn S' wahr ist, dann kann (1) Strawson zufolge eine wahre oder falsche Behauptung sein, andernfalls ist der Satz (1) weder wahr noch falsch. Nun zu (2): Sellars fragt, unter welchen Bedingungen Dick (2) antworden würde. (2) scheint nur dann eine korrekte Antwort, wenn Dick der Auffassung ist, daß S'. Und deshalb scheint der Schluß nahezuliegen, daß Tom's Behauptung nur dann falsch ist, wenn S' wahr ist. So scheint zumindest Strawson zu schließen. Für Sellars ist dies aber ein Fehlschluß:

"But such an inference would be based on the idea that if it is a mistake to say of an utterance that it is false, it must be a mistake to suppose that the utterance is false. This is questionable, to say the last. There can be many reasons why it may be a mistake to say something, though it were true. Some of these reasons lie in ethic, some in manners. Some, however, concern the conventions governing discours as means of reaching agreement in discussion." 35)

Aus pragmatischen Regeln argumentativen Sprachgebrauchs folgt für Sellars, daß wir nur dann sagen können, 'Das ist falsch', wenn die den entsprechenden Satz betreffende Präsupposition (S') wahr ist, andernfalls ist eine solche Antwort nicht korrekt; trotzdem heißt dies aber nicht, daß der entsprechende Satz nur dann falsch (Strawsons These) sein kann, wenn die Präsupposition wahr ist. Die Präsuppositionsrelation ist also nichts, was die Frage der Wahrheit oder Falschheit eines Satzes tangiert, sondern etwas, was mögliche Züge gemäß pragmatischen Diskursregeln determiniert.

Daran anknüpfend entwickelt Sellars nun eine eigene Theorie der Präsupposition:

"(a) When Tom says, 'Harry has stopped beating his grandmother', he has in effect said (Hervorhebung - J.K.) 'Harry once beat his grandmother and Harry does not now beat his grandmother.' (b) He is asserting both that Harry once beat his grandmother and that Harry does not now do so. (c) His utterance is false if either of these situations fail to obtain. (d) It is incorrect, in terms of most useful conventions of discourse, for Tom to make this utterance (...) unless he believes that Harry once beat his grandmother and that Dick shares his belief. (e) It is incorrect in terms of these same conventions for Dick to say 'That is false' unless he believes that Harry once beat his grandmother and thus has as his reason for saying 'That's false' the belief that Harry continues his wicked ways." 36)

Sellars versucht also, zwei Auffassungen miteinander zu verbinden: Zum einen ist S' (daß Harry zuvor seine Großmutter geschlagen hat) implizit behauptet (dies ist die Russellsche Position), zum anderen fungiert S' als Präsupposition, insofern es inkorrekt ist gemäß pragmatischen Diskursregeln, S zu äußern, wenn der Sprecher nicht annimmt, daß S'. Sellars weist also die Präsupposition den pragmatischen Bedingungen des Diskurses zu. So kann er gegen Strawsons Russellkritik behaupten, daß Russells Analyse richtig ist, aber ergänzungsbedürftig "by an account of the conventions relating to the dynamics of discussion or argument."[37] Da die Russellsche Analyse in Kraft bleibt, ist für Sellars wie für Russell ein Satz, dessen Subjektklasse leer ist oder im Hinblick auf dessen Subjekt die Einzigkeitsbedingung nicht erfüllt ist, falsch und im Gegensatz zu Strawson nicht ohne Wahrheitswert. Der Satz ist falsch, obwohl es nur korrekt ist zu sagen, daß er falsch ist, wenn angenommen wird, daß beide Bedingungen erfüllt sind.[38]

Vergleichen wir nun Strawsons und Sellars Präsuppositionstheorie im Hinblick auf die vom Identifikationsprinzip geforderten referenztheoretischen Voraussetzungen und Kripkes Kritik daran. Unsere Diskussion resultierte darin, daß Kripke mti Recht Searles Auffassung zurückwies, daß identifizierende Beschreibungen den analytisch explizierbaren 'Sinn' von Eigennamen ausmachen, Eigennamen somit eine Bedeutung hätten, daß aber Searles Identifikationsprinzip sehr wohl eine fundamentale pragmatische Bedingung des erfolgreichen Vollzugs des Sprechakts Referenz benenne. Strawsons Präsuppositionstheorie besagte, daß einer Behauptung nur dann ein Wahrheitswert zukomme, wenn die entsprechende Präsupposition wahr ist. Für Sellars ist es hingegen eine notwendige Bedingung allein des korrekten Gebrauchs eines Satzes, daß der Sprecher glaubt, daß die Präsupposition wahr ist und ebenfalls glaubt, daß auch der Hörer diesen Glauben teilt. Interpretiert man nun das Searlesche Identifikationsprinzip so, daß ein Satz mit einem hinweisenden Ausdruck als Satz-Subjekt eine disjunktive Reihe von identifizierenden Beschreibun-

gen präsupponiert, statt daß diese analytisch mit jenem verknüpft sind, aus ihm folgen etc., so wird deutlich, daß Strawsons Präsuppositionstheorie das Identifikationsprinzip zwar hinsichtlich der logischen Folgerung einschränkt, daß jedoch Kripkes Kritikpunkte, so wie er seine Kritik an Searle exponiert, weiter aufrechterhalten werden müssen. Denn das Zutreffen von identifizierenden Beschreibungen war für Searle ebenso die Voraussetzung für die Existenz eines Referenzobjektes wie umgekehrt für Strawson die Tatsache, daß die Subjektklasse nicht leer ist, Voraussetzung dafür, daß eine Behauptung einen Wahrheitswert hat. Aber die Anwendbarkeit von Strawsons Präsuppositionstheorie auf Searles Identifikationsprinzip wäre nur mit Einschränkungen möglich. Denn daß ein Satz einen Wahrheitswert hat, ist nicht ohne weiters gleichbedeutend damit, daß das Satzsubjekt auf etwas referiert. Denn Referenz als Sprechakt ist für Searle ein Teil des propositionalen Aktes, der als solcher indifferent ist gegenüber verschiedenen illokutionären Akten, während Searle sowohl als auch Strawson nur Behauptungen einen Wahrheitswert zubilligen würden. Eine Anwendung der Sellarsschen Präsuppositionstheorie würde demgegenüber besagen, daß ein Sprecher einen Eigennamen als Satzsubjekt nur dann korrekt (referierend) gebrauchen kann, wenn er glaubt, daß eine oder mehrere identifizierende Beschreibungen von dem intendierten Referenzobjekt erfüllt werden und wenn er ferner glaubt, daß der Hörer diesen Glauben teilt. Kripkes zentrales Argument, daß ein Ausdruck auch dann ein Referenzobjekt haben kann, wenn sämtliche identifizierenden Beschreibungen nicht zutreffen, wäre gegen ein solcherart modifiziertes Identifikationsprinzip nicht mehr vorzubringen, weil dann nicht das Zutreffen dieser Beschreibungen, sondern die Annahmen von Sprecher und Hörer für die Referenz - freilich nicht mehr im Hinblick auf die Existenz eines Referenzobjektes, sondern im Hinblick auf den korrekten (Sellars) referierenden Gebrauch - entscheidend wären. Sellars Unterscheidung zwischen einer logischen Ebene, auf der die Russellsche Analyse gültig, und den pragmatischen Präsuppositionsregeln des korrekten Gebrauchs könnte dann parallel

gelesen werden zu einer in der Kripke-Kritik herausgearbeiteten Unterscheidung zwischen einer logisch-semantischen Ebene der Bedeutung, Analytizität, Folgerung etc. und der Ebene pragmatischen Bedingungen der Referenz. Gegen Sellars Präsuppositionstheorie aber ist einzuwenden, daß wie von Strawson angedeutet[39] und von Searle in seiner erwähnten Russell-Kritik ausgeführt, es nicht sehr sinnvoll ist, die Präsupposition als assertiert zu betrachten.[40] Eine Frage ist eine Frage, ein Befehl ein Befehl und keine verkappte Behauptung. Eine Frage mag zwar Voraussetzungen machen (Präsuppositionen), aber es ist zumindest irreführend, eine Frage, einen Befehl etc. als aus dem entsprechenden illokutionären Akt des Fragens, Befehlens etc. und dem illokutionären Akt des Behauptens zusammengesetzt anzusehen.[41]
Nach Sellars beruht die Präsupposition auf pragmatischen Regeln der Diskursdynamik, die aber - so kritisiert R. Keller - lediglich den Status von (im Sinne Searles) 'regulativen Regeln' hätten, während Keller die die Präsupposition betreffenden Regeln als für den Vollzug des Sprechaktes konstitutive betrachten will.[42] Regulative Regeln berühren nicht die Wahrheit oder Falschheit einer Behauptung, "Verstöße gegen konstitutive Regeln - und die Präsuppositionsregel ist eine solche - tangieren die Wahrheit oder Falschheit einer Behauptung insofern, als das erfolgreiche Gelingen ihres Vollzugs durch sie vereitelt wird."[43] Diese Kritik an Sellars ist berechtigt, erkauft dieser doch die Verbindung von Russellscher Analyse und Präsuppositionstheorie durch eine rigide Einschränkung der Reichweite von Präsuppositionsregeln auf einen von semantischen Fragen der Wahrheit/Falschheit strikte getrennten pragmatischen Bereich der Diskursdynamik. Auf dieser Ebene, so wendet Keller ein, lassen sich Präsuppositionsregeln von z.B. Höflichkeitsregeln kaum noch unterscheiden. Keller zufolge beruht Sellars Strawson-Kritik auf einer Fehlinterpretation von Strawsons Anliegen.[44] Beide Theorien zielen auf unterschiedliche Phänomene:

"Strawsons Theorie gibt die Bedingung an, unter der einer Behauptung überhaupt ein Wahrheitswert zukommt, während

Sellars' Theorie die Bedingung angibt, unter der ein Sprecher einen Satz korrekt äußern kann." 45)

Keller versucht nun eine Präsuppositionstheorie zwischen den Positionen von Strawson und Sellars zu entwickeln. Sellars Präsuppositionstheorie, die auf Sprecherannahmen und auf dem Begriff des Glaubens aufbaut, involviere ein zu hohes Maß an privater Willkürlichkeit, als daß sie zwischen ihrer Sprechweise von 'korrektem' Gebrauch und 'Korrektheit' im Sinne des Befolgens einer öffentlichen Regel vermitteln könne.[46)] Die abstrusesten Äußerungen wären demzufolge korrekt, wenn nur die Annahmen des Sprechers abstrus genug wären. Hingegen lege Strawsons Präsuppositionstheorie, auf den Begriff der Wahrheit aufgebaut, eine zu rigide Objektivität zugrunde, die uns zwänge, einen Großteil aufgestellter Behauptungen (etwa solcher vergangener Kulturen und Theorien) nicht etwa als falsche, sondern als vermeintliche Behauptungen aufzufassen.[47)] Keller will deshalb eine Präsuppositionstheorie nicht auf dem Begriff der Wahrheit aufgebaut wissen, aber auch nicht auf dem des subjektiven Glaubens, sondern auf dem des kollektiven Wissens, wobei für ihn die Präsupposition nicht behauptet ist,[48)] er demzufolge, gegen Sellars, die Verbindung der Russellschen Position mit einer Präsuppositionstheorie ablehnt und deshalb die Sellarssche These der Falschheit einer Äußerung - trotz 'Unkorrektheit' des Behauptens ihrer Falschheit qua Nichtzutreffen der Präsuppositions - zurückweist.

Keller definiert den Begriff des kollektiven Wissens wie folgt:

"Wir wollen sagen, daß die beiden Gesprächspartner A und B über das kollektive Wissen, daß p, verfügen, genau dann wenn:
(i) A ehrlich von sich behaupten kann
(1) Ich weiß, daß p.
und wenn
(ii) B ehrlich von sich behaupten kann
(1) Ich weiß, daß p.
und wenn
(iii) A ehrlich von sich behaupten kann
(2) Ich weiß, daß (ii).
und wenn
(iv) B ehrlich von sich behaupten kann
(3) Ich weiß, daß (i).
und wenn
(v) A ehrlich von sich behaupten kann
(4) Ich weiß, daß (iv).

und wenn
(vi) B ehrlich von sich behaupten kann
(5) Ich weiß, daß (iii).
(...) und so weiter ad infinitum." 49)

Keller zufolge ist dieser Regress "unschädlich".[50] Er läßt sich ad infinitum fortsetzen, hat aber ab einer bestimmten Stufe keine pragmatische Relevanz mehr. Als Regel der Präsupposition formuliert Keller:

"S' präsupponiert daß p' heißt, 'Ein Sprecher A kann durch den Akt des Behauptens (Fragens, Befehlens, etc.) des Satzes S gegenüber seinem (seinen) Gesprächspartner(n) B eine Behauptung (eine Frage, einen Befehl, etc.) nur dann erfolgreich hervorbringen, wenn 'p' zum kollektiven Wissen von A und B gehört.'" 51)

Eine Ausweitung dieses dialogischen Modells auf eine Vielzahl von Gesprächspartnern, auf eine Diskursgemeinschaft o.ä. scheint problemlos. Keller erläutert nun seine Präsuppositionstheorie anhand von Russells klassischem Beispielsatz (1) 'Der König von Frankreich ist kahlköpfig' Können wir nun als Bedingung des erfolgreichen Vollzugs einer Behauptung wie (1) formulieren, daß A weiß, daß es einen König von Frankreich gibt? Nun, wir wissen, daß es keinen König von Frankreich gibt. Wenn wir aber unser eigenes gegenwärtiges Wissen zum Maßstab dafür erheben, wann eine Behauptung erfolgreich ist, wann der Sprechakt des Behauptens zustande kommt, so hätten wir die gleiche Konsequenz, die Keller an Strawsons Präsuppositionstheorie kritisiert: eine Vielzahl von Behauptungen wären nicht falsche Behauptungen, sondern vermeintliche. Andererseits können wir keinen Begriff eines rein privaten Wissens zugrunde legen, denn dieses wäre von Glauben und Überzeugungen kaum zu unterscheiden (Sellars Position). Der Wissensbegriff, der zugrunde gelegt werden soll, darf also weder ein rein privater sein, noch darf er eo ipso mit dem avanciertesten gegenwärtigen Wissen zusammenfallen (Strawsons Position). Diese Lücke soll Kellers Begriff des kollektiven Wissens schließen. Dazu ist es notwendig, daß A von sich behaupten kann, daß er weiß, daß es einen König von Frankreich gibt. Und dazu ist es nicht allein notwendig, daß A glaubt, daß B ebenfalls dieser Meinung ist, sondern dies muß auch der Fall sein, B muß wissen, daß es einen König von Frankreich

gibt und A muß wissen, daß B dies weiß. Bedingungen ((ii) und (iii)). Die folgenden Bedingungen (iv) und (v) ergeben sich, wenn Täuschungsunterstellungen ausgeschlossen werden[52], und weil Keller die Reziprozität des Wissens (A weiß, daß B weiß, daß A weiß, daß p und B weiß, daß A weiß, daß B weiß, daß p) unterstellt.[53] Das was für Keller Gegenstand des kollektiven Wissens ist, sind keine Behauptungen, sondern Propositionen. Präsuppositionen sind Propositionen.[54] Aber ist eine solche Formulierung wie 'A weiß, daß es einen König von Frankreich gibt' überhaupt sinnvoll? Erlaubt die Grammatik des Ausdrucks 'Wissen' überhaupt von einem Wissen zu reden, daß wir für falsch erachten, bzw. das es auch ist? Die scheinbare Synonymie dieser letzten beiden Nebensätze ist aufschlussreich. 'Wissen' ist nicht schlichtweg gleichbedeutend mit 'wahre Überzeugung'. Im Gegensatz zu den Ausdrücken 'Glauben' und 'für wahr halten' mit denen wir über überholte, obsolete Annahmen sprechen, oder über solche, die wir nicht teilen, verwenden wir die Ausdrücke 'Wissen' und 'wahr sein' immer nur, um uns auf einen aktuellen Kenntnisstand zu beziehen und wenn wir über die Überzeugung anderer Leute sprechen, nur dann, wenn wir diese teilen:

"Wir sind bezüglich dessen, was wir unser Wissen nennen, gewissermaßen immer auf der Höhe der Zeit. Unser Gebrauch von 'ich weiß, daß...' und 'es ist wahr, daß...' erweckt irreführenderweise den Eindruck, als seien wir im Besitz zeitloser universaler Objektivität; irreführenderweise insofern, als wir selbstverständlich permanent unsere Meinung darüber, was wahr ist, ändern." 55)

Was heute unser kollektives Wissen ist, von dem können wir morgen sagen: Wir glaubten damals, daß...', 'wir hielten damals für wahr, daß...., heute aber wissen wir, daß in Wahrheit...'. Wenn wir auch nicht sagen können, daß A und B wissen, daß es einen König von Frankreich gibt, so können doch A und B oder eine Diskursgemeinschaft, die hinter dem Mond lebt, legitimerweise voneinander sagen, daß sie wissen, daß es einen König von Frankreich gibt, ohne gegen die Grammatik des Gebrauchs des Ausdrucks 'wissen' zu verstoßen.

Würden wir uns im Hinblick auf die Probleme identifizie-

renden Bezeichnens Strawsons Theorie anschließen, wir wären mit Searle unvorbereitet auf Einwände, die uns die Möglichkeit des Sprecherirrtums vorhalten. Würden wir uns Sellars Präsuppositionstheorie anschließen, wären wir mit der Tatsache konfrontiert, daß bloße Sprecherannahmen ('das X, von dem ich glaube, daß es als einziges φ ist') nicht geeignet sind, die Referenz eines Ausdrucks zu determinieren. Sellars Präsuppositionstheorie erlaubt es allerdings, einen Schritt voran zu tun in Richtung auf eine Charakterisierung von referentiellen Voraussetzungen, die nicht von logisch-semantischer Art sind. Hingegen erlaubt es die von Keller skizzierte Präsuppositionstheorie, eine Verbindung zu ziehen zu dem in der Kritik an Searles Identifikationsprinzip entwickelten Thesen.

Wir haben uns im Vorangehenden eine pragmatische Theorie der Präsupposition zu eigen gemacht. Als pragmatische Präsuppositionen verstehen wir Voraussetzungen des erfolgreichen Vollzugs ('felicity-conditions') eines kommunikativen Aktes (hier: der Referenz), die sich auf das gemeinsame Wissen von Sprecher und Hörer beziehen.[56] Wir können die oben ausgeführte Theorie der Existenzpräsupposition auf das Problem des identifizierenden Bezeichnens ausdehnen.[57] Wenn die Präsuppositionsrelation so zu formulieren ist, daß S präsupponiert S' heißt, daß das kollektive Wissen von Sprecher und Hörer besagt, daß S' zutrifft, dann können wir sagen, daß die Beziehung zwischen hinweisenden Ausdrücken und identifizierenden Beschreibungen, über die die Referenz der entsprechenden Ausdrücke determiniert ist, die der Präsupposition ist. Der Sprecher präsupponiert im Fall des bestimmten singulären hinweisenden Gebrauchs von Eigenschaften und bestimmten Beschreibungen, daß es zum kollektiven Wissen von Sprecher und Hörer bzw. einer Sprechergemeinschaft gehört, daß auf das Referenzobjekt die und die identifizierende Beschreibung zutrifft und der Sprechakt ist dann erfolgreich, kommt dann zustande, wenn diese Präsupposition zutrifft. Der Sprecher setzt, wenn er einen Eigennamen, eine bestimmte Beschreibung,

oder auch ein Pronomen hinweisend gebraucht, voraus, daß der Hörer weiß, wovon er spricht, d.h. er präsupponiert, daß der Hörer das Referenzobjekt identifizieren kann und das heißt, daß er über die Möglichkeit verfügt, eine identifizierende Beschreibung des Referenzobjektes zu geben, und der Sprecher setzt voraus, daß dies eine identifizierende Beschreibung ist, die er selbst geben könnte, sonst würde er sie geben. Kurz: er präsupponiert ein gemeinsames Identifikationswissen.

Anmerkungen

Einleitung

1) Zur Einführung vgl. Lyons, J.: Semantics, Vol.1. Cambridge 1977, Chap.7: Reference, sense and denotation, S.174ff

2) Auf den Zusammenhang von Pragmatik und Referenztheorie hat wegweisend Y.Bar-Hillel aufmerksam gemacht (Cf. Bar-Hillel, Y.: Indexial Expressions. in: Idem: Aspects of Language. Jerusalem 1970, S.68ff) Die Referenz sprachlicher Ausdrücke hängt in vielen Fällen von dem pragmatischen Kontext ab. So kann z.B. kontextabhängigen Sätzen unabhängig vom Kontext kein Wahrheitswert zugeschrieben werden.

3) Cf. Chomsky, N.: Reflexionen über die Sprache. Frankfurt/M. 1977, S.58ff. Chomsky erörtert den Zusammenhang "der beiden interagierenden Systeme" Sprache und 'Common Sense Verständnis' (Ibid. S.60) und kommt dabei auf Kripkes Semantik der Eigennamen zu sprechen (s. auch unten)

4) Wunderlich, D.: Referenzsemantik. in: Funk-Kolleg Sprache. Eine Einführung in die moderne Linguistik, Bd.II, Frankfurt/M. 1973, S.102ff. Idem: Pragmatik, Sprechsituation, Deixis. Z.f.Lit.wiss. und Ling. 1 (1971), S.151ff. Idem: Grundlagen der Linguistik. Reinbek 1974, Kap.9.I.: Die sprachexterne Bedeutung sprachlicher Ausdrücke (Referenzsemantik), S.238ff. Idem: Sprechakte. (Kap.2. Referenzsemantik), in: Maas, U./Wunderlich, D. (Hg.): Pragmatik und sprachliches Handeln. Frankfurt/M. 1972, S.92ff. Heringer, H.J. u.a.: Einführung in die praktische Semantik. Heidelberg 1977, S.106ff. Heringer, H.J.: Praktische Semantik. Stuttgart 1974. Wiegand, H.E.: Zeichenbegriff, Intern- und Referenzsemantik. Marginalien zu einigen Auffassungen D.Wunderlichs. Z. f.german.Ling. 1 (1973), S.67ff. Ferner: Immler, M.: Versuch einer integrierten Theorie von Bedeutung, Referenz, Kompetenz und Performanz. Papiere z. Linguistik 5 (1973), S.89ff. Ballmer, Th.T.: Einführung und Kontrolle von Diskurswelten. in: Rüttenauer, M. (Hg.): Textlinguistik und Pragmatik. Hamburg 1974, S.185ff. Ferner von der Position der GTG: Isenberg, H.: Überlegungen zur Texttheorie, in: Ihwe, J. (Hg.): Literaturwissenschaft und Linguistik. Ergebnisse und Perspektiven. Bd.1, Fankfurt/M. 1971, S.155ff. In Auseinandersetzung mit der GTG: Kummer, W.: Referenz, Pragmatik und zwei mögliche Textmodelle. in: Wunderlich, D. (Hg.): Probleme und Fortschritte der Transformationsgrammatik (Referate d. 4.Linguist.Kolloquiums Berlin 1969) München 1971, S.175ff. Vgl. ferner: Schnelle, H.: Sprachphilosophie und Linguistik. Prinzipien der Sprachanalyse a priori und a posteriori. Reinbek 1973, S.193ff.
Im engeren thematischen Bereich: Schleichert, H.: Iden-

tifikation und die Semantik von Eigennamen. Ling.Ber. 15 (1971), S.12ff. Lötscher, A.: Individuen als semantisch-grammatische Kategorie. in: Ballweg-Schramm, A./ Lötscher, A. (Hg.): Semantische Studien. (Forschungsberichte des Inst.f.Dtsch.Sprache 37) Tübingen 1977, S.57ff. Gabriel, G.: Kennzeichnung und Präsupposition. Ling.Ber. 15 (1971), S.27ff

Kapitel I:

1) Russell, B.: Über das Kennzeichnen. (On Denoting.) in: Idem: Philosophische und politische Aufsätze, Stuttgart 1971, S.3ff (im Folgenden: OD (On Denoting)).

2) Pitcher, G.: Die Philosophie Wittgensteins. München 1967, S.18. Russells 'Principles of Mathematics' (erschienen 1903) war vermutlich Wittgensteins erste Lektüre auf dem Gebiet der Grundlagen der Mathematik. Zur Biographie Wittgensteins siehe: Pitcher op.cit. Kap.1. Malcolm, L.: Ludwig Wittgenstein, A Memoir. London 1958. von Wright, G.: Ludwig Wittgenstein. A Biological Sketch. Phil.Rev. 64 (1955), S.527ff.

3) Cf. Urmson, J.O.: Philosophical Analysis, Oxford 1956. Pears, D.: Logical Atomism: Russell and Wittgenstein. in: Ayer, A.J. et al. (ed.): The Revolution in Philosophy, London 1956, S.43.

4) Unter 'Kennzeichnungen' versteht Russell zusammengesetzte Ausdrücke von der Art 'ein Soundso' (unbestimmte Beschreibung) oder 'der Soundso' (bestimmte Beschreibung). (Cf. Russell, B.: Einführung in die mathematische Philosophie. Wiesbaden o.J. S.184. Cf. Whitehead, A.N./Russell, B.: Principia mathematica. Cambridge 1970, S.66f. Dort macht Russell noch nicht die Unterscheidung zwischen bestimmten und unbestimmten Beschreibungen. Wenn er von Beschreibungen spricht, sind diese als bestimmte Beschreibungen zu verstehen.) Ferner unterscheidet Russell zwischen 'Satzfunktionen', z.B. 'x ist ein Mensch' ($\varphi(x)$) und Subjektausdrücken. "Eine 'Satzfunktion' ist nämlich ein Ausdruck, der einen oder mehrere unbestimmte Bestandteile in der Weise enthält, daß der Ausdruck zu einem Satz wird, wenn diesen Bestandteilen Werte zugeschrieben werden. (D.h. Subjektausdrücke in sie eingesetzt werden - J. K.) Mit anderen Worten, es handelt sich um eine Funktion, deren Werte Sätze sind." (Russell, B.: Einführung, op.cit., S.172f. Cf. Idem: Die Philosophie des logischen Atomismus. in: Idem: Die Philosophie des logischen Atomismus. Aufsätze zu Logik und Erkenntnistheorie 1908-1918. München 1976, S.228 (im folgenden: LA) Das Paradigma eines Subjektausdrucks ist auch für Russell der Name: "Ein Name ist ein einfaches Symbol, das etwas bedeutet, das nur als Subjekt auftreten kann (ein Individuum - J.K.)" (Russell, B.: Einführung, op.cit., S.190) Er ist "ein einfaches Symbol, das direkt ein Individuum bezeichnet, das die Bedeutung des Symbols darstellt." (Ibid., S.191) Für den Namen gilt: Seine Bedeutung ist der Gegenstand. Neben Namen lassen sich aber auch Kennzeichnungen gramma-

tisch korrekt als Subjektausdrücke verwenden; wir werden aber sehen, daß sich die Frage stellt, ob sie auch streng logisch echte Subjektausdrücke sind. Russell unterscheidet außerdem zwischen einer Aussage (Proposition) oder Gedanken und ihrem sprachlichen Ausdruck, dem Satz (der bspw. übersetzbar ist).(Cf. OD, S.8 u. S.15. Cf. Frege, G.: Sinn und Bedeutung. in: ders.: Funktion, Begriff, Bedeutung. Göttingen 1975, S.46. Russell kritisiert aber Freges Auffassung, daß es neben der 'Bedeutung' (der Extension) noch einen 'Sinn' (bzw. einen Gedanken) gibt. (OD, S.9 Anm. 11) Die Russellsche 'Aussage' ('Gedanke') ist also keinesfalls gleichbedeutend mit Freges 'Gedanken', sondern allein die Abstraktion vom sprachlichen Ausdruck des konstativen Satzes. Diesen Unterschied zwischen Aussage und Satz nicht genügend berücksichtigt zu haben, wirft G.E.Moore Russell vor. (Cf. Moore, G.E.: Russell's Theory of Descriptions. in: Schilpp, P.A. (ed.): The Philosophy of Bertrand Russell. Evanston, Chicago 1951, S.184ff.))

5) Russell charakterisiert sein Problem wie folgt: "Die Argumente für die Theorie ergeben sich aus den Schwierigkeiten, die unvermeidlich scheinen, wenn wir Kennzeichnungen als Zeichen für echte Bestandteile der Aussagen oder Gedanken betrachten, in deren verbalen Ausdruck sie vorkommen." (OD, S.8) Sind sie 'echte Bestandteile der Aussage', wie verhält es sich dann, wenn Kennzeichnungen, die kein Referenzobjekt besitzen, die Subjektstelle eines prädikativen Satzes einnehmen?

6) OD, S.3ff

7) OD, S.3

8) Meinong, A. et al.: Untersuchungen zur Gegenstandstheorie und Psychologie. Leipzig 1904.

9) Russell, B.: Einführung, op.cit., S.186. (Inwieweit Russell in seiner Kritik Meinongs Intention korrekt trifft, sei hier dahingestellt. (Dagegen F.Grant-Johnson: Referenz und Intersubjektivität. Frankfurt 1976, S.47ff.))

10) OD, S.9f.

11) Russell, B.: Einführung op.cit., S.187

12) OD, S.11

13) Cf. Strawson, P.F.: Bezeichnen. in: Idem: Logik und Linguistik. München 1974, S.83ff und idem: Identifizierendes Bezeichnen und Wahrheitswerte. Ibid, S.117 ff. Quine, W.O.: Word and Object, Cambridge 1964, §37, S.176ff.

14) OD, S.12

15) Russell, B.: Die Philosophie des Logischen Atomismus, op.cit., S.247f

16) Strawson, P.F.: Bezeichnen, op.cit.; S.85ff

17) an diesem Punkt setzen die Präsuppositionsdiskussionen

an. Cf. Petöfi, J.S./Franck, D. (Hg.): Präsuppositionen in Philosophie und Linguistik. Frankfurt/M. 1973. Ferner Keller, R.: Wahrheit und kollektives Wissen. Düsseldorf 1975.

18) Russell, B.: Die Philosophie des Logischen Atomismus. in: Idem: Die Philosophie des Logischen Atomismus. Aufsätze zu Logik und Erkenntnistheorie 1908-1918, München 1976, (im folgenden: LA) S.248

19) Ibid, S.245

20) Ibid.

21) Cf. S.6 Anm.4

22) Hier wird der Isomorphismus der Bildtheorie des 'Traktats' angedeutet.

23) LA, S.245

24) Ibid., S.244

25) Ibid., S.239

26) Ibid., S.245

27) OD S.8

28) LA, S.244, OD, S.8 u. S.16

29) Russell, B.: Erkenntnis durch Bekanntschaft und Erkenntnis durch Beschreibung. in: Idem: Die Philosophie des Logischen Atomismus, op.cit., S.80f.

30) "In einer solchen Sprache würden die Wörter einer Aussage mit Ausnahme von solchen wie 'oder', 'nicht', 'wenn' und 'dann', die eine andere Funktion erfüllen, je einem Bestandteil der betreffenden Tatsache korrespondieren. In einer logisch perfekten Sprache gäbe es für jedes einfache Objekt nur ein einziges Wort. Was nicht einfach ist, würde durch Kombinationen aus Wörtern für einfache Dinge ausgedrückt, so daß jedem Wort der Kombination ein Bestandteil des betreffenden Komplexes korrespondiert. Eine solche Sprache wäre vollkommen analytisch und würde auf den ersten Blick zeigen, welche logische Struktur die behauptete oder negierte Tatsache besitzt. Die in den Principia Mathematica entwickelte Sprache will eine solche Sprache sein." LA, S.197

31) Ibid., S.231

32) z.B.: Menschen existieren und Sokrates ist ein Mensch, also existiert Sokrates.

33) Ibid., S.231

34) Ibid., S.230

35) wir werden später sehen, daß dies bei Wittgenstein zum Kriterium für Eigennamen wird.

36) OD, S.5

37) Russell, B.: Einführung, op.cit., S.196, Cf. Whitehead, A.N./Russell, B.: Principia Mathematica, op. cit., S.66

38) Cf. Russell, B.: Einführung, op.cit., S.191

39) Cf. Russell, B.: Einführung, op.cit., S.191. Vgl. auch S.6 Anm.4

40) LA, S.242

41) Ibid.

42) Russell, B.: Einführung, op.cit., S.190

43) Ibid., S.191

44) OD S.7

45) Russell, B.: Einführung, op.cit., S.189

46) OD S.7

47) Ibid., S.5

48) Ibid., S.8

49) Russell, B.: Einführung, op.cit., S.196

50) Cf. Whitehead, A.N./Russell, B.: Principia Mathematica, op.cit., S.66

51) LA, S.240

52) Russell, B.: Erkenntnis, op.cit., S.70f.

53) "The meanings of all empirical words depend ultimately upon ostensive definitions, (...) ostensive definitions depend upon experience, and (...) experience is egocentric." Russell, B.: Mr. Strawson on referring. Mind LXVI (1957), S.386.

54) OD, S.3. Auf Gegenstände wie den 'Massenmittelpunkt des Sonnensystems' oder geistige und seelische Zustände und Ereignisse anderer Leute (hier präludiert der empiristische Problemkreis der 'other minds') können wir uns nur indirekt mittels Kennzeichnungen beziehen, da wir diese nicht direkt wahrnehmen können. Russells Theorie der Beschreibungen will es nun gemäß dem empiristischen Reduktionsprogramm leisten, jene theoretischen Begriffe, (auf nicht-empirische Entitäten referierende Kennzeichnungen) auf Wahrnehmungssituationen zurückzuführen. (Hierin etwa Carnaps Konstitutionssystem der Begriffe im 'Logischen Aufbau der Welt' vergleichbar.) "Ein interessantes Ergebnis unserer Theorie ist, dies: Wenn uns etwas vorliegt, womit wir keine unmittelbare Bekanntschaft, sondern wovon wir nur eine Definition mit Kennzeichnungen haben, dann enthalten die Aussagen, die dies Ding mittels einer Kennzeichnung einführen, es nicht wirklich als Bestandteil, sondern stattdessen die Bestandteile, die durch die verschiedenen Wörter der Kennzeichnung ausgedrückt werden. Also sind in jeder Aussage, die wir erfassen können (d.h. nicht nur in jenen, über deren Wahrheit oder Falschheit wir entscheiden, sondern in allen, über die wir nachdenken können) alle Bestandteile tatsächlich Entitäten, mit denen wir unmittelbare Bekanntschaft haben." (OD, S.21f)

55) Ibid., S.4

56) Russell, B.: Erkenntnis, op.cit., S.81

57) "Ich nenne meine Theorie logischen Atomismus, weil die Atome, zu denen ich als den letzten unzerlegbaren Bestandteilen bei der Analyse kommen möchte, nicht physikalische, sondern logische Atome sind. Von diesen Atomen sind die einen die Dinge, die ich Individuen nenne - kleine Farbfleckem Töne, kurzlebige Dinge - die anderen die Prädikate, Relationen etc." (LA, S.179. In dieser Arbeit (S.270ff) versucht Russell, die Identität von materiellen Dingen und Personen als Konstruktion von aufeinander bezogenen (ähnlichen) Wahrnehmungssituationen phänomenalistisch zu begründen. Zur Problematik des Phänomenalismus vgl. Stegmüller, W.: Der Phänomenalismus und seine Schwierigkeiten. Darmstadt 1969) Auf seine semantische Theorie bezogen bedeutet jenes empiristische Prinzip, alles Denken habe mit Bekanntschaft anzufangen, für Russell folgendes: "Das fundamentale erkenntnistheoretische Prinzip der Analyse von Aussagen, die Beschreibungen enthalten, muß vollständig aus Bestandteilen bestehen, mit denen wir bekannt sind." (Russell, B.: Erkenntnis, op.cit., S.73) Der Sinn bzw. das Verstehen eines Satzes wird somit zurückgeführt auf die unmittelbare Bekanntschaft mit den empirischen Konstituenten einer Tatsache.

58) Wittgenstein, L.: Tractatus logico-philosophicus. Logisch-philosophische Abhandlung. in: Idem: Schriften 1, Frankfurt 1969, S.7ff (Im folgenden: T (= Tractatus))

59) Teile der Vorarbeiten sind festgehalten und zugänglich in: Wittgenstein, L.: Prototractatus. An early version of Tractatus logico-philosophicus by Ludwig Wittgenstein. Ed.by B.F.McGuiness, T.Nyberg, G.H.von Wright. London 1971 (zit.: Prototractatus). Idem: Tagebücher 1914-1916. in: Idem: Schriften Bd.1, op.cit., S.85ff (im folgenden: TB (= Tagebücher)). Idem: Aufzeichnungen über Logik. in: Idem: Schriften 1, op. cit., S.186ff. (im folgenden: NL (= Noteson Logic)) Idem: Aufzeichnungen, die G.E.Moore in Norwegen nach Diktat niedergeschrieben hat. in: Idem: Schriften 1, op.cit., S.226ff (im folgenden: NDM (= Notes dictated to Moore))

60) Zur Würdigung der logisch-atomistischen Ontologie des 'Traktats' vom Gesichtspunkt der neueren Logik aus: cf. Cocchiarella, N.: Logical Atomism, Nominalism, and modal Logic. Synthese 31 (1975), S.23ff

61) Cf. Specht, K.: Die sprachphilosophischen und ontologischen Grundlagen im Spätwerk Ludwig Wittgensteins. Köln 1963 (Kant-Studien, Ergänzungsheft 84), der in Kap.III, S.30ff einen Vergleich der Sprachphilosophie des Aristoteles und der des 'Traktats' unternimmt.

62) Vgl. das Vorwort zum 'Traktat', wo Wittgenstein ausführt, daß es ihm gleichgültig sei, ob seine Gedankengänge sich mit denen der Philosophiegeschichte berühren. T., S.9

63) Cf. Morrison, J.C.F.: Meaning and Truth in Wittgen-

stein's Tractatus. The Hague 1968, S.17ff

64) TB (9.5.15), S.137

65) T.3.261, S.20

66) TB (9.5.15), S.137

67) T.3.201 , S.19

68) T.3.26, S.20

69) TB (31.5.15), S.144, Cf. Griffin, J.: Wittgensteins Logical Atomism. Oxford 1964, S.7

70) NL, S.222

71) T.3.26, S.20

72) T.3.261, S.20

73) T.3.202, S.19

74) T.3.261, S.20

75) T.3.203, S.19

76) T.3.221, S.19

77) Cf. Wittgenstein, L.: Philosophische Bemerkungen. in: L.W.: Schriften Bd.2, Frankfurt/M. 1970 (im folgenden: PB (= Philosophische Bemerkungen))

78) Cf. Black, M.: A Companion to Wittgenstein's Tractatus. Cambridge/Mass. 1964, S.115. Anscombe, E.: Introduction to Wittgenstein's Tractatus. London 1961, S.84

79) Cf. Zabeeh, F.:What is a Name? The Hague 1968, S.50ff

80) T.2.02, S.13

81) Wittgensteins Auffassungen, daß ein absoluter Unterschied bestehe zwischen definierten Zeichen und Urzeichen, und daß definierte Zeichen immer indirekt bezeichnen, hält Stenius für "verworren". (Stenius, E.: Wittgensteins Traktat. Frankfurt 1969, S.161) Die erste These, so argumentiert Stenius, scheint nur für ein logisches Begriffssystem - wie z.B. das der Geometrie - zuzutreffen. Aber selbst dort ist es eine Frage der Konvention, welche Begriffe als Grundbegriffe gewählt werden. Folglich kann es keinen absoluten und wesentlichen Unterschied zwischen beiden Zeichenarten geben. Ferner erscheint es für Stenius auch nicht zwingend, daß jedes definierte Zeichen nur über jene Zeichen, durch die es definiert wurde, bezeichnet, daß also definierte Zeichen immer nur indirekt bezeichnen. "Mindestens die Tatsache, daß ein Zeichen definiert werden kann, zeigt nicht, daß es nicht direkt bezeichnet." (Ibid., S.162) Von Belang sei nur, daß es Sätze geben müsse, die direkt verstanden werden, ohne erst in andere Sätze übersetzt zu werden. Deren Bestandteile müssen ebenfalls direkt verstanden werden können, und können in diesem Sinne 'Urzeichen' genannt werden. Daraus folge aber nicht, daß diese Urzeichen nicht definierbar seien (Ibid., S.163). Stenius zielt also auf das Satzverständnis bzw. auf das Verständnis von Ausdrücken, jedoch ge-

hört dies gerade auch zu Wittgensteins Anliegen. Wittgenstein geht es um die Definierbarkeit vor allem im Hinblick auf eine Theorie des Satzsinnes (Cf. T. 3.263 u. T.3.3, S.20 u. T.4.024f., S.28) Wittgenstein vertritt zwar die Auffassung, daß Urzeichen nicht definierbar sind, aber die schwächere Form der These, daß es Ausdrücke geben müsse, die auch ohne die prinzipielle Möglichkeit einer Definition verstanden werden können, muß Stenius mit ihm teilen. Es muß elementare Ausdrücke geben, deren Bedeutung unabhängig ist von der Bedeutung anderer Zeichen und die in diesem Sinne allein direkt bezeichnen. Und welche Ausdrücke welche anderen voraussetzen, mag im Hinblick auf Definitionen in logischen Begriffssystemen noch eine Frage der Konvention sein, im Hinblick auf den Spracherwerb aber eine einer nicht willkürlichen semantischen Entwicklungslogik.

82) T.3.263, S.20

83) Ibid.

84) In T.3.24 findet sich folgender Hinweis: "Die Zusammenfassung des Symbols eines Komplexes in ein einfaches Symbol kann durch eine Definition ausgedrückt werden." (S.19)

85) Frege, G.: Grundgesetze der Arithmetik. Bd.2, Darmstadt 1962. Cf. Gabriel, G.: Definitionen und Interessen. Über die praktischen Grundlagen der Definitionslehre. Stuttgart/Bad Cannstatt 1972, S.33ff

86) Platon: Theätet. Leipzig ^{4}1944, c.39, S.129ff. "Mir ist nämlich, als hätte ich von einigen gehört, daß die ersten Elemente, aus denen wir selbst und alles andere zusammengesetzt sind, keine Erklärung zulassen. Jedes an und für sich seiende könne man nur benennen, sonst könne man nichts davon aussagen, weder, daß es ist, noch daß es nicht ist. Denn dann würde ihnen schon Sein oder Nichtsein beigelegt; man dürfe aber nichts hinzutun, wenn man eben jenes für sich aussprechen will. (...) So aber sei es unmöglich, irgendeines dieser Elemente vermittelst einer Erklärung zum Ausdruck zu bringen, denn sie könnten nur mit ihren Namen genannt werden. (Hervorhebung von mir - J.K.)"

87) Wittgenstein, L.: Philosophische Untersuchungen. in: L.W.: Schriften Bd 1, op.cit., S.279ff (im Folgenden: PU (= Philosophische Untersuchungen)) Hier: §46f, S. 312f.

88) Fast wird auch die Beziehung von Urelementen und Namen bei Plato als eine isomorphe Abbildung im Sinne der Abbildtheorie des Satzsinnes verstanden: "So seien denn die Namen, weil verknüpft, zur Rede (Erklärung) geworden; denn die Verknüpfung der Namen sei das Wesen der Rede (Erklärung). So seien denn die Elemente ohne Erklärung und unerkennbar, die Verknüpfungen aber erkennbar und durch Rede darstellbar und durch wahre Meinung vorstellbar." (op.cit., S.129) Vgl. dazu auch: Lorenz, K.: Elemente der Sprachkritik. Eine Alternative zu Dogmatismus und Skeptizismus in der Analytischen

Philosophie. Frankfurt/M., S.83f. Lorenz versucht transzendentalphilosophische Argumentationsformen im 'Traktat' aufzufinden. Cf. ibid., S.37 u. passim.

89) Cf. TB (17.6.15), S.153ff

90) T.3.23, S.19

91) Kenny, A.: Wittgenstein. Frankfurt/M. 1974, S.98

92) TB (31.5.15), S.144

93) Cf. T.2.02331, S.13

94) Cf. Bogen, J.: Wittgenstein's Philosophy of Language. London 1972, S.71ff: "I speculate that Wittgenstein thought determinacy of sense would be impossible without simples because a description could not uniquely identify a complex unless it had simple constituents by which the description could identify it, and unless there were primitive symbols by which to mention the simple constituents."

95) Cf. T.5.526 (S.59): "Man kann die Welt vollständig durch vollkommen verallgemeinerte Sätze beschreiben, das heißt also, ohne irgend einen Namen von vornherein einem Gegenstand zuzuordnen. Um dann auf die gewöhnliche Ausdrucksweise zu kommen, muß man einfach nach einem Ausdruck 'es gibt ein und nur ein X, welches...' sagen: 'Und dies X ist a.'" Worauf Wittgenstein hier zielt, ist folgendes: Eine Beschreibung mittels vollkommen verallgemeinerter Sätze kann insofern eine vollständige Beschreibung der Welt sein, als sie ein isomorphes Bild von ihr, von ihrer externen und internen Struktur sein kann. Gesetzt zum Beispiel (Cf. Black, M.: Companion, op.cit., S.288) eine mögliche Welt, definiert durch den nicht allgemeinen Satz: W:fa.~fb. Dann ist ein vollständig verallgemeinerter Satz g folgender: $(\exists x, y, \varphi)(\varphi x.\sim\varphi y)$ eine ständige Beschreibung von W. Er kann aber nicht sagen, daß dieses Ding jene Eigenschaft besitzt (Cf. TB (31.5.15), S.144). Um dies sagen zu können, müßte jene im zweiten Teil von T.5.526 angesprochene Operation vollzogen werden: Es müssten Namen als Individuenkonstanten eingeführt werden: $(\exists x, y, \varphi)(\varphi x.\sim\varphi y.x = a .y = b. \varphi = f)$ "W. does not mean that names are theoretically superfluous: (...) W.'s point is that the general propositions describe, without any imprecision, the general structural features - the make up or constitution - of the actual universe. However, such a description cannot express the respect in which the actual universe differs from an isomorphic one that might have existed in its place." (Black, op. cit., S.288) Vollständig verallgemeinerte Sätze sind - und das will Wittgenstein sagen - deskriptive Sätze und sie sind kontingente Sätze wie alle sinnvollen Sätze im Gegensatz zu Tautologie und Kontradiktion (T.4.46, S.41).

96) T.2.02331, S.13

97) Cf. Bogen, J.: Wittgenstein's Philosophy of Language, op.cit., S.72

98) T.4.123, S.34f

99) Cf. T.2.02331, S.13 u. T.5.5302, S.60

100) T.2.0233, S.13

101) Cf. T.5.5302, S.60, auch Bogen, J.: Wittgenstein's Philosophy of Language, op.cit., S.73. In der vollständig analysierten Form eines bestimmt bezeichnenden Satzes entfällt für Wittgenstein der Identitätssatz, da T.5.53 (S.59f) folgende Konvention einführt: "Gleichheit des Gegenstandes drücke ich durch Gleichheit des Zeichens aus, und nicht mit Hilfe des Gleichheitszeichens." Auch dies ein Erfordernis der Eineindeutigkeit der Namensrelation.

102) T.2.0201, S.13

103) TB (31.5.15), S.144

104) T.3.24, S.19

105) Die Terminologie schon bei Russell. Cf. Stenius, E.: Wittgensteins Traktat, op.cit., S.98. Cf. T.4.123, S.44

106) T.3.24, S.33f

107) Ib. Cf. Black, M.: Companion, op.cit., S.112

108) TB (16.6.15), S.152

109) Prototractatus, 3.20102, S.64

110) Ibid.

111) T.2.012, S.11

112) T.2.0123, S.13

113) TB (18.6.15), S.156

114) Ibid.

115) TB (18.6.15), S.156

116) Ibid., S.155

117) T.3.21, S.19

118) T.2.02, S.13

119) T.4.04, S.29

120) TB (17.6.15), S.155

121) Cf. Prototractatus, 3.20103, S.64, TB (18.6.15), S. 156

122) TB (18.6.15), S.156

123) Ibid.

124) Vgl. z.B. Popper, K.: British Philosophy in Mid-Century. London 1957, S.163

125) TB (18.6.15), S.156

126) Cf. T.4.1121, S.32f

127) T.2.012, S.11

128) TB (23.5.15), S.141, Cf. Anscombe, E.: Introduction, op.cit., S.29

129) "Es scheint, daß die Idee des EINFACHEN in der des Komplexen und in der Idee der Analyse bereits enthalten liegt, so zwar, daß wir ganz absehend von irgendwelchen Beispielen einfacher Gegenstände oder von Sätzen, in welchen von solchen die Rede ist, zu dieser Idee kommen und die Existenz der einfachen Gegenstände als eine logische Notwendigkeit - a priori - einsehen." TB (14.6.15), S.151

130) T.3.25, S.19, cf. T.3.3442, S.25

131) TB (17.6.15), S.154

132) Cf. PU §47, S. 312f u. §60, S.321f

133) T.4.221, S.37

134) T.4.22 Ibid.

135) T.3.3, S.20

136) T.4.23, S.37

137) T.3.141, S.18

138) Ibid.

139) Cf. Stenius, E.: Wittgensteins Traktat, op.cit., S.119ff.

140) T.3.318, S.21. Zu den prädikatenlogischen Grundbegriffen vgl. etwa Wall, R.: Einführung in die Logik und Mathematik für Linguisten 1: Logik und Mengenlehre. Kronberg 1973, S.87ff

141) T.4.24, S.37

142) Der 'logischen Form' (Cf. T.4.12 - 4.1212) entsprechen 'formale Eigenschaften und Relationen' (die dasselbe wie interne Eigenschaften und Relationen) (Cf. 4.122), die wiederum durch 'formale Begriffe' dargestellt werden (T. 4.126 - 4.1274): "Jede Variable ist das Zeichen eines formalen Begriffes. Denn jede Variable stellt eine konstante Form dar." (T. 4.1271, S.35)

143) T.2.0271, S.14

144) T.4.21, S.37

145) T.2.01, S.11

146) T.2, S.11. Wittgenstein läßt allerdings auch negative Tatsachen zu (daß ein Sachverhalt nicht besteht) (Cf. T.2.06, S.14. Cf. Stenius, E.: Wittgensteins Traktat, op.cit., S.52f.) Da Elementarsätze grundsätzlich positiv sein müssen, können auch korrespondierende atomare Tatsachen nur positiv sein.

147) T.4.25, S.38

148) T.2.011, S.11 u. T.2.0121, S.11f

149) T.2.031f, S.14

150) T.2.0141, S.13

151) T.2.0123, S.12

152) T.2.01231, S.12 u. T.4.122, S.33. Stenius Auffassung,

Wittgenstein gebrauche für komplexe Zusammenhänge von Sachverhalten den Ausdruck 'Sachlage' (Stenius, E.: Wittgensteins Traktat, op.cit., S.50f) kann ich nicht folgen. Passagen des 'Traktats' wie T.5.135, (S.46) wären widersinnig, würde der Ausdruck 'Sachlage' nur für Komplexe gebraucht.

153) T.2.0231, S.13

154) T.2.04, S.14

155) T.1.1, S.11

156) T.1.13, S.11

157) T.2.0124f, S.12 u. T.2.014, S.13

158) T.4.26, S.38

159) Auf die Frage, ob Relationen, Prädikate auch zu den 'Gegenständen' zu zählen sind, wird weiter unten eingegangen.

160) Stenius, E.: Wittgensteins Traktat, op.cit., S.56ff

161) T.2.0131, S.12

162) T.2.0232, S.13

163) T.2.0251, S.14

164) T.2.0141, S.13

165) T.4.4, S.39

166) T.5, S.43f

167) T.4.431, S.40

168) T.4.441, S.40

169) T.4.0312, S.29

170) T.6, S.66

171) Cf. Quine, W.O. van: Grundzüge der Logik, Frankfurt/M 1974, S.37f

172) T.6.001, S.66. Auf die Details kann ich hier nicht eingehen. Cf. z.B. Kenny, A.: Wittgenstein, op.cit., S.104ff

173) Cf. Anscombe, E.: Introduction, op.cit., S.31f

174) T.5.11f, S.45

175) T.5.11f, S.45

176) T.5.134, S.46

177) T.1.21, S.11

178) T.2.061f, S.14

179) T.4.0311, S.28f

180) Diesen Fehler macht E.O'Shaughnessys Kritik an der Abbildtheorie, da sie den Bildbegriff des 'Traktats' nicht im Sinne einer mathematischen Abbildung, sondern wörtlicher, im Sinne eines Ikons mit raum-zeitlicher Ähnlichkeit zwischen signifikans und signifikatum auffasst. Sie wird damit sicherlich nicht Wittgensteins Intentionen gerecht. Cf. E.O'Shaughnessy: The

Picture Theory of Meaning. in: Copi, J.M./Beard, R. W. (eds.): Essays on Wittgenstein's Tractatus. London 1966, S.115ff

181) T.2.1, S.14

182) T.2.14 u. T.2.15, S.15

183) T.2.13, S.15

184) Cf. T.2.15, S.15

185) T.2.151, S.15

186) T.2.014f, S.13 u. T.2.033, S.14

187) Cf. Stenius, E.: Wittgenstein's Traktat, op.cit., S. 124f

188) T.4.04, S.29

189) T.2.17, S.15

190) T.2.18, S.16

191) T.2.181, S.16

192) T.2.182, S.16

193) T.2.171, S.15

194) T.2.202f, S.16

195) T.2.21, S.16

196) T.2.141, S.15

197) T.2.172, S.16

198) Cf. T.2.203, S.16 u. T.3.02, S.17

199) Cf. T.4.12ff, S.32f

200) T.2.221, S.16

201) T.4.01, S.26

202) T.2.12, S.14

203) T.2.11, S.14

204) T.4.1, S.31

205) T.2.131, S.15

206) T.4.0312, S.29

207) T.4.03, S.28

208) T.2.172, S.16

209) T.4.121, S.32f u. Cf. T.4.12, S.32

210) T.4.1211, S.33

211) T.4.1212, S.33

212) T.6.54, S.83

213) Cf. Stenius, E.: Wittgensteins Traktat, op.cit., S. 277ff. Stegmüller, W.: Hauptströmungen der Gegenwartsphilosophie. Bd.I, Stuttgart 1969, S.554ff

214) T.4.25, S.38

215) T.4.05, S.30

216) T.2.21, S.16

217) T.4.023, S.28f

218) T.4.023, S.28

219) T.4.3f, S.39

220) T.4.41f, S.39f

221) T.5.11f, S.45

222) T.3.23, S.19

223) Cf. Stenius, E.: Wittgensteins Traktat, op.cit., S. 156ff

224) T.3.203, S.19

225) zitiert nach Bogen, J.: Witggenstein's Philosophy of Language, op.cit., S.66

226) PU §39, S.309f

227) T.2.021, S.13

228) T.2.024, S.13

229) T.2.027, S.14

230) T.2.0231, S.13

231) T.1.1, S.11

232) Cf. T.2.11, S.14, T.2.15, S.15

233) Cf. T.2.173f, S.16 u. T.2.22f, S.16

234) T.2.202, S.16

235) T.2.1, S.14

236) Stenius, E.: Wittgensteins Traktat, op.cit., S.184

237) T.2.22f, S.16

238) T.2.17, S.15

239) T.2.181f, S.16

240) T.4.031, S.28

241) T.3.11f, S.17

242) Cf. T.4.0141, S.27

243) T.4.031, S.28

244) T.4.024, S.28

245) T.4.027, S.28 u. T.4.03, S.28

246) T.4.024, S.28. Cf. Stenius, E.: Wittgensteins Traktat, op.cit., S.163

247) T.4.026, S.28

248) Cf. T.4.03, S.28

249) Stenius, E.: Wittgensteins Traktat, op.cit., S.85f

250) Stegmüller, W.: Hauptströmungen I, op.cit., S.546 u. Idem: Eine modelltheoretische Präzisierung der wittgensteinschen Bildtheorie. in: Idem: Aufsätze zu Kant und Wittgenstein. Darmstadt 1974, S.62ff u. Idem: Ludwig Wittgenstein als Ontologe, Isomorphie-

theoretiker, Transzendentalphilosoph und Konstruktivist. Phil.Rundschau 1965, S.116

251) Pitcher, G.: Die Philosophie Wittgensteins, op.cit., S.135f

252) Anscombe,G.E.: Introduction, op.cit., S.109

253) Griffin, J.: Wittgenstein's Logical Atomism, op.cit., S.15ff

254) Copi, I.M.: Objects, properties and relations in the Tractatus. in: Copi, I.M./Beyad, R.: Essays on Wittgenstein's Tractatus, op.cit., S.167ff. Vgl. auch Keyt, D.: Wittgensteins Notion of an object. Ibid. S.290

255) "Auch Relationen und Eigenschaften etc. sind Gegenstände." TB (16.6.15), S.152. Dagegen Ibid., S.204 u. NDM, S.230

256) T.3.1432, S.18

257) NL, S.204

258) T.4.123, S.34f

259) T.4.24, S.37. Pitcher, G.: Die Philosophie Wittgensteins, op.cit., S.138

260) T.4.22, S.37

261) T.2.0141, S.13

262) T.2.0231, S.13

263) Pitcher, G.: Die Philosophie Wittgensteins, op.cit., S.139

264) Ibid., S.140

265) Griffin, J.: Wittgenstein's Logical Atomism, op.cit., S.17

266) bzw. raum-zeitliche Relationen

267) T.2.171, S.15

268) T.2.182, S.16

269) T.4.014f, S.27

270) Ibid.

271) Cf. Stenius, E.: Wittgensteins Traktat, op.cit., S. 171f

272) NDM, S.230

273) NL, S.204

274) NDM, S.230. Cf. T.3.3f, S.20

275) NDM, S.230

276) Cf. TB (4.10.14), S.96, (9.10.14) S.97f

277) "Wenn Frege und Russell von Gegenständen gesprochen haben, so hatten sie immer das im Auge, was sprachlich durch ein Substantiv wiedergegeben wird, also sagen wir die Körper wie Stühle und Tische. Die ganze Auffassung der Gegenstände hängt also aufs engste

zusammen mit der Subjekt-Prädikat Form der Sätze. Es ist klar, wo es keine Subjekt-Prädikat Form gibt, da kann man auch in diesem Sinne nicht von Gegenständen sprechen.(...)
Nun meine ich: Für das ganze Gebiet der Elementarsätze herrscht ein Grundsatz, und der lautet: Die Form der Elementarsätze läßt sich nicht vorhersehen. Es ist einfach lächerlich, wenn man glaubt, hier mit der gewöhnlichen Form der Umgangssprache, mit Subjekt-Prädikat, mit dualen Relationen und so weiter auszukommen." Wittgenstein und der Wiener Kreis. Gespräche. Aufgezeichnet von F.Waismann. hg.v.B.F.Mc Guiness. in: Ludwig Wittgenstein. Schriften 3. Frankfurt/M 1967 (im Folgenden: WWK (= Wittgenstein und der Wiener Kreis), S.41f. Cf. T.4.1272, S.35, wo Wittgenstein von dem "Scheinbegriff 'Gegenstand'" spricht.

278) WWK, S.43

279) Stenius, E.: Wittgensteins Traktat, op.cit., S.174

280) Stegmüller, W.: Eine modelltheoretische Präzisierung, op.cit., S.76

281) T.4.002, S.25f

282) T.4.002, S.25f

283) T.3.32 - 3.325, S.21f. Cf. Bogen, J.: Wittgenstein's Philosophy of Language, op.cit., S.60 u. Kenny, A.: Wittgenstein, op.cit., S.62

284) T.3.32, S.21

285) T.3.322, S.21f

286) T.3.324, S.22

287) T.3.325, S.22

288) Cf. TB (31.5.15), S.144, Bogen, J.: Wittgenstein's Philosophy of Language, op.cit., S.62f

289) T.3.202, S.19

290) T.3.24, S.19

291) Cf. Carnap, R.: Bedeutungspostulate. in: Sukale, M.: Moderne Sprachphilosophie, Hamburg 1976, S.68ff

292) T.5.11f, S.45f

293) T.5.134, S.46

294) Cf. Anscombe, E.: Introduction, op.cit., S.35

295) S.o. PU, §58, S.320

296) Ibid.

297) TB (18.6.15), S.155f

298) Cf. Stenius, E.: Wittgensteins Traktat, op.cit., S.164

299) TB (31.5.15), S.144

300) T.2.1515, S.15

301) So der spätere Wittgenstein und die an ihn anknüpfende Tradition. Cf. PU, §79, S.330f

Kapitel 2 :

1) Wittgenstein, L.: Philosophische Grammatik. in: L.W.: Schriften Bd.4, Frankfurt/M. 1969 (im Folgenden: PG (= Philosophische Grammatik)). Hier S.210f

2) Wittgenstein, L.: Some Remarks on Logical Form. in: Copi, J./Beard, R.W.: Essays on Wittgensteins Tractatus. London 1966, S.31ff. Kenny, A.: Wittgenstein, op.cit., S.124ff. Für Kenny ist die Preisgabe der Auffassung, die Elementarsätze seien unabhängig voneinander, die wichtigste in den 'Remarks on Logical Form' vorgenommene Änderung an den Gedanken des Traktats.

3) PG, S.210f. Wenn ein Gegenstand etwa doch rot und grün zugleich sein sollte ('gefleckt'), dann wäre er kein atomarer 'Gegenstand' in Wittgensteins Sinn.

4) WWK, S.63f. Cf. PB, S.317

5) WWK, S.74ff, bes. S.80, PB, S.109ff

6) WWK, S.63f., PB, S.317ff

7) WWK, S.67ff

8) Cf. WWK, S.65ff, S.150

9) WWK, S.150. Ob diese Frege-Interpretation zutreffend ist, sei hier nur am Rande in Zweifel gezogen.

10) Cf. Kambartel, F.: Erfahrungen und Struktur, Frankfurt 1968

11) Saussure, F. de: Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft. Berlin 1967, S.104ff.

12) WWK, S.38-41, S.44, S.51-52

13) WWK, Ibid.

14) Cf. PG, S.268f

15) PU, §39, S.309f. Vgl. auch Wittgenstein, L.: Eine Philosophische Betrachtung (Das sogenannte Braune Buch). in: Idem: Schriften 5, Frankfurt/M. 1970 (im Folgendeb: BrB (= Braunes Buch)), S.158

16) PU, §39, S.310

17) PU, §46, S.312

18) BrB, S.158. P.Feyerabend (Feyerabend, P.: Wittgenstein's Philosophical Investigations. in: Pitcher, G. (ed.): Wittgenstein: The Philosophical Investigations. London 1966. S.105ff) hat versucht, die von Wittgenstein kritisierten Auffassungen bzw. Theorie in fünf Thesen zu resümieren: (1) Die Bedeutung eines Ausdrucks ist der Gegenstand, für den er steht. (2) Der Sinn, die Bedeutung eines Ausdrucks muß bestimmt und definitiv sein, im gewöhnlichen Sprachgebrauch ist er es nicht. (3) Deshalb muß der Philosoph (a) herausfinden, wofür ein Wort essentiell steht. Die Methode dafür ist die Analyse. (b) oder eine Ideale Sprache konstruieren. (4) Die Korrektheit der Analyse wird unter Berufung auf Erfahrung, d.h. sinnliche Erfahrung, Ge-

fühle, die Präsenz eines mentalen Bildes, oder innere geistige Prozesse geprüft. (5) Eine Sprache lernen heißt Objekten einen Namen geben.

19) PU, §40, S.310. Wenn Strawson (Strawson, P.F.: Kritische Notiz zu einigen Begriffen in Wittgensteins Philosophie. in: Steinvorth, U. (Hg.): Über Ludwig Wittgenstein. Frankfurt/M. 1968, S.52ff. Hier S.60f.) hier einwendet, daß Wittgenstein übersieht, daß im gewöhnlichen Sprachgebrauch wir kaum von der 'Bedeutung' eines Eigennamens sprechen, so mißversteht er Wittgenstein gründlich. Denn Wittgensteins Argument geht ja in eine ähnliche Richtung. Wittgenstein will ja gerade zeigen, daß semantische Theorien wie die des 'Traktats', das Wort 'Bedeutung' sprachwidrig zu gebrauchen gezwungen sind.

20) Cf. L.Wittgenstein: Das Blaue Buch. in: L.W.: Schriften Bd.5. Frankfurt/M. 1970, S.15ff, (im Folgenden: BlB (= Blaues Buch)) Hier S.56ff

21) PU, §41, S.310f

22) PU, §56, S.319f

23) PU, §50, S.316

24) PU, §50, S.316

25) PU, §56, S.320

26) PU, §53, S.317f

27) Ibid.

28) PU, §50, S.316. Das Muster gehört für Wittgenstein zur Sprache selbst: "Ich werde jede Tatsache, deren Bestehen Voraussetzung für den Sinn eines Satzes ist, als zur Sprache gehörig rechnen." (PB, S.78)

29) PU, §16, S.295f

30) PU, §57, S.320. Cf. PG, S.88

31) PU, §7, S.292f

32) PU, §58, S.320; PB, S.72

33) PU, §58, S.320

34) Cf. Keller, R.: Wahrheit und kollektives Wissen. Zur Theorie der Präsupposition, Düsseldorf 1975.

35) PU, §58, S.321

36) PU, §47, S.312

37) Ibid.

38) PU, §47, S.313

39) PU, §60, S.322. W.Künne (Künne, W.: Beschreiben und Benennen. Untersuchungen zu einer Kontroverse zwischen logischer Analysis und Linguistischer Phänomenologie. Neue Hefte f. Philosophie 1 (1971), S.33ff) kritisiert an diesem Beispiel Wittgensteins, daß Befehle nicht wahr oder falsch sein können, die Analyse aber die Wahrheitsbedingungen aufweisen solle.

40) PU, §47, S.313f

41) Cf. Steinvorth, U.: Wittgensteins transzendentale Untersuchung der ostensiven Definition. in: Kant-Studien, 60 (1969), S.495ff. Strawson, P.F.: Kritische Notiz, op.cit., S.54f

42) BlB, S.16, PU, §28, S.302f

43) PU, §28, S.303; PG, S.60 u. S.90

44) PU, §29, S.303, BrB, S.120, PG, S.61f. In der PG werden entsprechend "der Ort eines Wortes in der Grammatik ist seine Bedeutung. Ich kann aber auch sagen: Die Bedeutung eines Wortes ist das, was die Erklärung der Bedeutung erklärt." (PG, S.59) die intensionalen Voraussetzungen der ostensiven Definition stärker akzentuiert als durch den Sprachspielbegriff der PU. Demgemäß schränkt Wittgenstein hier noch ein: "Der Gebrauch des Wortes in der Sprache ist seine Bedeutung." (PG, S.60) oder noch schärfer: "Die Bedeutung ist die Rolle, die das Wort im Kalkül spielt." (PG, S.63) Vgl. auch PG, S.312) Steinvorths Anliegen ist es, durch eine Rekapitulation von Wittgensteins Aufweis der 'grammatischen' Voraussetzungen der Identifikation des deiktisch, ostensiv aufgewiesenen Referenzobjektes der ungenügenden Beachtung des Zusammenhangs der Begriffe von 'Sprachspiel' und 'Grammatik' entgegenzutreten. (Cf. Steinvorth, op.cit., S.495)

45) PG, S.202

46) BlB, S.47, PG, S.59

47) PG, S.364. Zu dieser Problematik ausführlich: Strawson, P.F.: Einzelding und logisches Subjekt, Stuttgart 1972, T.1 Kap.1, S.17ff

48) PU, §30, S.304

49) PU, §27, S.302

50) Wittgenstein, L.: Über Gewissheit. Frankfurt/M. 1970, S.19: "Das Kind, welches anfängt, die Sprache zu lernen, hat natürlich den Begriff des Heißens noch garnicht."

51) PU, §31, S.305

52) PU, §32, S.305; Cf. BrB, S.151

53) Pitcher, G.: Die Philosophie Wittgensteins, op.cit., S. 201ff

54) Stegmüller, W.: Hauptströmungen der Gegenwartsphilosophie, Bd.I, op.cit., S.525ff. Eine entgegengesetzte Überspitzung findet sich bei K.Lorenz (Elemente der Sprachkritik, op.cit., S.113), wenn er die PU zu einer Art 'logischer Propädeutik' des 'Traktats' erklärt.

55) Lorenz, K.: Elemente der Sprachkritik, op.cit., S. 106ff. Cf. Feyerabend, P.: Wittgenstein's Philosophical Investigations, op.cit., S.148

56) Bubner, R.: Die Einheit in Wittgensteins Wandlungen. in: Philos. Rundschau 15 (1968), S.161ff

57) Kenny, A.: Wittgenstein, op.cit., S.263

58) Bogen, J.: Wittgenstein's Philosophy of Language, op. cit., S.13

59) Kenny, A.: Wittgenstein, op.cit., S.261

60) Vgl. T.4.0031: "Alle Philosophie ist 'Sprachkritik'." (S.26) Pears, D.: Wittgenstein and Austin. in: Williams, B./Monteflore, A. (eds.): British analytical Philosophy. London 1966, S.37. Vor allem die deutsche Wittgenstein-Rezeption hat versucht, in Wittgenstein den sprachkritischen Nachfolger der Kantischen Transzendentalphilosophie zu sehen: "Aus der Vernunftkritik ist Sprachkritik geworden" urteilt K.Lorenz (Lorenz, K.: Der Beginn der sprachanalytischen Philosophie. Bertrand Russell und der Logische Empirismus, George Edward Moore und der linguistische Phänomenalismus' in: Gerhardt, M.(Hg.): Linguistik und Sprachphilosophie. München 1974, S.55ff.) Cf. Idem: Der Höhepunkt der sprachanalytischen Philosophie - Ludwig Wittgensteins Vermittlung von Logischem Empirismus und linguistischem Phänomenalismus. in: Gerhardt, M.(Hg.): Linguistik und Sprachphilosophie, op.cit., S.71ff; und Idem: Elemente der Sprachkritik, op.cit., S.64ff) W.Stegmüller meint, daß Wittgenstein "Kants transzendentalen Idealismus von der Ebene der Vernunft auf die Ebene der Sprache transformierte". (Stegmüller, W.: Hauptströmungen I, op.cit., S.555) J.Hartnack, detaillierter ansetzend, parallelisiert Kant und Wittgenstein, indem er die Antinomien der KrV als 'philosophische Probleme' (im Sinne Wittgensteins begreift. (Hartnack, J.: Kant und Wittgenstein. in: Kant-Studien 60 (1969), S.131ff) K.Harries ist der Auffassung, daß eine realistische und eine transzendentalphilosophische Tendenz im Werk Wittgensteins im Widerstreit liegen. (Harries, K.: Two conflicting Interpretations of Language in Wittgenstein's Investigations. in: Kant-Studien 59 (1968) S.397ff). Auf die Verbindung Kant - Wittgenstein weist auch hin: Pears, D.: Ludwig Wittgenstein. München 1971, S.44ff. Cf. auch Cavell, St.: Der Zugang zu Wittgensteins Spätphilosophie. in: Steinvorth, U. (Hg.): Über Ludwig Wittgenstein, op.cit., S.143ff. E.Stenius widmet ein Kapitel seiner Arbeit über den 'Traktat' dem 'Kantianer' Wittgenstein (Stenius, E.: Wittgensteins Traktat, op.cit., S.279ff) J.Habermas hatte in seiner Arbeit: Zur Logik der Sozialwissenschaften. Materialien. Frankfurt/M. 1970. versucht, bestimmte, seiner Auffassung nach transzendentalphilosophische und gegen den Logischen Empirismus wendbare Gehalte der Wittgensteinschen Philosophie für eine Kritik der positivistischen Soziologie und eine Restauration der soziologischen Kategorie des 'Sinns' auf sprachphilosophischer Grundlage in Dienst zu nehmen: "Während Sprachanalyse einst für die Naturwissenschaften, die mit Wissenschaft überhaupt identifiziert worden waren, nur die transzendentallogischen Voraussetzungen klären konnte und sollte, fällt sie nun mit einer verstehenden Soziologie ihrer Struktur nach zusammen. Beide analysieren Regeln von Sprachspielen als Formen sozialer Lebenswelten." (Ibid. S.232) Diese Wittgenstein-

rezeption war weitgehend von P.Winch (Winch, P.: Die Idee der Sozialwissenschaft und ihr Verhältnis zur Philosophie. Frankfurt 1966) inspiriert, der ein ähnliches Ziel verfolgte. (Zu Wittgenstein, vgl. Winch, P.: Die Idee der Sozialwissenschaft, op.cit., S.36ff) Habermas war der Auffassung, daß über den Sprachspielbegriff eine Fundierung von Sinnkonstitution in praktischen Handlungen möglich sei. (Idem: Zur Logik der Sozialwissenschaft. op.cit., S.236ff). Später ist dieser Gedanke zugunsten einer 'Universalpragmatik' in den Hintergrund getreten. Zu Wittgenstein cf. auch Habermas, J.: Sprachspiel, Intention und Bedeutung. in: Wiggershaus, R. (Hg.): Sprachanalyse und Soziologie. Frankfurt 1975, S.319ff; und Idem: Wittgensteins Rückkehr. in: Idem: Philosophisch-politische Profile. Frankfurt 1971, S.141f. In enger Zusammenarbeit mit Habermas hat K.O.Apel Wittgenstein für seine Systematisierung der neueren Philosophiegeschichte als 'Transformation' der (kantischen) Vernunftkritik über die Ebene der Sprachkritik auf die Ebene der Gesellschaftskritik zu nutzen versucht. (Apel, K.: Transformation der Philosophie. Frankfurt 1973. Darin vor allem die Arbeiten: Wittgenstein und Heidegger. Die Frage nach dem Sinn von Sein und der Sinnlosigkeitsverdacht gegen alle Metaphysik. (Bd.I, S.225ff) und: Wittgenstein und das Problem des hermeneutischen Verstehens. (Bd. I, S.335ff) und: Die Entfaltung der 'sprachanalytischen' Philosophie und das Problem der 'Geisteswissenschaften'. (Bd.II, S.28ff). Wittgensteins Sprachspielbegriff soll dabei wiederum, ähnlich wie bei Habermas, die Ebene der Sprachkritik, die ebenfalls transzendentalphilosophisch interpretiert wird, mit der Ebene der gesellschaftskritischen soziologischen Reflexion vermitteln, den Blick auf die 'Kommunikationsgemeinschaft' als das reale transzendentale Subjekt eröffnen. Kritisch zu Apel von der Seite des 'kritischen Rationalismus': Albert, H.: Transzendentale Träumereien. Karl-Otto Apels Sprachspiele und sein hermeneutischer Gott. Hamburg 1975. Anknüpfend an Apel hat J.Zimmermann versucht, Wittgenstein und die hermeneutische Tradition von Gadamer und Heidegger zu einer 'kritischen Sprachspiel-Hermeneutik' zusammenzudenken. (Zimmermann, J.: Wittgensteins sprachphilosophische Hermeneutik. Frankfurt 1975)

61) PU, §§122ff, S.345f; §§115ff, S.343f

62) PU, §§132ff, S.346f; bes. §133, S.347; §109, S.342; §255, S.393; §309, S.407; §593, S.465; BlB, S.15f; S.51ff, cf. Wittgenstein, L.: Zettel. Hg.v.G.E.M.Anscombe und G.H. von Wright. in: L.W.: Schriften Bd.5, Frankfurt/M. 1970, S.283ff (im folgenden: Z (= Zettel)). Hier bes.: §382, S.365; §452, S.379.

63) PU, §109, S.342

64) PU, §115, S.343

65) BlB, S.15

66) T.3.325, S.22

67) PU, §116, S.343

68) PU, §133, S.347. Gegen diese Auffassung wendet sich: Schulz, W.: Wittgenstein. Die Negation der Philosophie. Pfullingen 1967, S.70f

69) T.5.5563, S.64; PU, §98, S.339

70) T.4.002, S.25f

71) So, wenn der Philosoph der Auffassung, dem 'Bild' folgend, daß jedem Substantiv ein Ding entspricht, nach dem Wesen des Meinens forscht.

72) PU, §132, S.347

73) PU, §38, S.309. Solche Formulierungen lassen sich wohl am ehesten sinngemäß auf den 'Jargon der Eigentlichkeit' ('das Nichts nichtet') beziehen. Vgl. Adorno, Th.W.: Jargon der Eigentlichkeit. Zur deutschen Ideologie. Frankfurt 1970. PU, §122, S.345

74) "Weil wir nicht eine körperliche Handlung angeben können, die wir das Zeigen auf die Form (im Gegensatz z. B. zur Farbe) nennen, so sagen wir, es entspreche diesen Worten eine geistige Tätigkeit." (PU, §36, S.308) "Das Meinen stellt man sich hier als eine Art geistiges Zeigen, Hinweisen vor" (Z, S.291) Cf. BrB, S.120. Einen parallelen Angriff auf den cartesianischen Dualismus von Körperwelt und geistigen Akten hat G.Ryle unternommen. Cf. Ryle, G.: Der Begriff des Geistes. Stuttgart 1973.

75) PU, §33, S.305f

76) BlB, S.56

77) Ibid.

78) BlB, S.57

79) Ibid.

80) BlB, S.57f

81) BlB, S.56

82) BlB, S.58

83) BlB, S.67

84) Cf. PU, §36, S.308

85) BlB, S.67

86) BlB, S.66

87) BlB, S.58

88) BlB, S.59

89) Ibid.

90) BlB, S.60

91) Ibid.

92) BlB, S.61

93) BlB, S.72

94) BlB, S.62

95) BlB, S.72

96) BlB, S.73

97) BlB, S.15

98) Ibid.

99) BlB, S.74. An Wittgenstein anschließend hat J.F.Hunter (Hunter, J.F.: Essays after Wittgenstein. Toronto 1975, S.5ff) eine detaillierte Begriffsanalyse von 'to mean' zu geben versucht.

100) Cf. Fann, K.I.: Die Philosophie Ludwig Wittgensteins, München 1971, S.67f

101) "In diesem Bild von der Sprache finden wir die Wurzel der Idee: Jedes Wort hat eine Bedeutung. Diese Bedeutung ist dem Wort zugeordnet. Sie ist der Gegenstand, für welchen das Wort steht." (PU, §1, S.289) Wittgenstein interpretiert also Augustinus nicht nur im Sinne einer extensionalen Semantik, sondern bedient sich der Fregeschen terminologischen Gleichsetzung von 'Bedeutung' und 'Gegenstand' (Frege hatte allerdings mit der Kategorie des 'Sinnes' ein intensionales Korrelat zur 'Bedeutung'). (Cf. Frege, G.: Über Sinn und Bedeutung. In: Frege, G.: Funktion, Begriff, Bedeutung. Göttingen 1975, S.40ff. Vgl. auch Feyerabend, P.: Wittgenstein's Philosophical Investigations, op.cit., S.120ff

102) Augustinus, Confessiones I, 8. zit. nach PU, §1, S. 289. Vgl. PG, S.56, BrB, S.117

103) PU, §2, S.290

104) PU, §2, S.290. Cf. BrB, S.118. R.Rhees (Rhees, R.: Wittgenstein's Builders. in: Fann, K.T. (ed.): Ludwig Wittgenstein. The Man and his Philosophy. New York 1967, S.257) hat, da es in dem von Wittgenstein in §2 PU skizzierten Sprachspiel keine Unterscheidung zwischen Sinn und Unsinn gäbe, angezweifelt, ob dieses Beispiel überhaupt einen dem unseren vergleichbaren Fall des Gebrauchs einer Sprache darstelle. Die Äußerungen seien hier unmittelbar auf die Gebrauchssituationen bezogen, Zeichen müßten aber, um einen Sinn zu haben, auch in anderen Situationen verwendbar sein. (258f). Rhees sieht einen entscheidenden Unterschied zwischen dem Sprechen einer Sprache und dem Spielen eines Spiels darin, daß wir, wenn wir sprechen, nicht nur konventionelle Züge eines Regelsystems ausführen, sondern etwas sagen, mitteilen, was andere noch nicht wissen: "We can learn from a conversation" (261)

105) PU, §3, S.290f, PG, S.57

106) PU, §5, S.291

107) PU, §7, S.292f

108) PU, §5, S.291

109) PU, §6, S.292

110) PU, §23, S.300

111) PU, §8, S.293; §9, S.293f

112) Cf. PU, §38, S.308f u. BrB, S.120. Vgl. auch Hegels Kritik der 'sinnlichen Gewissheit' (Hegel, G.W.F.: Phänomenologie des Geistes. Werke in zwanzig Bänden,

hg.v. E.Moldenhauer u. K.M.Michel. Bd.3. Frankfurt/M 1970, S.82ff

113) PU, §1, S.289f; cf. PU, §17, S.296

114) PU, §§19ff, S.296ff

115) Ibid.

116) PU, §21, S.298f

117) PU, §23, S.300; cf. BlB, S.36f

118) PU, §19, S.296f u. §23, S.300f. Es wären interessant Wittgensteins Begriff der 'Lebensform' mit dem der 'Lebenswelt' bei E.Husserl zu vergleichen. Vgl. Husserl, Ed.: Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendentale Phänomenologie. (Husserliana Bd.VI) Den Haag 1962, §36, S.140ff

119) PU, §7, S.293

120) PU, §23, S.300f

121) Vgl. die bekannten und wegweisenden Arbeiten von Austin, J.L.: Zur Theorie der Sprechakte (How to do things with words). Stuttgart 1972; und von Searle, J.R.: Sprechakte. Ein sprachphilosophischer Essay. Frankfurt/M. 1974

122) Es ist daher auch nicht verwunderlich, daß die Sprechakttheorie dazu neigt, die Pragmatik als eine ergänzende Dimension einer Semantik der Wahrheitsbedingungen anzuschließen. Dieser verbliebe dann der ganze Anschein exakter Logizität, denn die Pragmatik würde die intersubjektive Dimension sprachlichen Handelns erst ex post einbringen, ohne daß der propositionale Gehalt eines Satzes im Hinblick auf Bedeutung von Intersubjektivität für eine Kognitionspsychologie oder eine Theorie der Evolution des Wissens reflektiert wird und ohne daß, prinzipieller noch, sprachtheoretische Grundkategorien wie die der Referenz auf ihre pragmatischen Implikationen hin durchdacht werden. Gerade dies aber ist Wittgensteins Vorgehen. Die deutsche Wittgenstein-Rezeption hat vor allem jene gegen den Szientismus wendbaren Gedankengänge besonders hervorgehoben. Vgl. Apel, K.O.: Transformationen der Philosophie, op.cit.. Berger, H.: Erfahrung und Gesellschaftsform. Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz 1972 und vor allem die Arbeiten von J.Habermas, besonders: Zur Logik der Sozialwissenschaften, op.cit., S.220ff und Idem: Sprachspiel, Intention und Bedeutung, op.cit., S.319ff

123) PU, §23, S.300

124) PU, §18, S.296

125) PU, §12, S.294f

126) PU, §10, S.294. PB, S.265; PU, §3, S.290f. Cf. Fann, K.T.: Die Philosophie Ludwig Wittgensteins, op.cit., S.71f. Strawson (Kritische Notiz, op.cit., S.56f) hätte von Wittgenstein eine größere Differenzierung hinsichtlich dessen, was 'Verschiedenheit des Gebrauchs' heißen könnte, erwartet. So entsprechen in

manchen Fällen der Verschiedenheit des Gebrauchs, der von einem Satz gemacht werden kann, formale, grammatische Unterschiede, in anderen wiederum nicht. Außerdem verwischte Wittgenstein den Unterschied zwischen den verschiedenen Formen des Gebrauchs von Sätzen und von Wörtern.

127) Cf. Morris, Ch.W.: Grundlagen der Zeichentheorie. München 1972, bes. S.20ff

128) PU, §10, S.294

129) Ibid.

130) PU, §13, S.295

131) Cf. PU, §27, S.302

132) PU, §14, S.295; cf. §11, S.294; cf. PG, S.67; BlB, S.107; Kenny. A.: Wittgenstein, op.cit., S.182

133) PU, §12, S.294. Cf. PB, S.58f; PG, S.58

134) PU, §65, S.323f

135) PU, §89, S.336f

136) Cf. BrB, S.151ff

137) BrB, S.265

138) Morris, Ch.W.: Grundlagen, op.cit., S.54ff. Cf. Idem: Zeichen, Sprache und Verhalten. Düsseldorf 1973, bes. S.73ff. Idem: Signification and Significance. Cambridge 1964. Idem: Pragmatism and Logical Empirism. in: Schilpp, P.A. (ed.): The Philosophy of Rudolph Carnap. La Salle/Ill. 1963, S.87ff. Zu Morris die Diss. von Müller, A.: Probleme der behavioristischen Semiotik. Frankfurt/M. 1970

139) Cf. De Mauro, T.: Ludwig Wittgenstein. His Place in the Development of Semantics. Dordrecht 1967, S.44

140) PU, §432, S.435

141) PG, S.63f

142) PU, §40, S.310

143) PU, §79, S.330

144) Vgl. Frege, G.: Der Gedanke. Eine logische Untersuchung. in: Idem: Logische Untersuchungen. ed. G. Patzig, Göttingen 1966, S.39ff

145) "Dies (die hinweisende Erklärung - J.K.) ist aber nicht die normale Art der Anwendung eines Namens; für die ist es wesentlich, daß ich nicht vom Namen auf ein Zeichen der Gebärdensprache zurückgreifen kann. Wenn nämlich N aus dem Zimmer geht und später ein Mann ins Zimmer tritt, so hat - wie wir den Namen 'N' gebrauchen - die Frage Sinn, ob dieser Mann N ist, ob dieser Mann derselbe ist, der vorher das Zimmer verlassen hat. Und der Satz 'N ist wieder ins Zimmer getreten' hat nur Sinn, wenn ich die Frage entscheiden kann. Und es wird einen anderen Sinn haben, je nachdem, was das Kriterium dafür ist, daß dies der Gegenstand ist, den ich früher 'N' genannt habe. Je

nach der Art dieses Kriteriums werden also für das Zeichen 'N' andere Regeln gelten, es wird in einem anderen Sinne des Wortes ein 'Name' sein. Und so kommt es, daß das Wort 'Name' und das ihm entsprechende 'Gegenstand' die Überschrift einer Unzahl verschiedener Regelverzeichnisse ist." (PG, S.202f) Cf. PU, §§288 u. 253, S.401f u. S.392f

146) PU, §79, S.330f

147) PU, § 79, S.330

148) Frege, G.: Der Gedanke, op.cit., S.39

149) PU, §79, S.331

150) PG, S.75f

151) Ibid. S.75

152) BlB, S.37f

153) Cf. Hegel, G.W.F.: Phänomenologie des Geistes, op. cit., S.93ff

154) PG, S.75. Cf. Feyerabend, P.: Wittgenstein's Philosophical Investigations, op.cit., S.108ff. Feyerabend diskutiert den Begriff der 'Familienähnlichkeit' im Hinblick auf den des Lesens. Vgl. auch dazu BrB, S. 180ff, S.258

155) PU, §66, S.324

156) Ibid.

157) Bambrough, R.: Universals and Family Resemblances. In: Pitcher, G. (ed.): Wittgenstein. The Philosophical Investigations, op.cit., S.189. Bambrough will zeigen, daß Wittgenstein mit seinem Begriff der 'Familienähnlichkeit' das Universalienproblem gelöst hat. Bambrough behauptet, daß es sinnvoll und erhellend sein kann, zu sagen, daß Spiele nichts gemeinsam haben, außer daß sie Spiele sind. Denn der Nominalist behaupte dagegen, daß Spiele nichts gemeinsam hätten, als daß sie 'Spiele' genannt würden. Darin daß Spiele keinen gemeinsamen Wesenszug aufwiesen, es aber dennoch etwas gäbe, was allen Spielen gemeinsam sei, nämlich daß sie Spiele seien, läge Wittgensteins Lösung des Universalienproblems. "The nominalist rightly holds that there is no such additional common element, und he therefore wrongly concludes that there is no objective justification for the application of any general term. The realist rightly holds that there is an objective justification for the application of general terms, and he therefore wrongly concludes that there must be some additional common element." (Ibid. S.198) Wittgenstein aber weise die beiden gemeinsamen Prämissen zurück, daß die Applizierbarkeit eines Allgemeinbegriffs nur unter Rückgriff auf einen gemeinsamen Wesenszug gerechtfertigt werden könne. Vgl. dazu Aaron, R.J.: Wittgenstein's Theory of Universals. In: Mind 74 (1965), S.249ff

158) Vgl. Pitcher, G.: Die Philosophie Wittgensteins, op.

cit., S.257. Pitcher spricht von einem 'Knäuel' von Eigenschaften, das nicht scharf abgegrenzt ist und von dem ein Gegenstand nicht alle Eigenschaften besitzen muß, um unter den entsprechenden Begriff zu fallen.

159) Cf. ibid., op.cit., S.256f

160) "Wenn aber einer sagen wollte: 'Also ist allen diesen Gebilden etwas gemeinsam, - nämlich die Disjunktion aller dieser Gemeinsamkeiten' - so würde ich antworten: hier spielst du nur mit einem Wort." (PU, §67, S.325)

161) Khatchadourian, H.: Common Names and 'Family Resemblances'. im: Pitcher, G.: Wittgenstein: The Philosophical Investigations, op.cit., S.207. Zum begrifflichen Unterschied 'determinable' - 'determinate' Vgl. Searle, J.R.: Determinables and the notion of Resemblance. in: Proceedings of the Aristotelian Society, suppl. vol.1959, S.141ff. Searle definiert die Determinable-Determinate-Relation im Unterschied zur Genus-Species-Relation: "In short, a species is a conjunction of two logically independent properties - the genus and the differentia. But a determinate is not a conjunction of its determinable and some other property, independent of the variable." (Ibid., S.143) Zu der determinate 'rot' von dem determinable 'Farbe' existiert keine differentia specifica, die 'rot' etwa so von 'grün' unterscheidet wie die differentia 'rationale' des speciesbegriffs 'homo' ihn von anderen species desselben genus ('animal') unterscheidet. Vgl. Putnam, H.: The analytic and the synthetic, in: Feigl, H. et al. (eds.): Minnesota studies in the Philosophy of Science. Vol.III. Minneapolis 1962, S. 358ff u. Pitcher, G.: Die Philosophie Wittgensteins, op.cit., S.258.

162) Cf. Khatchadourian, H.: Common names and 'Family Resemblance', op.cit., S.214

163) Katz, J.: Philosophie der Sprache. Frankfurt/M. 1970, S.71. R.Bambrough (Universals and 'Family Resemblance', op.cit., S.194) behauptet dagegen, daß selbst in Fällen, wo ein Begriff durch Angabe der notwendigen und hinreichenden Bedingungen seiner Anwendung definitiv expliziert werden zu können scheint und deshalb der Begriff der 'Familienähnlichkeit' in solchen Fällen fehl am Platz zu sein scheint, solche Fälle keine die Tragweite des Begriffs der 'Familienähnlichkeit' einschränkende Gegenbeispiele darstellen: "Even a concept which can be explained in terms of necessary and sufficient conditions cannot be ultimately explained in such terms." (Ibid. S.194) Denn die zur Begriffsexplikation verwandten Terme erfordern selber eine Explikation durch andere Terme, die es wiederum zu explizieren gelte usf. ad infinitum. J.E.Llewelyn hebt hervor, daß Wittgensteins Kritik sich in erster Linie gegen die Auffassung richte, alle Begriffe müßten prinzipiell durch eine allgemeine gemeinsame Eigenschaft definierbar sein und schließe nicht aus, daß

in bestimmten Fällen es dennoch eine derartige Möglichkeit gibt. (Llewelyn, J.E.: Family Resemblance. Phil.Quart. 18 (1968), S.344ff)

164) W.Stegmüller und G.Pitcher sind der Auffassung, Wittgensteins Philosophie der Sprachspiele könne selbst nicht ganz frei sein von essentialistischen Implikationen, wolle man ihr nur zubilligen, daß sie eine tiefere Einsicht in das Wesen der Sprache gewonnen habe als andere Sprachtheoretiker. Cf. Stegmüller, W.: Hauptströmungen I, op.cit., S.622. Pitcher, G.: Die Philosophie Wittgensteins, op.cit., S.260. Feyerabend wendet ein, daß wenn Wittgenstein zufolge die therapeutische Kritik philosophischer Probleme eine vollkommene Klarheit anstrebe (Cf. PU, §133, S.347) dann, wenn diese erreicht sei, an den philosophischen Problemen etwas Gemeinsames, Überwundenes erscheinen muß. Cf. Feyerabend, P.: Wittgensteins Philosophical Investigations, op.cit., S.147. Dazu: Lenk, H.: War der späte Wittgenstein ein Essentialist? in: Idem: Metalogik und Sprachanalyse. Studien zur analytischen Philosophie. Freiburg 1963, S.82ff

165) PU, §68, S.325

166) Cf. Pitcher, G.: Die Philosophie Wittgensteins, op. cit., S.256f

167) PU, §75, S.328

168) PU, §68, S.325

169) PU, §78, S.330

170) PU, §69, S.326. Die Tatsache, daß Begriffe der Umgangssprache keine festen Grenzen haben, das semantische Ärgernis der sog. 'fuzziness', hat G.Lakoff gerade wieder mit logisch-semantischen und mengentheotischen Mitteln zu präzisieren versucht. Cf. Lakoff, G.: Hedges. A study in meaning criteria and the logic of fuzzy concepts. Paper from the eighth regional meeting. Chicago linguistic society. Chicago 1972, S. 183ff

171) Lenk, H.: Zu Wittgensteins Theorie der Sprachspiele. in: ders.: Metalogik und Sprachanalyse, op.cit., S. 77. E.Holenstein (Holenstein, E.: 'Implicational Universals' versus 'Familienähnlichkeit', in: Idem: Linguistik, Semiotik, Hermeneutik. Frankfurt/M. 1976, S.125ff) wirft Wittgenstein vor, er habe übersehen, daß die bloße Willkürlichkeit von Segmentierungen über bloße Ähnlichkeit hinaus durch Implikationsgesetze eingeschränkt werde: "Die neuere Universalienforschung teilt Wittgensteins Konzeption, nach der nicht alle charakteristischen Eigenschaften in allen Referenten eines Begriffs gegeben sind. Womit sie sich jedoch radikal von Wittgenstein absetzt, ist die Einsicht, daß nicht beliebige Eigenschaften vorhanden sind oder fehlen. Es gibt geordnete Hierarchien von Implikationsgesetzen." (Ibid.)

172) PU, §71, S.327

173) Kambartel, F.: Formales und inhaltliches Sprechen

(Frege-Hilbert-Wittgenstein). in: Gadamer, H.G.(Hg.): Das Problem der Sprache. (Achter deutscher Kongress für Philosophie. Heidelberg 1966) München 1967, S. 302: "Wittgenstein hat in der Spätphase seiner Philosophie das Augenmerk wieder einmal auf eine dritte Möglichkeit gelenkt. Danach verstehen wir Allgemeines in Sprache und Mathematik in letzter Instanz paradigmatisch."

174) PU, §73, S.328

175) Cf. PG, S.89f

176) PU, §85, S.333

177) Cf. BrB, S.212f

178) PU, §454, S.440

175 PG, S.90

176 Ibid. S.91

177 Ibid.

178) PG, S.90

179) PU, §86, S.334; Cf. BrB, S.131ff. Cf. auch Wuchterl, K.: Struktur und Sprachspiel bei Wittgenstein. Frankfurt 1969, S.136ff

180) PU, §53, S.318

181) PU, §53, S.317f; BrB, S.140

182) PU, §201, S.382

183) PU, §198, S.380f. Cf. PU, §87, S.334f: "Als hinge eine Erklärung, gleichsam in der Luft, wenn nicht eine andere sie stütze. (...) Man könnte sagen: Eine Erklärung dient dazu, ein Mißverständnis zu beseitigen, oder zu verhüten - also eines, das ohne die Erklärung eintreten würde; aber nicht: jedes, welches ich mir vorstellen kann." Die gewöhnliche Sprache ist kein formales System strenger Begründbarkeit, sie hält nicht für jeden möglichen, vorstellbaren Fall Regelanweisungen parat, sie schließt nicht jede weitere Deutungsmöglichkeit aus, erklärt nicht alles.

184) PU, §202, S.382

185) Cf. PU, §217, S.386

186) Cf. Gebauer, G.: Wortgebrauch, Sprachbedeutung; op. cit., S.71ff

187) Cf. PU, §198, S.380f

188) Wittgenstein, L.: Bemerkungen über die Grundlagen der Mathematik. in: L.W.: Schriften Bd.6, Frankfurt/M. 1974. (im Folgenden: BGM (= Bemerkungen über die Grundlagen der Mathematik)), S.406

189) Braunroth et al.: Ansätze und Aufgaben der linguistischen Pragmatik, Frankfurt/M. 1975, S.117

190) Cf. Wittgenstein, L.: Über Gewissheit. Frankfurt 1971, §129, S.56.

191) An diesem Punkt wäre die, hier aus Raumgründen nicht mögliche, Verbindung zu ziehen zu Wittgensteins Reflexionen über Gewissheit und cartesischen Zweifel, die weitgehend an Überlegungen von G.E.Moore kritisch anknüpfen. Moore, G.E.: Principia ethica. Cambridge 1956. K.Lorenz hat gegen Wittgenstein bemerkt, daß er nicht immer deutlich genug zwischen dem Gebrauch und der Einführung sprachlicher Ausdrücke unterscheide.(Lorenz, K.: Elemente der Sprachkritik, op.cit., S.124) (bei Wittgenstein diesbezüglich: PU, §§9ff, S.293ff; §§290ff, S.402ff; §§383ff, S.423ff) Wittgenstein liefere sich daher dem Sprachrelativismus und der Programmatik der bloßen Deskription des Sprachgebrauchs aus (Ibid. S.136), weil er die Systematik und die methodische Reihenfolge der "Einführung sprachlicher Ausdrücke in geeigneten Lehr- und Lernsituationen" (Ibid. S.126) ausblende. Letztere Kritik ist nicht ohne weiters von der Hand zu weisen, denn so sehr Wittgenstein zwar immer wieder - und darin ist Lorenz zu widersprechen - auf die Aneignung sprachlicher Ausdrücke durch ihren Gebrauch im Kontext eines Sprachspiels argumentativ zurückgreift, so selten stellt er die Frage nach einer möglichen Entwicklungslogik des Spracherwerbs.
In der Behauptung, daß jede Erklärung einmal an ein Ende gelange, können wir eine entfernte Analogie zur atomistischen Konzeption sehen. Waren im 'Traktat' das sprachlogische Fundament 'Urzeichen', so spricht Wittgenstein nun vom 'Sprachspiel' als 'Urphänomen': "Unser Fehler ist, dort nach einer Erklärung zu suchen, wo wir die Tatsachen als 'urphänomene' sehen sollten." (PU, §654, S.478)

192) PU, §98, S.339

193) PU, §116, S.343

194) PU, §124, S.345. Cf. PU, §109, S.342

195) G.Gebauer behauptet, daß Wittgenstein - sozusagen gegen seinen Willen - dennoch eine Theorie aufgestellt habe (Gebauer, G.: Wortgebrauch, Sprachbedeutung. München 1971, S.13), spricht sogar von einer "programmatischen Selbstverkennung Wittgensteins" (Ibid.). Die Begriffe 'Familienähnlichkeit', 'Sprachspiel', 'Kriterien', 'Bilder' seien theoretische Begriffe. Mag man dies noch mit einiger Plausibilität akzeptieren, den Beleg für seine weitergehende These bleibt Gebauer schuldig. Denn eine forcierte systematische Darstellung kann sich selbst sehr wohl als Theorie gerieren, ohne daß damit der Nachweis erbracht wäre, daß das, was sie darzustellen beansprucht - gegen allen Anspruch - den Charakter einer konsistenten Theorie, die auch als solche formulierbar wäre, besäße. Aus Gebauers krampfhaften Bemühen, diese seine These zu erhärten, resultieren u.a. wohl die zahlreichen Fehlinterpretationen, zirkulären Argumentationen und unglücklichen Neuschöpfungen von Begriffen, die Wittgensteins 'Theorie' formulierbar machen sollen. Sicherlich gibt es Zusammenhänge im Spätwerk Wittgensteins, sicherlich auch solche theoretischer

Art, sonst wäre es konfuses Zeug, aber in einem entscheidenden Sinn kann es keine (weder verborgene noch offene) Wittgensteinsche Sprachtheorie geben: in dem Sinn, in dem es nicht das Wesen der Sprache gibt, nicht die allgemeine Form des Satzes, sondern unzählige, kann es keine Theorie der Sprache geben, wohl aber sprachreflexives Stückwerk, erst recht Kritik an theoretischen Positionen.

196) PG, S.63

197) PU, §99, S.340

198) PU, §107, S.341

199) PU, §108, S.341

200) PU, §101, S.340

201) PU, §105, S.341

202) PU, §107, S.341

203) PU, §109, S.342

204) PU, §101, S.340

205) PU, §100, S.340; §84, S.333

206) PU, §88, S.336

207) PU, §88, S.335f

208) PG, S.63

209) Wittgensteins Auffassung von der Sprache als einem Kalkül ist die der Phase zwischen dem 'Traktat' und dem Spätwerk und sicherlich auch ein Ausgangspunkt der Konzeption des Sprachspiels (Vgl. auch die Problematik des 'Satzsystems' (s.o.)) In der PG heißt es explizit: "Die Grammatik ist für uns ein reiner Kalkül" (PG, S.312). Interessant ist auch der Vergleich zwischen der Interpretation der Augustinus-Stelle in der PG und in den PU. (Cf. PG, S.56f und PU, §1, S. 289f)

210) Cf. PU, §185, S.374f

211) PU, §222, S.387

212) Cf. PU, §225, S.387. Beachte Wittgensteins Parallelisierung von Regel/Gleichheit und Satz/Wahrheit.

213) Cf. Malcolm, N.: Wittgensteins 'Philosophische Untersuchungen'. in: Steinvorth, U. (Hg.): Über Ludwig Wittgenstein, op.cit., S.14

214) Cf. Kambartel, F.: Formales und inhaltliches Sprechen. op.cit., S.307ff und: Feyerabend, P.: Wittgensteins 'Philosophical Investigations', op.cit., S.131ff

215) PU, §188, S.375f

216) PU, §146, S.355

217) PU, §188, S.376f

218) PU, §149, S.355f

219) PU, §186, S.375

220) PU, §153, S.357

221) Cf. BrB, S.170; PU, §507, S.448. Kenny, A.: Wittgenstein, op.cit., S.170ff

222) PU, §§170-178, S.368ff

223) PU, §183, S.373. Pitcher, G.: Die Philosophie Wittgensteins., op.cit., S.316

224) PU, §146, S.355

225) PU, §323, S.409

226) §151, S.356f

227) PU, §202, S.382

228) Cf. Malcolm, N.: Wittgensteins 'Philosophische Untersuchungen', op.cit., S.16f

229) PU, §199, S.381

330) Cf. Winch, P.: Die Idee der Sozialwissenschaft, op. cit., passim

231) PU, §202, S.382

232) Cf. Malcolm, N.: Wittgensteins 'Philosophische Untersuchungen', op.cit., S.19

233) Cf. PU, §§246ff, S.391f

234) Cf. PU, §420, S.432f

235) Cf. Austin, J.L.: Other Minds. dt.: Fremdseelisches. in: Idem: Wort und Bedeutung. Philosophische Aufsätze München 1975, S.55ff. Zu Wittgenstein s. den Sammelband von Morick, H. (ed.): Wittgenstein and the Problem of other minds. New York 1967. Ferner: Malcolm, N.: Knowledge of other minds. in: Pitcher, G. (ed.): The Philosophical Investigations, op.cit., S. 371ff

236) Cf. PU, §346, S.415

237) PU, §258, S.394

238) Ibid.

239) Cf. Ayer, A.J.: Can there be a private language? in: Proceedings of the Aristotelian Society, suppl.vol. 28 (1954), S.63

240) PU, §243, S.390

241) PU, §202, S.382

242) PU, §348, S.415; Cf. PU, §350, S.416

243) Malcolm, N.: Wittgensteins Philosophische Untersuchungen, op.cit., S.13

244) Cf. Rhees, R.: Can be there a private language. in: Proceedings of the Aristotelian society, suppl.vol. 28 (1954), S.81, S.83f

245) PU, §265, S.395f

246) Cf. Savigny, E.: Die Philosophie der normalen Sprache. op.cit., S.55. In letzterem Sinn wird Wittgenstein bspw. reziplert von Berger, H.: Erfahrung und Gesellschaftsform, op.cit., S.32f

247) PU, §258, S.394

248) PU, §241, S.389

249) So haben sich kritisch gegen Wittgenstein geäußert vor allem: Ayer, A.J.: Can there be a private language, op.cit.; Castañeda, H.N.: The Private-Language Argument. in: Rollins, C.D. (ed.): Knowledge and Experience. Proceedings of the 1962 Oberlin Colloquium in Philosophy, Pittsburg 1966, S.88ff. Ebenfalls veröff. in: Klemke, E.D. (ed.): Essays on Wittgenstein. Urbana 1971, S.214ff. Vgl. dazu: Chappell, V.C.: Comments. in: Rollins, C.D. op.cit., S.106ff.; Thomson, J.F.: Comments, ibid., S.119ff und Castañeda, H.N.: Rejoinders, ibid., S.125ff

250) Strawson, P.F.: Kritische Notiz, op.cit., S.52ff, bes. S.76ff. Strawson meint, ohne einen Beleg zu geben, Wittgenstein sei der Auffassung gewesen, "daß kein Wort, welcher Art auch immer, für ein besonderes Ereignis steht oder es benennt." (Ibid. S.76) Im Hinblich auf PU §293 (Käfer-Beispiel) (l.c., S.403) verwechselt er Wittgensteins Position mit der von ihm aus der kritisierten These gezogenen Konsequenz. (Ibid. S.76) Kritisch zu Strawson: Malcolm, N.: Wittgensteins Philosophische Untersuchungen, op.cit., S.39ff

251) Strawson, P.F.: Kritische Notiz, op.cit., S.79

252) Ayer, A.J.: Can there be ap rivate language, op. cit., S.68. Dagegen: Rhees, R.: Can there be a private Language? op.cit. Beide vergleicht Garver, N.: Wittgenstein über die Privatsprache. in: Steinvorth, U. (Hg.): Über Ludwig Wittgenstein, op.cit., S.106ff

253) Ayer, A.J.: Can there be a private Language? op.cit., S.70

254) In: Klemke, E.D.: Essays on Wittgenstein, op.cit., S. 214

255) Castañeda, H.N.: The Private-Language Argument, op. cit., S.230

256) Ibid., S.232

257) Ibid., S.231

258) Ibid., S.233

259) Ibid., S.234

260) Ibid., S.235

261) Ibid., S.232

262) Ähnlich argumentiert V.Chappell (Comments, op.cit., S.107ff)

263) Es sei hingewiesen auf: Jones, O.R. (ed.): The private Language argument. London 1971. Saunders, J.T./ Henze, D.F.: The Private-Language Problem. A Philosophical Dialogue. New York 1967. Smerud, W.B.: Can there be a private language? The Hague 1970. Hardin, C.L.: Wittgenstein on Private Languages. in: Klemke, E.D. (ed.): Essays on Wittgenstein, op.cit., S.173

ff. Todd, W.: Wittgenstein and Private Languages. Ibid., S.197ff. Gram, M.S.: Privacy and Language. Ibid., S.298ff. Cooke, V.M.: Wittgenstein's Use of the private language Discussion. in: Internat.Phil. Quart. 14 (1974), S.25ff. Cookes Auffassung, daß die Diskussion der Möglichkeit einer Privatsprache eine bestimmte philosophische Konzeption durch Aufzeigen der mangelnden Plausibilität ihrer Konsequenzen widerlegen wollte, kann ich mich nicht anschließen.

264) Vgl. etwa Berger, H.: Erfahrung und Gesellschaftsform, op.cit., vor allem die genannten Arbeiten von J.Habermas.

265) PU, §253, S.392f. Cf. Savigny, E.: Die Philosophie der normalen Sprache, op.cit., S.46

266) PU, §303, S.405

267) Wittgenstein, L.: Über Gewissheit, op.cit., §24, S. 15 und passim

268) PU, §246, S.391

269) Ibid.

270) Cf. Kenny, A.: Cartesian Privacy. in: Pitcher, G.(ed.): Wittgenstein. The Philosophical Investigations, op. cit., S.352ff. Donagan, A.: Wittgenstein on Sensation. Ibid., S.324ff

271) Eine ausgezeichnete Darstellung bietet Giegel, H.J.: Die Logik der seelischen Ereignisse. Zu Theorien von L.Wittgenstein und W.Sellars. Frankfurt 1969. Ferner: Malcolm, N.: Knowledge of other minds, op.cit., S. 371ff

272) St.Cavell (Cavell, St.: Der Zugang zu Wittgensteins Spätphilosophie. im: Steinvorth, U. (Hg.): Über Ludwig Wittgenstein, op.cit., S.134) kritisiert zu Recht an D.Pole (Pole, D.: The later Philosophy of Ludwig Wittgenstein. London 1958), daß dieser versäumt, die Bedeutung der 'Doppelbegriffe' 'Grammatik' und 'Kriterium' im Spätwerk zu reflektieren. Cavell systematisiert allerdings die PU im Zugzwang der abendländischen Denktradition, wenn er behauptet, daß das zentrale Thema der PU die Frage sei: 'Was ist Selbsterkenntnis?' (Ibid. S.147)

273) Cf. PU, §572, S.461

274) BlB, S.47

275) Ibid.

276) Cf. Albritton, R.: On Wittgenstein's use of the term 'criterion'. in: Pitcher, G. (ed.): Wittgenstein. The Philosophical Investigations, op.cit., S.231ff. Albritton ist der Ansicht, daß Wittgenstein in dem 'Blauen' und in dem 'Braunen Buch' die Kriterien für X mit dem, was wir 'X' nennen, gleichsetze. (Ibid., S.240) Später habe Wittgenstein diesen Begriff des Kriteriums aufgegeben, ohne allerdings deutlich zu machen, was anderes unter 'Kriterium' zu verstehen sei (Ibid., S.244).

277) Garver, N.: Wittgenstein on Criteria. in: Rollins, C.D. (ed.): Knowledge and Experience, op.cit., S.55 ff. Kritisch zu Garver: Ginet, C.: Comments, ibid., S.72ff; Siegler, F.A.: Comments, ibid., S.77ff; Ziff, P.: Comments, ibid., S.81ff

278) Garver, N.: Wittgenstein on Criteria, op.cit., S.60

279) PU, §290, S.402

280) PU, §240, S.389

281) Cf. Chihara, Ch.S./Fodor, J.A.: Operationalism and Ordinary language. in: Pitcher, G. (ed.): Wittgenstein, op.cit., S.399f

282) BlB, S.47

283) PU, §381, S.423

284) PU, §353, S.417

285) BlB, S.101

286) Cf. BGM, S.237f

287) Garver, N.: Wittgenstein on Criteria, op.cit., S.59

288) Cf. Albritton, R.: Wittgenstein's use of the term 'criterion', op.cit., S.236. Chihara, Ch./Fodor, J.A.: Operationalism and ordinary language, op.cit., S.392 ff

289) BlB, S.48

290) Ibid.

291) PU, §354, S.417

292) PU, §79, S.331

293) BlB, S.49

294) Cf. PU, §251, S.392

295) PU, §90, S.337

296) Cf. Cavell, St.: Der Zugang zu Wittgensteins Spätphilosophie, op.cit., S.144

297) PU, §90, S.337

298) PU, §50, S.316

299) PU, §251, S.392

300) Wittgenstein, L.: Über Gewissheit, op.cit., passim

301) Ibid., §319, S.83

302) Ibid., §141, S.45

303) Ibid., §625, S.161: "Ein Zweifel ohne Ende ist nicht einmal ein Zweifel." Cf. ibid., §§140f, S.45; §232, S.63f; §288, S.77; §342, S.89; §450, S.116f.

304) Ibid., §§520f, S.134f; §§42ff, S.20ff; §136, S.43; §151, S.47; §§576ff, S.148ff

305) Ibid., §115, S.39

306) Ibid.

307) Wittgenstein, L. Über Gewissheit, op.cit., §§79ff,

S.28

308) Ibid., §83, S.29

309) Ibid., §618, S.159

310) Ibid., §286, S.77

311) Ibid., §141, S.45

312) Ibid., §94, S.33

313) Ibid., §95, S.34

314) Wittgenstein, L.: Über Gewissheit, op.cit., §96, S.34

315) Cf. ibid., §657, S.169, wo Wittgenstein die Sätze der Mathematik als 'Petrefakte' bezeichnet.

316) Dummett, M.: Wittgenstein's Philosophy of Mathematics. in: Phil.Rev. 68 (1959), S.324ff. Dazu auch: Levison, A.B.: Wittgenstein and logical laws. in: Phil.Quart. 14 (1964), S.345ff. Cowan, J.L.: Wittgenstein's Philosophy of Logic. in: Phil.Rev. 70 (1961), S.362ff

317) Dummett, M.: Wittgenstein's Philosophy of Mathematics, op.cit., S.329

318) Ibid., S.330

319) Stroud, B.: Wittgenstein and logical Necessity. in: Klemke, E.D. (ed.): Essays on Wittgenstein, op.cit., S.447ff

320) Ibid., S.457

321) Ibid., S.459

322) PU, §242, S.389

323) J.L. Cowan (Cowan. L.: Wittgenstein's Philosophy of Logic, Op.cit., S.363) weist darauf hin, das Wittgenstein die Frage, mit der Carnap die konventionalistische Position von anderen unterscheiden wollte ('Are there rules on which logical deduction is to be based to be chosen at will and, hence, to be judged with respect to convenience but not to correctness?' Vgl. Carnap, R.: Foundations of Logic and Mathematice. in: International Encyclopedia of Unified Science, Vol.I (no.3), Chicago 1939, S.26f) wohl kaum bejaht hätte. Im übrigen ist Cowan der Auffassung, daß es für Wittgenstein nicht die Regel gibt, sondern daß das, was unter den Begriff 'Regel' fällt, eine Familie bildet. (Ibid., S.364f.)

324) PU, §241, S.389

325) BGM, S.352f

326) PU, §496, S.446

327) PU, §664, S.479f

328) So Stetter, Chr.: Zur sprachtheoretischen Entfaltung der Kategorie 'Erfahrung'. in: Z.f.germ.Linguistik 4 (1976) S.129ff. Kritisch dazu: Burkhardt, A.: Bedeutungs- und Grammatikbegriff bei Ludwig Wittgenstein. in: Z.f.germ.Linguistik 6 (1978), S.54ff

329) BlB, S.47

330) BlB, S.15

331) BlB, S.48

332) PG, S.60

333) PG, S.59f

334) Ibid.

335) BlB, S.49; Cf. PU, §75, S.328f

336) Albritton, R.: Wittgenstein's use of the term 'criterion', op.cit., S.234

337) BlB, S.47

338) Cf. Hallett, G.: Wittgenstein's Definition of Meaning as Use. New York 1967. Hallett ist der Auffassung, daß sowohl für den späten als auch den frühen Wittgenstein der Zeichengebrauch das Entscheidende war. Nur aufgrund des Einflusses von Russell und Frege habe Wittgenstein im 'Traktat' Bedeutung und Gegenstand gleichgesetzt. Als Russells und Freges Einfluß geschwunden sei, habe Wittgenstein seine eigenen Auffassungen entwickeln können: "his own viewpoint reached maturity." (Ibid., S.127)

339) Cf. Kenny, A.: Wittgenstein, op.cit., S.182

340) PG, S.59

341) BlB, S.15

342) Ibid.

343) PG, S.122

344) PU, §329, S.411; PG, S.161

Kapitel II:

1) Austin, J.L.: Zur Theorie der Sprechakte. (How to do things with words) Stuttgart 1972, S.23

2) G.Frege hingegen hatte durchaus zwischen Modus und Satzsinn ('Gedanke') unterschieden und entscheidende Anregungen für die Begriffsdistinktion 'illokutionäre Rolle/Proposition' gegeben. (Frege, G.: Funktion und Begriff. in: Idem: Funktion, Begriff, Bedeutung. Göttingen 1975, S.32. Cf. Beeh, W.: Zur Wahrheitsfunktionalität von Sätzen und Sprechakten. in: Z.f.germ.Linguistik 3 (1975), S.40ff

3) Austin unterschied zunächst zwischen 'konstativen' Sätzen, d.h. solchen, die wahr oder falsch sein können, verifizierbar oder falsifizierbar sind und insofern den Aussagesätzen ('statements') und Paradigmen der traditionellen Sprachphilosophie gleichkommen, und 'performativen' Sätzen, d.h. Sätzen, mit denen der Sprecher nicht eine wahre oder falsche Aussage macht, sondern mit denen er andere kommunikative Handlungen vollzieht, für die nicht die Dichotomie von Wahrheit/Falschheit charakteristisch ist, sondern die von Er-

folg' bzw. 'Glücken' und 'Fehlschlagen'. (Austin, J.L.: Performative Äußerungen. in: Idem: Wort und Bedeutung. München 1975. S.245ff) Austin hatte die Unterscheidung zwischen 'performativen' und 'konstativen Äußerungen' jedoch wieder in Frage gestellt, da er zu der Ansicht kam, daß auch 'konstative Äußerungen' fehlschlagen können, unabhängig davon, ob sie wahr oder falsch sind, daß Aussagen, Behauptungen erst als solche erfolgreich sein müssen, damit ihnen ein Wahrheitswert zugeschrieben werden kann. Denn für Austin stellt gerade der bekannte Russellsche Beispielsatz 'Der gegenwärtige König von Frankreich ist kahlköpfig' einen Satz dar, durch dessen Äußerung (mit der Absicht, eine Behauptung aufzustellen) unter den gegenwärtigen Bedingungen (nicht aber etwa vor zweihundert Jahren), gar keine Behauptung zustande käme, eine diesbezügliche Äußerung als Behauptung fehlschlagen würde. Das Nichterfülltsein der Existenzvoraussetzung für den Subjektausdruck zeitigt also für Austin kein 'truth-value gap', das auf dem Weg der logischen Analyse zu eliminieren wäre, sondern ein solches 'truth-value gap' ist Zeichen für das Scheitern bzw. Fehlschlagen des Versuchs eine Behauptung aufzustellen. Die Existenz des Referenzobjekts ist für Austin präsupponiert und das Erfülltsein dieser existentiellen Präsupposition ist für Austin eine notwendige Bedingung des erfolgreichen Vollzugs des kommunikativen Akts des Behauptens.

4) Cf. Braunroth et al.: Ansätze und Aufgaben der linguistischen Pragmatik, op.cit., S.136ff. Savigny, E.: Die Philosophie der normalen Sprache, Frankfurt/M. 1974, S.127ff. Idem: J.L.Austin: Hat die Wahrnehmung eine Basis? in: Speck, J.: Grundprobleme der großen Philosophen. Philosophie der Gegenwart III, Göttingen 1975, S.209ff. Cf. ferner die Arbeiten zu Austin in dem Sammelband von Fann, K.T. (ed.): Symposium on J.L. Austin. London 1969, bes. Teil IV, S.351ff. Griffiths; L.: The Logic of Austin's locutionary subdivision. Theoria 35 (1969), S.204ff. Schlieben-Lange, B.: Linguistische Pragmatik. Stuttgart 1975, S.31ff. Henne, H.: Sprachpragmatik. Tübingen 1975, S.55ff. Ein wichtiger Diskussionsstrang betrifft die Allgemeingültigkeit der von Austin behaupteten Konventionalität von Sprechhandlungen. (Cf. Strawson, P.F.: Intention und Konvention in Sprechakten. in: Idem: Logik und Linguistik. München 1974, S.56ff, bes. S.63. Vgl. dazu Parret, H.: La Grammaire devant les intentions. in: Ehrich, V./Finke, P. (Hg.): Beiträge zur Grammatik und Pragmatik. Kronberg 1975, S.193ff. Parret verteidigt Austin gegen Strawson. Strawson verbindet Austins Begriff des Verstehen ('uptake') eines Sprechaktes mit einer modifizierten Griceschen intentionalen Analyse des Verstehens.(Grice, H.P.: Meaning. in: Rosenberg, J.F.:/Travis, Ch. (eds.): Reading in the Philosophy of Language. Englewood Cliffs 1971, S.436ff. Idem: Utterer's meaning, sentence-meaning, and word-meaning. Foundations of Language5(1968), S.225ff. Idem: Utterer's meaning and intentions. Phil.Rev. 78 (1969), S. 147ff) Searles Kritik an Grice: Cf. Searle, J.R.: Sprechakte, op.cit., S.68ff)

Cf. Wunderlich, D.: Probleme, Grundsätze und Entwicklungen der Sprechakttheorie, in: Idem: Studien zur Sprechakttheorie. Frankfurt/M. 1976, S.157. Idem: Zur Konventionalität von Sprechhandlungen, in: Idem: Linguistische Pragmatik, Frankfurt/M. 1972, S.51

5) Searle, J.R.: Sprechakte. op.cit. Im Unterschied zu Austin ist Searle allerdings der Auffassung und versucht in der Auseinandersetzung mit Austin (Searle, J.R.: Austin on locutionary and illocutionary Acts. in: Phil.Rev. 77 (1968) S.405ff) zu zeigen, daß dessen terminologische Unterscheidung zwischen lokutionärem und illokutionärem Akt nicht für alle Äußerungsakte durchgehalten werden kann, sondern nur dort sinnvoll erscheint, wo Sätze geäußert werden, deren Bedeutung indifferent ist gegenüber ihrer illokutionären Rolle. (Austins Unterscheidung kann nicht allgemein gelten. Denn was wäre der Unterschied bei einer explizit performativen Äußerung zwischen dem lokutionären Akt (der Äußerung eines Satzes mit einer bestimmten wörtlichen Bedeutung) und dem illokutionären Akt? (Ibid., S.407) (F.Hundsnurscher (Überlegungen zur Sprechakttheorie, in: Werner, O./Fritz, G. (Hg.): Deutsch als Fremdsprache und neuere Linguistik. München 1974, S.184) identifiziert fälschlich den Austinschen Begriff des 'lokutionären Akts mit Searles 'Äußerungsakt'.) Cf. Wunderlich, D.: Skizze zu einer integrierten Theorie der grammatischen und pragmatischen Bedeutung. in: Idem: Studien zur Sprechakttheorie, op.cit., S.51ff.) Austin sei aber entgangen, daß er zur Charakterisierung von rhetischen Akten (als Teilen von illokutionären Akten) auf performative Verben zurückgreife. (Searle, J.R.: Austin on Locutionary and illocutionary Acts. op.cit., S.412) Searle nimmt dies als Beleg dafür, daß eine sprechaktindifferente Satzbedeutung eine Fiktion ist und daß jede Äußerung eines Satzes, soweit ihm eine Bedeutung zukommt, bereits den Vollzug des ein oder anderen illokutionären Aktes einschließt und daß umgekehrt, die pragmalinguistische Reflexion nur dann von der Bedeutung eines Satzes sprechen kann, wenn sie auch sein 'illocutionary force potential' anerkennt. (Ibid.) Für Searle besteht zwar weiterhin ein Unterschied zwischen der Satzbedeutung und der illokutionären Kraft einer Äußerung, aber beides sind nicht sich ergänzende distinkte Dimensionen oder Aspekte eines Äußerungsaktes, sondern die eine determiniert die andere. Searle führt jedoch ein Analogon zu Austins Begriff des 'lokutionären Aktes' ein: den Begriff des 'propositionalen Akts', des Ausdrückens einer Proposition. (Ibid., S.420) Aber eine solche ist nicht mit der Satzbedeutung identisch, sondern Resultat der Abstraktion von der illokutionären Kraft einer Äußerung. (Ibid., S.421) Searle versteht folglich etwas ganz anderes unter der Bedeutung einer Äußerung als Austin und es erscheint fraglich, ob seine Kritik mehr ist als eine terminologische Polemik.

6) Searle, J.R.: Sprechakte, op.cit., S.30

7) "Sprechen bedeutet, in Übereinstimmung mit Regeln Akte zu vollziehen." (Ibid., S.38) Searle unterscheidet be-

kanntlich zwischen 'regulativen' und 'konstitutiven' Regeln. (Ibid., S.54f). Searles Unterscheidung geht zurück auf: Rawls, J.: Two concepts of rules. Phil.Rev. 64 (1955), S.3ff. Cf. S.23ff. und S.25, wo Rawls ebenfalls mit dem Beispiel des Baseball-Spiels argumentiert. Cf. Wunderlich, D.: Sprechakte. in: Maas, U./Wunderlich, D.: Pragmatik und sprachliches Handeln, op.cit., S.142ff; und idem: Zur Konventionalität von Sprechhandlungen, op.cit., S.49ff. J.Ransdell (Ransdell, J.: Constitutive Rules and Speech-Act Analysis, J. of Philosophy 68 (1971), S.385f) bemängelt, daß die von Searle gegebenen Bestimmungen einer konstitutiven Regel keine klaren Kriterien abgeben, wann eine Regel als konstitutive Regel gilt. (Zu Ransdell cf. Boer, St.E.: Speech Acts and constitutive rules. J.of Philosophy 71 (1974), S.169ff) D. Wunderlich behauptet als Explikation des Searleschen Begriffs der konstitutiven Regel, daß die illokutionäre Kraft einer Äußerung darin besteht, daß sie neue Interaktionsbedingungen (Obligationen etc.) einführt (Wunderlich, D.: Studien zur Sprechakttheorie, op.cit., S.57). Vgl. auch Alston, W.P.: Sprachliche Akte, in: Schirn, M.(Hg.): Sprachhandeln, Existenz, Wahrheit. Stuttgart/Bad Cannstatt 1974, S. 72. Alston vertritt die Auffassung, daß es kein allgemeines Merkmal gibt, das für sprachliche Akte konstitutive Regeln von solchen eines anderen Typs unterscheidet.C.Cherry (Cherry, C.: Regulative Rules and Constitutive Rules, Phil.Quart. 23 (1973), S.301ff) kritisiert, daß Searle aufgrund fehlender präziser Trennung der Frage, wie instututionelle Tatsachen möglich seien, von der, welches die Struktur von bestimmten Systemen institutioneller Tatsachen ist, zu zwei miteinander vermengten Erklärungen des Begriffs der konstitutiven Regel gelange. Cf. Brück, R./Kendziorra, E.: Einige Anmerkungen zum Begriff der Regel bei Searle. in: Wunderlich, D. (Hg.): Linguistische Pragmatik, op. cit., S.115ff, hier S.118f. Vgl. auch zu diesem Punkt: Ehlich, K.: Thesen zur Sprechakttheorie, in: Wunderlich, D. (Hg.): Linguistische Pragmatik, op.cit., S. 122ff. Ehlichs Kritik bemängelt das Fehlen einer historischen 'Ableitung' von Sprechakttypen vom gesamtgesellschaftlichen Reproduktionszusammenhang. Ehlich betont ferner die Bedeutung von Sprechhandlungsverkettungen und der Nachgeschichte von Sprechakten. (Ibid., S.126) Der den verschiedenen Beispielen, die Searle zur Begründung seiner These, daß der Vollzug von Sprechakten auf Systemen konstitutiver Regeln basiere, anführt (Searle, J.R.: Sprechakte, op.cit., S.60, 62f u. 63) , zugrunde liegende argumentative Gehalt baut auf auf seiner Unterscheidung zwischen 'institutionellen' und natürlichen Tatsachen'. (Ibid., S.58) Cf. Anscombe,G.E.: On brute Facts, Analysis 18 (1958), S. 69ff. Cameron, J.R.: Sentence Meaning and Speech Acts, Phil.Quart. 20 (1970), S.98. Cameron will Sprechakte als eine Unterklasse von 'institutional acts' verstanden wissen.

8) Ibid., S.32. Eine zentrale Bedeutung für diese Programmatik hat das, was Searle 'Prinzip der Ausdrückbarkeit' nennt. (Ibid., S.32) Searle möchte mit dem 'Prinzip

der Ausdrückbarkeit' die Analyse von Sprechakten auf die Analyse von Sätzen, deren aufrichtige Äußerung den Vollzug entsprechender Sprechakte bedeutet, beschränken. (Ibid., S.36) Sind die Sprechakte Funktionen der Satzbedeutung, läßt sich jeder mögliche Sprechakt als Derivat eines oder einer Reihe von Sätzen darstellen. Searle leitet davon den Anspruch ab, die zwei verschiedenen Richtungen der Sprachphilosophie - worunter er offensichtlich die formale Logische Semantik und die pragmatisch orientierte 'Philosophie der gewöhnlichen Sprache' verstanden wissen will - zu integrieren. (Ibid., S.33) Die Richtung, die diese Intergration nehmen soll, ist folgende: Eine formale Semantik (etwa Katz/Fodorscher Prägung) ist so zu erweitern, daß Spezifizierungen für mögliche Sprechakte in Übereinstimmung mit Regeln für den Vollzug von Sprechakten in die semantische Charakterisierung der Satzbedeutung aufgenommen werden. Denn die Konzeption einer semantischen Theorie, von der Searle in den 'Sprechakten' ausging, stand offensichtlich einer formalen Semantik im Rahmen einer generativ-transformationellen Grammatik nahe. (Cf. Searle, J.R.: Austin on locutionary and illocutionary acts, op.cit.) Die Bedeutung eines Ausdrucks ist eine Funktion der Bedeutung seiner Komponenten (Ibid., S.415). Als Aspekte der Satzbedeutung erwähnt Searle Sinn (sense), Referenz, Indikatoren der illokutionären Kraft, syntaktische Tiefenstruktur und Betonung (Ibid., S.418f). Cf. Katz, J.: Propositional structure and illocutionary force, A Study of the contribution of Sentence Meaning to Speech Acts. Hassocks 1977, S. 28ff.) Nahe lag dann auch eine generativistische Konzeption einer Sprechakttheorie durch die Annahme tiefenstruktureller Verankerung von Indikatoren der illokutionären Rolle. (Cf. Wunderlich, D.: Pragmatik, Sprechsituation, Deixis, in: LiLi 1 (1971), S.151ff) Searle setzt sich aber in späteren Publikationen explicite von einer derartigen Semantikkonzeption ab, da die Bedeutung von Ausdrücken und Sätze- sich nun seiner Meinung nach nur unzureichend im formalistischen Rahmen erläutern läßt, weil dieser die kommunikativen Funktionen der Sprache nicht als grundlegend berücksichtige. (Searle, J.R.: Chomskys Revolution in der Linguistik, in: Grewendorf, G./Meggle, G. (Hg.): Linguistik und Philosophie. Frankfurt/M. 1974, S.404ff.) Searle hat dort Chomsky (Chomsky, N.: Aspekte der Syntax-Theorie. Frankfurt/M. 1969) zum Vorwurf gemacht, daß er Sprache als "ein in sich abgeschlossenes, formales System" betrachte (Ibid., S.436) und Sätze demzufolge als "abstrakte Objekte" behandele (Ibid., S. 435), anstatt Sprache als "ein wesentlich auf Kommunikation ausgerichtetes System" aufzufassen (Ibid., S. 436). Searle versucht zu zeigen, daß eine Erklärung der Bedeutung, d.h. der 'semantischen Kompetenz', den formalistischen Rahmen sprengt, da "es bei der semantischen Kompetenz zum größten Teil darum geht, zu wissen, wie man spricht, d.h. wie man Sprechakte vollzieht." (Ibid., S.436). Chomskys Vernachlässigung der kommunikativen Funktion der Sprache schlage sich in einer verfehlten Unterscheidung zwischen Kompetenz

und Performanz nieder, denn offensichtlich rechne Chomsky eine Theorie der Sprechakte einer Theorie der Performanz zu. Searle unterläßt es allerdings, das Verhältnis von Kompetenz und Performanz von seiner Warte aus näher zu bestimmen, sondern begnügt sich mit obiger Gleichsetzung der semantischen Kompetenz eines Sprechers mit dessen Fähigkeit, Sprechakte zu vollziehen. Von der Seite der generativen Grammatik hat J.J.Katz (Katz, J.J.: Propositional structure and illocutionary force, op.cit., S.28f) Searle einen 'definitional trick' vorgeworfen. Denn sicherlich ist der von Searle gebrauchte Begriff der 'semantischen Kompetenz' nicht der der GTG. Searle behauptet, daß weil die semantische Kompetenz eines Sprechers (für ihn) gleichbedeutend ist mit der Kompetenz Sprechakte zu vollziehen, es keine formale Semantik geben könne. Katz behauptet dagegen, daß es keine Theorie der Sprechakte gebe könne, weil das, was Searle unter der Bezeichnung 'semantische Kompetenz' als Gegenstand der Sprechakttheorie zu reklamieren versucht, zerfalle in eine Semantik performativer Sätze und Verben - die im Rahmen einer formalen Semantik (was er zu zeigen versucht) darstellbar sei (und nur in dieser Hinsicht sei die 'semantische Kompetenz' im Sinne der GTG betroffen) -, und in eine pragmatische Theorie der kontextuellen Bedeutung performativer Ausdrücke im Rahmen einer Theorie der Performanz (Ibid., S.33).

9) Searle, J.R.: Sprechakte, op.cit., S.41f

10) Searle, J.R.: Sprechakte, op.cit., S.40. Die Unterscheidung zwischen Referenz und Prädikation kann allerdings nicht ohne weiters gleichgesetzt werden mit dem Unterschied zwischen dem grammatischen Subjekt und dem Prädikat. (Cf. Eggs, E.: Zum Universalitätsanspruch der Sprechakttheorie. LiLi 4(1974), S.31ff

11) Searle, J.R.: Sprechakte, op.cit., S.44. Cf. Strawson, P.F.: Bezeichnen, op.cit., S.83f. Cf. Lyons, J.: Semantics. Vol.1. Cambridge 1977, S.177ff

12) Searle, J.R.: Sprechakte, op.cit., S.44

13) Ibid., S.45 Nicht so für Russell. Vgl. Russell, B.: Einführung in die mathematische Philosophie, op.cit., S.172

14) Searle, J.R.: Sprechakte, op.cit., S.46

15) Ibid., S.47

16) Ibid., S.128

17) Ibid., S.119

18) Cf. Russell, B.: Einführung in die mathematische Philosophie, op.cit., S.184

19) Searle, J.R.: Sprechakte, op.cit., S.127

20) Ibid.

21) Ibid., S.47

22) Searle, J.R.: Sprechakte, op.cit., S.127

23) Geach, P.T.: Logical Matters, Oxford 1973, S.96

24) Searle, J.R.: Sprechakte, op.cit., S.47

25) Ibid., S.47

26) Ibid., S.115

27) Ibid., S.47. Searle gibt als Beispiel die Unterzeichnung eines Vertrags an. Hier kann man nicht sagen, daß die Unterschrift, der Name, auf den Unterzeichner verweist.

28) Ibid., S.46f

29) Ibid., S.47

30) Z.B. der Satz 'Aristoteles ist der Verfasser der "Metaphysik"' läßt sich existentiell verallgemeinern zu $(\exists x)$ (x ist der Verfasser der 'Metaphysik'). Für Quine ist die Möglichkeit der Existenzgeneralisierung ein semantisches Kriterium für Eigennamen: "Die Entscheidung darüber fällt durch das Urteil, ob die Existenzgeneralisierung in bezug auf W (ein Wort - J.K.) als eine gültige Form des Schlusses anerkannt wird. Ein Name (...) wird beschreibbar als ein Ausdruck, in bezug auf den Existenzgeneralisierung gültig ist." Quine, W.O.: Bezeichnung und Existenz, in: Sinnreich, J. (Hg.): Zur Philosophie der idealen Sprache. München 1972, S.29

31) Cf. Strawson, P.F.: Bezeichnen, op.cit., S.93

32) Searle, J.R.: Sprechakte, op.cit., S.45

33) Ibid., S.46. Cf. Heringer, H.J. u.a.: Einführung in die praktische Semantik, op.cit., S.117ff

34) 'Erfolgs'bedingungen als Bedingungen der Regelkonformität werden allgemein als Charakteristika pragmalinguistischer Regelformulierungen angesehen. Cf. Ballmer, Th.T.: Einführung und Kontrolle von Diskurswelten. in: Rüttenauer, M. (Hg.): Textlinguistik und Pragmatik, Hamburg 1974, S.187

35) Ibid., S.88ff

36) Searle, J.R.: Sprechakte, op.cit., S.127

37) Ibid., S.121

38) Ibid., S.121

39) Ibid., S.121

40) Ibid., S.121

41) Ibid., S.122

42) Searle, J.R.: Sprechakte, op.cit., S.122

43) Ibid. Eine Schlußfolgerung, die Russell so allerdings nicht gezogen haben dürfte. Die Theorie der Beschreibungen will ja gerade erklären, warum Beschreibungen als 'denoting expressions' fungieren können.

44) Russell, B.: Einführung in die mathematische Philosophie, op.cit., S.186f

45) Searle, J.R.: Sprechakte, op.cit., S.123. Cf. Searle, J.R.: The logical Status of fictional Discourse. New Literary History 6 (1975), S.319ff. Die Existenz von Referenzobjekten des fiktiven Diskurses kann zwar nicht im 'serious discourse' im Gegensatz zum 'fictional discourse' behauptet werden, wohl aber im 'discourse about fiction' (Ibid., S.329): "They exist in fiction and can be talked about as such" (Ibid.). Der Autor eines fiktiven Textes gibt vor, daß es einen Gegenstand gibt, auf den er referiert.

46) Ibid., S.123

47) Ibid., S.123

48) Ibid., S.123

49) Vgl. die zusammenfassende Darstellung bei Kutschera, F.: Sprachphilosophie, München 1975, S.57ff. Zu Frege cf. Schirn, M.: Identität und Synonymie. Logisch-semantische Untersuchungen unter Berücksichtigung der sprachlichen Verständigungspraxis. Stuttgart/Bad Cannstatt 1975, S.71ff

50) Cf. Frege, G.: Über Sinn und Bedeutung. in: Idem: Funktion, Begriff, Bedeutung. Göttingen 1975, S.51ff. Carnap, R.: Bedeutung und Notwendigkeit. Eine Studie zur Semantik und modalen Logik. Wien u. New York 1972, S.167ff

51) Cf. Schirn, M.: Identität und Synonymie, op.cit., S.83

52) Quine, W.O.: Bemerkungen über Existenz und Notwendigkeit. in: Sinnreich, J. (Hg.): Zur Philosophie der idealen Sprache, op.cit., S.34ff

53) Carnap, R.: Bedeutung und Notwendigkeit, op.cit., S. 59ff. Carnap nennt den Widerspruch, der bei Substitution extensionsgleicher Ausdrücke in nichtextensionalen Kontexten auftritt, die 'Antinomie der Namensrelation' (Ibid., S.167) Carnap diskutiert die Lösungsversuche von Frege, Quine, Church und Russell. (Cf. Frege, G.: Über Sinn und Bedeutung, op.cit. Quine, W.O.: Bermerkungen über Existenz und Notwendigkeit, op.cit., idem: Reference and modality. in: Idem: From a Logical Point of View. 9 Logico-Philosophical Essays. Cambridge/Mass. 1964, S.139ff. Church, A.: Eine Besprechung von Quine. J. of symbol.Logic 8 (1943), S.45ff

54) Searle, J.R.: Sprechakte, op.cit., S.125. Cf. Boer, St.E.: On Searle's Analysis of Reference. Analysis 32 (1972), S.154ff. Searle erwähne keine Restriktion der Quantifikation für intentionale Kontexte. Wähle man aber einen in dieser Hinsicht nicht eingeschränkten Bereich der Quantifikation und berücksichtige man Searles Aussagen über Intention, dann ergäbe sich ein zirkuläres Verhältnis von intentionalen Kontexten und Existenzaussagen (Ibid., S.154ff). Dazu auch: Cooper, D.: Searle on Intentions and reference. Analysis 32 (1972), S.159ff

55) Ibid.

56) Ibid.

57) Im Falle der singulären bestimmten Referenz

58) Searle, J.R.: Sprechakte, op.cit., S.128

59) Ibid., S.125f

60) Ibid. L.Eley behauptet unter Rückgriff auf Kants Kritik an dem Begriff eines 'conceptum infimus', daß eine identifizierende Beschreibung Searlescher Konzeption niemals logisch eindeutig die Identität des Referenzobjekts determinieren könne, denn jede Description könne unendlich differenziert werden und nur ein bestimmtes Interesse schließe die Differenzierung ab. (Cf. Eley, L.: Sprache als Sprechakt. Die phänomenologische Theorie der Bedeutungsintention und -erfüllung und die sprachphilosophische Theorie der Sprechakte (J.R.Searle). in: Simon, J. (Hg.): Aspekte und Probleme der Sprachphilosophie. München 1974, S. 137ff, hier S.159) Eley übersieht aber dabei die nach dem Strawson/Searleschen Konzept der Identifizierenden Beschreibung zentralen Raum-Zeit-Relationen, die jenen zufolge allein 'logisch-individuierende Beschreibungen' ermöglichen. Daher versucht er die Möglichkeit von Objektidentifikationen auf dem Wege über negative, distinktive Identität zu fundieren: "Denn auf etwas läßt sich nur hinweisen, indem es zugleich abgegrenzt ist gegen Anderes." (Ibid., S.160) Eley ist auf dem besten Wege zur Systemphilosophie.

61) Searle, J.R.: Sprechakte, op.cit., S.129

62) Ibid.

63) Ibid., S.143

64) Searle gibt selbst eine gewisse Vorsicht hinsichtlich dieses Begriffs zu erkennen. Searle, J.R.: Sprechakte, op.cit., S.130

65) Ibid., S.125

66) Ibid., S.129

67) Ibid., S.133

68) Searle, J.R.: Sprechakte, op.cit., S.130

69) Ibid., S.131

70) A.N.Whitehead/B.Russell: Principia Mathematica, op. cit., S.30

71) Searle, J.R.: Sprechakte, op.cit., S.132

72) Ibid., S.126

73) Ibid.

74) Ibid., S.143

75) Searle, J.R.: Sprechakte, op.cit., S.134f

76) Ibid., S.135

77) Ibid., S.137

78) Ibid. Searle geht sogar so weit, zu behaupten, daß im Extremfall die deiktische Identifikation allein darin

bestehen kann, daß der Sprecher beim Anblick des Gegenstandes zu erkennen gibt, daß er ihn wiedererkennt. (Ibid., S.141) Kinder lernten oft zuerst Eigennamen und die einzige Möglichkeit auf dieser ontogenetischen Stufe, den Gegenstand zu identifizieren, bestände im zu Erkennengeben des Wiedererkennens.

79) Ibid., S.135

80) Ibid. Cf. Strawson, P,F.: Einzelding und logisches Subjekt (Individuals). Ein Beitrag zut deskriptiven Metaphysik. Stuttgart 1972, S.23f

81) Searle, J.R.: Sprechakte, op.cit., S.135

82) Ibid., S.138

83) Ibid., S.139

84) Ibid., S.141

85) Für Searle ist es also eine notwendige Bedingung des erfolgreichen Vollzugs von Referenzakten, daß der Sprecher über die Kenntnis einer individuierenden Tatsache verfügt, die er auf Verlangen mit einer identifizierenden Beschreibung mitteilen kann. Aber ist es überhaupt notwendig, daß die identifizierende Beschreibung auf etwas zutrifft, d.h. auf einer individuierenden Tatsache beruht, kann nicht auch ein individuierender möglicher Sachverhalt das Referenzobjekt unzweideutig identifizieren? Es gibt ja Beschreibungen, die unabhängig davon, ob sie auf etwas zutreffen, auf ein und nur ein Objekt zutreffen können. (Strawson nannte sie 'logisch-individuierende Ausdrücke' (Cf. Strawson, P.F.: Einzelding, op.cit., S.32)) Welche Tatsache hinsichtlich des Referenzobjektes teilt denn die identifizierende Beschreibung in dem Satz: 'Der erste Astronaut, der auf der Venus landen wird, wird ein Chinese sein' mit? Sollen wir sagen, die Tatsache, daß eine und nur eine Person als erste die Venus betreten kann? Searles Antwort wäre hier: Es gibt gar niemand, der die Venus betreten hat und auf den die Beschreibung zutrifft, folglich gibt es kein Referenzobjekt und weil dem Axiom der Existenz zufolge nur auf etwas referiert werden kann, was existiert, stellt das obige Beispiel gar keinen Fall referierenden Sprachgebrauchs dar.

86) Searle, J.R.: Sprechakte, op.cit., S.142

87) Ibid., S.143

88) Searle, J.R.: Sprechakte, op.cit., S.137

89) Searle, J.R.: Sprechakte, op.cit., S.88ff

90) Ibid., S.147

91) Searle, J.R.: Sprechakte, op.cit., S.136

92) Ibid., S.137

93) Ibid., S.143

94) Searle, J.R.: Sprechakte, op.cit., S.126

95) Ibid., S.143

96) Searle, J.R.: Proper Names, in: Strawson, P.F. (ed.): Philosophical Logic. London 1967, S.89ff

97) Searle, J.R.: Sprechakte, op.cit., S.144

98) Ibid.

99) Ibid.

100) Ibid., S.143f

101) Ibid., S.145

102) Ibid.

103) Ibid., S.146

104) Ibid., S.145. Searle wendet sich sogleich vorsorglich gegen eine Interpretation, die daraus die Eliminierbarkeit singulärer Terme folgert, oder daß es keinen Unterschied zwischen existentieller und ursprünglicher Formulierung des Satzes gäbe. (S.146)

105) Ibid., S.146

106) Searle, J.R.: Sprechakte, op.cit., S.144f

107) Mill, J.S.: A System of Logic. London 1974, Vol.I, S. 24ff

108) Searle, J.R.: Sprechakte, op.cit., S.145

109) Searle, J.R.: Problems rising out of the notion of sense and reference. Phil.Diss. Oxford 1959

110) Idem: Russells objections to Frege's theory of sense and reference,Analysis 18 (1957/58), S.137ff

111) Gegen Searles Interpretation und Kritik der Russellschen 'Theory of Descriptions' wenden sich: Clark, M.: Description and speech acts, J. of Philos. 68 (1971), S.400ff. und Blackburn, S.: Searle on Descriptions. Mind 81 (1972), S.409ff.

112) Cf. Russell, B.: Über das Kennzeichen, op.cit., S.8f

113) Strawson, P.F.: Bezeichnen. in: Idem: Logik und Linguistik. München 1974. S.83ff

114) Geach, P.: Russell's Theory of Descriptions. Analysis 10 (1956), S.84ff

115) Searle, J.R.: Sprechakte, op.cit., S.237

116) Ibid., S.242

117) Searle, J.R.: Sprechakte, op.cit., S.238

118) Ibid., S.145

119) Ibid., S.240

120) Ibid., S.114ff

121) Russell, B.: Einführung in die mathematische Philosophie, op.cit., S.184. Cf. Idem: Über das Kennzeichnen, op.cit., S.3

122) Russell, B.: Über das Kennzeichnen, op.cit., S.7

123) Searle, J.R.: Sprechakte, op.cit., S.130f. Erinnert sei hier auch an die Möglichkeit eines generischen Gebrauchs von definitiven Deskriptionen.

124) Strawson, P.F.: Einzelding und logisches Subjekt, op. cit.

125) Ibid., S.17f

126) Strawson, P.F.: Einzelding, op.cit., S.18

127) Ibid.

128) Ibid.

129) Ibid.

130) Ibid., S.20f

131) Ibid., S.22

132) Ibid.

133) Ibid., S.23

134) Strawson, P.F.: Einzelding, op.cit., S.23f. Cf. S.233

135) Ibid., S.24

136) Ibid., S.25

137) Ibid., S.25f

138) Ibid., S.27

139) Strawson, P.F.: Einzelding, op.cit., S.27

140) Ibid., S.29

141) Ibid.

142) Ibid., S.234

143) Ibid., S.28

144) Strawson, P.F.: Einzelding, op.cit., S.31

145) Ibid., S.35

146) Ayer, A.J.: Names and Descriptions. in: Idem: The concept of a Person. London 1963, S.136ff

147) Ayer, A.J.: Names and Descriptions, op.cit., S.145

148) Searle, J.R.: Sprechakte, op.cit., S.147. Zu Searles Ausführungen über Eigennamen vgl. Zabeeh, F.: What is a Name? The Hague 19, S.32f

149) Cf. Burge, T.: Reference and Proper Names. J. of Philos. 70 (1973), S.425ff. Burge vertritt die Auffassung, daß Eigennamen nicht abgekürzte Beschreibungen sind, sondern Pädikate sui generis, deren Referenz durch die 'referential actions of language users' festgelegt ist. (Ibid., S.439) Cf. McKinsey, M.: Searle on Proper Names. Phil.Rev. 80 (1971), S.220ff

150) Wittgenstein, L.: Tractatus logico-philosophicus, op. cit. Idem: Notebooks, op.cit., S.0. Cf. Searle, J.R.: Proper Names and Descriptions, in: The Encyclopedia of Philosophy. (P.Edwards ed.), Vol.6, New York and London 1967, S.488

151) Wittgenstein, L. Tractatus, op.cit., 3.203ff, S.22

152) Searle, J.R.: Sprechakte, op.cit., S.243

153) Kripke, S.: Naming and Necessity,in: Davidson/Har-

man: Semantics of Natural Language. Dordrecht 1972, S. 253f. Idem: Identität und Notwendigkeit. in: Sukale, M. (Hg.): Moderne Sprachphilosophie. Hamburg 1976, S. 190ff

154) Mill, J.S.: A System of Logic, op.cit., Vol.I, S.19ff

155) Frege, G.: Der Gedanke. Eine logische Untersuchung. in: ders.: Logische Untersuchungen. ed.G.Patzig, Göttingen 1966, S.39

156) Searle, J.R.: Proper Names and Descriptions, op.cit., S.488

157) Frege, G.: Der Gedanke, op.cit., S.31f Cf. Schirn, M.: Identität und Synonymie, op.cit., S.91ff

158) Frege, G.: Der Gedanke, op.cit., S.38

159) Ibid., S.39

160) Ibid. M.Dummett, als führender Frege-Interpret, hat allerdings angezweifelt, daß dieses traditionelle Verständnis des Fregeschen Begriffs des Sinnes korrekt sei: "Of course, in trying to say what the sense of different names may be, Frege is naturally driven to citing such definite descriptions: But there is nothing in what he says to warrant the conclusion that the sense of a proper name is always the sense of some complex description. All that is necessary, in order that the sense of two names which have the same referent should differ, is that we should have a different way of recognizing an object as the referent of the two names: there is no reason to suppose that the means by which we effect such a recognition should be expressible by means of definite description or any other complex singular term." (Dummett, M.: Frege: Philosophy of Language. London 1973, S.97f., cf. ibid., S.110f)

161) Frege, G.: Der Gedanke, op.cit., S.39

162) Frege, G.: Der Gedanke, op.cit., S.39

163) K.Donnellan (Donnellan, K.: Proper names and identifying descriptions, op.cit., S.361f) bringt folgendes Beispiel, um die wenig plausiblen Konsequenzen dieser Auffassung zu demonstrieren: Angenommen zwei Historiker stimmen darüber überein, daß Aristoteles existiert habe, aber der erste verbinde nur wahre Beschreibungen mit diesem Namen, der zweite aber nur falsche. Wäre letzterer wirklich im Irrtum zu sagen, daß Aristoteles existiert habe? Und wenn sich herausstellte, daß das Wissen des letzteren zwar nicht falsch, aber auf Plato zuträfe, würden wir sagen, er hätte die ganze Zeit auf Plato referiert? Diesen und ähnlichen Fragen wird später im Hinblick auf Searles Auffassungen nachzugehen sein.

164) Frege, G.: Über Sinn und Bedeutung, op.cit., S.41

165) Ibid., S.40ff

166) Die traditionelle philosophische Diskussion sah sich vor Fragen gestellt wie: Ist die Identität eine Beziehung zwischen Gegenständen oder die eines Gegenstandes zu sich selbst? Wenn sie eine Beziehung zwischen Gegenständen ist, wie können zwei unterschiedene Gegenstände identisch sein? Gibt es rein numerische Verschiedenheit und qualitative Ununterscheidbarkeit? Leibniz, der mit dem 'principium identitatis indiscernibilium' rein numerische Verschiedenheit zweier Gegenstände ablehnt, findet zwar durch Einbeziehung sprachtheoretischer Reflexion über obige Alternative hinaus, kommt aber zu folgender Paradoxie: "Zwei ununterschiedene Dinge setzen heißt, dasselbe Ding unter zwei Namen setzen." (Leibniz, G.W.: Die philosophischen Schriften von G.W.Leibniz, ed.C.I.Gerhardt, Berlin 1875-90, Nachdruck Hildesheim 1965, Bd.VII, S.372) Frege versucht durch seine sprachtheoretische Unterscheidung zwischen 'Sinn' und 'Bedeutung' jene Paradoxie zu lösen. (Zu Frege cf. Schirn, M.: Identität und Synonymie, op.cit., idem: Identität und Identitätsaussage bei Frege. in: Schirn, M. (Hg.): Studien zu Frege II, op.cit., S.181ff. Kienzle, B.: Notiz zu Freges Theorie der Identität. Ibid., S.217ff. Wiggins, D.: Frege's Problem of the morning star and the evening star. Ibid., S.221ff. Katchadourian, H.: Kripke and Frege on Identity-Statements. Ibid., S.269ff

167) Frege, G.: Sinn und Bedeutung, op.cit., S.40

168) Ibid.

169) Ibid.

170) "Es bedeute nun $\vdash\!\!\!-\ (A \equiv B)$: das Zeichen A und das Zeichen B haben denselben begrifflichen Inhalt, so daß man überall an die Stelle von A B setzen kann und umgekehrt." Frege, G.: Begriffsschrift. Eine der arithmetischen nachgebildeten Formelsprache des reinen Denkens. in: Frege, G.: Begriffsschrift und andere Aufsätze, hg.v. I.Angelelli, Hildesheim 1964, S.15.

171) B.Kienzle (Kinezle, B.: Notiz zu Freges Theorie der Identität, op.cit., S.217) hat darauf hingewiesen, daß aus dem behaupteten 'erkenntniserweiterndem Informationsgehalt von Identitätssätzen der Form 'a = b' nicht ohne weiters folgt, daß der entsprechende Satz ein synthetischer im Sinne Kants ist. Frege hatte dies stellenweise behauptet. Vgl. die bei Kienzle zitierte Passage.

172) Frege, G.: Sinn und Bedeutung, op.cit., S.41

173) Schirn wendet gegen diese Argumentation ein, daß sie auf der an sich nicht unproblematischen These der Willkürlichkeit des Zeichens beruhe. Schirn, M.: Identität und Synonymie, op.cit., S.37f

174) Frege, G.: Sinn und Bedeutung, op.cit., S.41

175) Searle, J.R.: Proper Names and Descriptions, op.cit., S.490 u. ibid., S.488

176) Searle, J.R.: Sprechakte, op.cit., S.244

177) Searle, J.R.: Proper names and descriptions, op.cit., S.488

178) Searle, J.R.: Sprechakte, op.cit., S.245

179) Die Antithetik des Gegenstandes als Individuum und als Komplex vieler allgemeiner Eigenschaften (Cf. Hegel, G.F.W.: Phänomenologie des Geistes, op.cit., Kap.II) ist abgeleitet von der Unterscheidung zwischen Referieren und Prädizieren, und davon, daß alles, was über einen Gegenstand gesagt werden kann, in Beschreibungen, also mittels deskriptiver Allgemeinbegriffe gesagt werden kann. Für Searle ist dies ein typischer philosophischer Irrtum, zu dem die Oberflächengrammatik der Sprache verführt, die Projektion eines falschen Bildes von der Sprache auf die Ontologie: Es ist absurd, anzunehmen, ein Gegenstand sei eine Kombination aus eigenschaftslosem Wesen und Eigenschaften, und es ist ebenso absurd, anzunehmen, ein Gegenstand sei eine Gruppe oder ein Komplex von Eigenschaften." (Searle, J.R.: Sprechakte, op.cit., S.246)

180) Ibid., S.246

181) Cf. Pears, D.F./Thomson, J.: "Is Existence a Predicate? in: Strawson, P.F.: Philosophical Logic, op.cit., S.97ff u. S.103ff

182) Searle, J.R.: Sprechakte, op.cit., S.246

183) Searle, J.R.: Sprechakte, op.cit., S.247

184) Ibid.

185) Searle, J.R.: Proper names, op.cit., S.89

186) Ibid., S.89f

187) Hingegen ist die Auffassung, Identitätssätze seien nicht Aussagen über Gegenstände, sondern Zeichenregeln für die in ihnen enthaltenen Zeichen, in der Philosophie eine traditionelle Position zum Problem der Identität. Cf. Schirn, M.: Identität und Synonymie, op.cit., S.27. F.Waismann etwa vertritt diese Auffassung. (Cf. Waismann, F.: Thesen. in: L.Wittgenstein, Schriften Bd.3, S.242f. und Idem: Über den Begriff der Identität, Erkenntnis 6 (1936), S.61f

188) Searle, J.R.: Proper names, op.cit., S.89

189) Ibid., S.90. Schirn kritisiert an Searles Behandlung der Identitätsaussagen in 'Proper names', daß er auf die von Frege überwundene Auffassung zurückfalle. Identitätsaussagen seien Aussagen über Zeichen und deren Gebrauch, nicht über die bezeichneten Gegenstände, seien Substitutionsregeln für Zeichen. Wäre Searle nämlich im Recht, so würden in Sätzen wie 'Cicero = Tullius' beide Namen nicht gebraucht, sondern lediglich erwähnt. (Schirn, M.: Identität und Synonymie, op.cit., S.113) Deshalb sei darüberhinaus Searles Auffassung auch inkonsistent in Bezug auf seine eigene Terminologie. Schirn berücksichtigt allerdings nicht, daß Searle die These, Identitäts-

sätze seien informativ im Hinblick auf den Sprachgebrauch, auf analytische Sätze einschränkt.

190) Searle, J.R.: Proper names, op.cit., S.90

191) Searle ließe sich ev. so verstehen, als differenziere er den unterschiedlichen Erkenntniswert von 'a = B' im Gegensatz zu 'a = a' noch einmal im Hinblick auf Synthetizität und Analytizität als Unterschied zwischen empirischen und linguistischen Informationsgehalt.

192) Searle, J.R.: Sprechakte, op.cit., S.247

193) Ibid., S.248

194) Searle, J.R.: Sprechakte, op.cit., S.248

195) Ibid.

196) Ibid., S.249

197) Searles Begriff der Analytizität läßt sich aus anderen Kontexten erhellen. Um seine methodologische Unterscheidung zwischen 'Linguistischen Charakterisierungen' und 'Linguistischen Erklärungen' (Ibid., S. 13) zu verdeutlichen, greift Searle den bekannten, von W.O.Quine (Quine, W.O.: Zwei Dogmen des Emipirsmus, op.cit., S.167ff) entfachten Streit darüber, ob klare Kriterien der Analytizität aufweisbar sind oder nicht, ob daher der Begriff der Analytizität eine sinnvolle sprachphilosophische Kategorie darstellt und ob somit eine Unterscheidung zwischen analytischen und synthetischen Sätzen überhaupt sinnvoll ist, auf. Es ist hier nicht Raum, auf Quines Argumentation näher einzugehen. Er beantwortet diese Frage bekanntlich negativ. Quine hatte die Unterscheidung zwischen analytischen und synthetischen Sätzen verworfen, weil es seiner Ansicht nach eben keine klaren Kriterien für diese gibt. Aber, so entgegnet Searle, daraus, daß es keine klaren Kriterien für eine präzise Bestimmung des Begriffs der Analytizität gibt, folgt deshalb noch nicht, "daß der Begriff nicht verstanden wird oder ungerechtfertigt ist." (Searle, J. R.: Sprechakte, op.cit., S.21). Der Begriff hat einen Sinn, es gibt gängige Definitionen und Quine selbst kann beurteilen oder beansprucht dies zumindest, ob vorgeschlagene Kriterien adäquat oder inadäquat sind. Und woher läßt sich dies beurteilen, wenn nicht daraus, daß wir alle schon wissen, was das Wort 'analytisch' bedeutet. (Ibid., S.17). Quine erliege dem Universalitätsanspruch des Ideals methodischer Exaktheit. (Ibid, S.20) Searle bezieht sich hier auf Wittgensteins sprachspieltheoretische Relativierung des Exaktheitsideals in PU §§ , wenn er die Möglichkeiten einer präzisen Begriffsbestimmung mittels klarer Kriterien seiner Anwendung (extensionalen, formalen oder auf beobachtbares Verhalten bezogen) gleichsetzt mit den Bedingungen des Verständnis des Begriffs. Quine zieht Beispielsätze für die Unschärfe des Analytizitätsbegriffs heran, die Grenzfälle sind, aber, so Searle, die Tatsache, daß er Grenzfälle heranzieht, zeigt, daß er ein implizites Verständnis des

Begriffs hat, das es erlaubt, zwischen Grenzfällen und einem engeren Gebrauch zu differenzieren. (Searle räumt allerdings ein, daß die Begriffe 'Analytizität' und 'Synonymie' "als philosophische Werkzeuge" aufgrund ihrer Unschärfe nicht sehr nutzbringend sind (Ibid., S.21). Gegen extensionale Begriffsbestimmungen macht Searle geltend, daß Begriffe 'projektiv' gebraucht werden: "'Analytisch' bezeichnet nicht eine abgeschlossene Klasse von Behauptungen; es ist keine Abkürzung für eine Aufzählung, vielmehr ist es - wie es für allgemeine Begriffe charakteristisch ist - durch die Möglichkeit der Projektion gekennzeichnet." (Ibid., S.17f) (Vgl. auch Grice, P./Strawson, P.F.: In defense of a dogma. Phil.Rev. 65 (1965), S.141ff.) Wir sind in der Lage, einen Begriff auf neue Fälle in Anwendung zu bringen, ohne daß wir über explizite Kriterien seiner Anwendung verfügen. Der projektive Gebrauch ist geregelt und wir wissen - mit Ausnahme von Grenzfällen vielleicht - ob etwas unter den entsprechenden Begriff fällt oder nicht. Andernfalls wären wir auch nicht imstande, adäquate von weniger adäquaten Kriterien zu unterscheiden. Diese an sich sinnvolle Suche nach Kriterien einer exakten Anwendung des Begriffs (Ibid., S.23) deckt aber nicht eo ipso die Bedingungen dafür auf, daß wir ihn immer schon zu gebrauchen wissen und ihn immer schon - zumindest in den meisten Fällen - verstehen. "Das oben diskutierte Argument, dessen Vertreter einen gebräuchlichen Begriff, über dessen Anwendung allgemeine Übereinstimmung - projektiver Art - besteht, nehmen und von ihm sagen, daß er irgendwie unzulänglich ist, weil es keine Kriterien einer bestimmten Art für seine Anwendung gibt, könnte für sich genommen niemals zeigen, daß der Begriff nicht verstanden wird oder ungerechtfertigt ist. Das Argument könnte bestenfalls zeigen, daß es unangemessen ist, Kriterien der vorgeschlagenen Art zu verlangen." (Ibid., S.21) Das Wissen eines Sprechers, wie ein bestimmter Begriff zu gebrauchen ist, besteht also nicht prinzipiell darin, daß er für jeden Fall seiner Anwendung explizite Kriterien angeben könnte. Er verfügt über ein implizites Wissen über den Sprachgebrauch. 'Linguistische Charakterisierungen', die dieses formulieren, beruhen auf intuitiven Einsichten (Ibid., S.24). Wie können diese aber gegenüber der methodischen Strenge formaler oder extensionaler Kriterien einen Geltungsanspruch behaupten? Wenn die 'linguistischen Charakterisierungen' nicht dem formalen Begriffsrahmen einer logischen Semantik entstammen, müssen sie dann nicht zumindest durch empirische Verallgemeinerungen (etwa statistischer Art) abgesichert werden? Searle stellt dem folgende These entgegen: Wenn ich den Satz 'Frauen sind weiblich' als analytisch charakterisiere, so ist dies keine empirische Verallgemeinerung über das Sprachverhalten einer Gruppe, sondern Manifestation und zugleich Beschreibung einer Regel, nach der ich spreche (Ibid., S.25). Die Bedingungen der Möglichkeit 'linguistischer Charakterisierungen' und die Bedin-

gungen der Möglichkeit sinnvollen Sprechens sind identisch: Meine "Beherrschung einer regelgeleiteten Fähigkeit" (Ibid., S.24): des Sprechens. (Hervorhebung von mir -J.K.). Das implizite Wissen über die sprachlichen Regeln, denen ein Sprecher folgt, läßt sich mittels intuitiver Reflexion auf deren Gebrauch in 'linguistischen Charakterisierungen' explizieren. Diese Konzeption eines "vorgängigen und nicht formulierten Wissens" (Ibid., S.27) lehnt sich an G.Ryles Unterscheidung zwischen dem 'knowing how' und dem 'knowing that' an. (Vgl. Ryle, G.: Knowing How and Knowing That. Proceedings of the Aristotelian Society 46 (1945/46), S.1ff) Die einzige Grundlage einer 'Verifikation linguistischer Charakterisierungen' (Vgl. die Diskussion in: Lyas, C. (ed.): Philosophy and Linguistics, London 1971) sind somit die intuitiven Einsichten eines Sprechers über seine eigene Regelkompetenz.

198) Ibid., S.250

199) Ibid.

200) Ibid.

201) Kripke, S.: Naming and Necessity, op.cit. und idem: Identität und Notwendigkeit, op.cit.

202) Searle, J.R.: Proper names, op.cit., S.93

203) Searle, J.R.: Sprechakte, op.cit., S.250. Cf. ibid., S.254f. Die Beschreibung 'namens x' hat insofern eine Sonderstellung, als sie eine Minimalbedingung ist, die es uns erlaubt, etwas über einen unbekannten Gegenstand zu erfahren, sie erlaubt es aber allein noch nicht, auf den entsprechenden Gegenstand zu referieren und in einer anderen als hypothetischen Form von ihm zu sprechen.

204) Searle, J.R.: Sprechakte, op.cit., S.250f

205) Searle, J.R.: Sprechakte, op.cit., S.253

206) Ibid.

207) K.Donnellan (Donnellan, K.: Proper Names and identifying descriptions, op.cit., S.363) behauptet, daß die Frege/Russellsche Schwierigkeit, daß zwei Personen, die den gleichen Namen verwenden, glauben, daß sie auf dieselbe Person referieren, aber verschiedene Beschreibungen mit dem Namen verbinden, nicht dieselbe Proposition ausdrücken, bei Searle nur auf verschiedene soziale Gruppen verschoben sei.

208) Searle, J.R.: Sprechakte, op.cit., S.253

209) Ibid.

210) Ibid., S.253f

211) Ibid., S.254

212) Searle, J.R.: Sprechakte, op.cit., S.257

213) Ibid.

214) Ibid., S.258

215) Ibid., S.260

216) Ibid., S.255

217) Searle, J.R.: Sprechakte, op.cit., S.256

218) Ibid.

219) W.Quine (Quine, W.O. van: Word and Object, Cambridge 1964, §19, S.90) unterscheidet singuläre und generelle Termini folgendermaßen: "If a term admits the definite and indefinite article and the plural ending, then normally under our perfect adult usage it is a general term." Ein singulärer Term hingegen erlaubt keine Pluralbildung. Ein singulärer Term dient in der Regel dazu, ein singuläres Objekt zu bezeichnen, während ein genereller Term auf mehrere Objekte zutrifft. Zwischen singulären und generellen Termini stehen Artbezeichnungen ('mass terms'), die ebenfalls keine Pluralbildung erlauben (bspw. 'Wasser'), (Ibid., S.91), aber nicht dazu dienen, auf ein singuläres Objekt zu referieren. Zu Quines Unterscheidung vgl. auch Strawson, P.F.: Einzelding, op.cit., S.197

220) Quine, W.O.: Word and Object, op.cit., §37, S.176 (s. auch unten)

221) Searle, J.R.: Sprechakte, op.cit., S.258

222) Searle, J.R.: Sprechakte, op.cit., S.258

223) Ibid., S.259f

224) Ibid., S.145

225) Ibid.

226) Ibid., S.146

227) Ibid.

228) Quine, W.O.: Word and Object, op.cit., §37, S.176ff. Cf. Strawson, P.F.: Einzelding, op.cit., S.250ff. Ähnliche Überlegungen bei Ayer, A.J.: Names and Descriptions, op.cit., S.150ff. Geach, P.: Logic Matters, op.cit., S.106. Komplexe Terme wie 'D that is P' können eliminiert werden. Cf. Idem: Reference and Generality, Ithaca, S.155-122. Cf. Quine, W.O.: Mathemathical Logic. Cambridge/Mass. 1951, S.133

229) Quine, W.O.: Word and Object, op.cit., S.181

230) Ibid., S.186

231) Ibid., S.189

232) Strawson, P.F.: Einzelding, op.cit., S.252

233) Strawson, P.F.: Einzelding, op.cit., S.249 u. S.254ff

234) Ibid., S.259f

235) Ibid., S.261ff

236) Cf. Carnap, R.: Bedeutungspostulate. in: Sukale, M. (Hg.): Moderne Sprachphilosophie, op.cit., S.68ff.
Mates, B.: Analytic Sentences. Phil.Rev. 25 (1950), S.201ff
Martin, R.M.: On Analytic. Philosophical Studies 3 (1952), S.42ff

White, M.: The Analytic and the Synthetic. An Untenable Dualism. in: Linsky, L. (ed.): Semantics and the Philosophy of Language. Urbana, Chicago, London 1952, S.272ff
Quine, W.O. van: Two Dogmas of Empiricism. in: Idem: From a Logical Point of View. Cambridge/Mass. 1964, S.20ff
Grice, H.P./Strawson, P.F.: On Defense of a Dogma. Phil.Rev. 65 (1956), S.141ff
Putnam, H.: The Analytic and the Synthetic. in: Feigl, H./Maxwell, G. (eds.): Minnesota Studies in the Philosophy of Science. Vol.III, Minneapolis 1962, S. 358ff

Fodor, J.A.: On knowing what we would say. in: Rosenberg, J.F./Travis, Ch. (eds.): Readings in the Philosophy of Language. Englewood Cliffs 1971, S.126ff
Katz, J.J.: Philosophie der Sprache, op.cit., S.171 ff. Idem: Analyticity and Contradiction in Natural Language. in: Rosenberg, J.F./Traris, Ch. (eds.): Readings in the Philosophy of Language, op.cit., S. 136ff.

237) Cf. Carnap, R.: Sinn und Synonymität in natürlichen Sprachen. in: Sinnreich, J. (Hg.): Zur Philosophie der idealen Sprache. München 1972, S.146: "Eine Aussage ist analytisch, wenn sie wahr ist aufgrund der Intension der Ausdrücke, die in ihr vorkommen."

238) Damit ist allerdings schon eine ganz bestimmte Form von Notwendigkeit unterstellt. W.O.Quine (Quine, W. O. van: Reference and Modality, op.cit., S.143) gibt folgende Definition des Zusammenhangs von Modalität und Analytizität. "The general idea of strict modalities is based on the putative notion of analyticity as follows: A statement of the form 'Necessarily ...' is true if and only if the component statement which 'necessarily' governs is analytic, and a statement of the form 'Possibly ...' is false if and only if the negation of the component statement which 'possibly' governs is analytic."

239) Cf. Quine, W.O.: Reference and Modality, op.cit., S. 142.

240) Quine, W.O.: Reference and Modality, op.cit., S.22ff

241) Cf. Ibid., S.20ff. "Being necessary or possible thus and so is in generall not a trait of the object concerned, but depends on the manner of referring to the object." (Ibid., S.24) Cf. Ibid., S.27

242) Cf. die Aufsätze in: Linsky, L. (ed.): Reference and modality. London 1971.

243) s.u.

244) Ich gebrauche 'Existieren' hier im zeitlosen Sinn in Übereinstimmung mit Searle, J.R.: Sprechakte, op.cit., S.121, Anm.3

245) Cf. ibid., S.124f

246) Carnap, R.: Bedeutung und Notwendigkeit. Berlin u.

New York 1972, S.217ff., bes. S.223ff.

247) Church, A.: A Formulation of the logic of Sense and Denotation. in: Henle, P./Kallen, H.-M./Langen, S.K. (eds.): Structure, Method and Meaning: Essays in Honour of Henry M. Sheffer. New York 1951, S.3ff

248) Quine, W.R.: Reference and Modality, op.cit., S.28

249) "The cases of conflict between quantification and modality depend on extensions as values of variables. In your (Carnaps - J.K.) object language may unhesitatingly quantify modalities because extensions have been dropped from among the values of the variables; even the individuals of the concrete world have disappeared, leaving only their concepts behind them." (W.O.Quine, zit. nach: Carnap, R.: Bedeutung und Notwendigkeit, op.cit., S.246) In modalen Kontexten können nach Carnap nur intensionsgleiche, d.h. L-äquivalente Terme substituiert werden. Cf. Ibid., S.225. Für Carnap müssen modale Kontexte daher intensional interpretiert werden. Ein Satz, z.B. F·B≡H, sei extensional interpretiert (mittels Extensionsausdrücken) z.B.: Die Klasse der federlosen Zweifüßer ist der Klasse'Menschlich' äquivalent. Im modalen Kontext $\sim \Box (F \cdot B \equiv H)$ ist der gleiche Satz aber intensional zu interpretieren: Es ist nicht notwendig, daß die Eigenschaft'Federloser Zweifüßler'dasselbe ist wie die Eigenschaft'Menschlich'. (Cf. Ibid., S.233ff) Es versteht sich, daß Carnaps Modalität eine Modalität de dicto ist, da auf Intensionen bezogen.

250) Kripke, S.: Sementical Considerations on Modal Logic. In: Linsky, L. (ed.): Reference and Modality, op.cit. S.63ff. Idem: A completeness Theorem in modal Logic. in: J. of symbol.Logic, 24 (1959) S.1-15 u. idem: Semantical Analysis of modal Logic. in: Z.f.math.Logik und Grundlagen der Mathematik, 9 (1963), S.67ff Cf. dazu Parsons, T.: Essentialism and Quantified Logic, in: Linsky, L.: Reference and Modality, op. cit., S.73ff u. Linsky, L.: Reference, Essentialism, and Modality. in: Linsky, L.(ed.): Reference and Modality, op.cit., S.88ff

251) Cf. Stegmüller, W.: Hauptströmungen der Gegenwartsphilosophie II, op.cit., S.221ff

252) Kripkes Thesen werden resümiert bei: Leist, A.: Zur Semantik 'natürlicher Sprachen'. Z.f.german.Ling. 2 (1974), S.336f

253) Kripke, S.: Naming and Necessity, op.cit., S.280

254) Ibid., S.281

255) Ibid., S.264

256) Searle definiert Analytizität: "A statement is analytic if and only if it is true by virtue of linguistic rules alone, without any recourse to empirical investigation." Searle, J.R.: Proper Names, op.cit., S.89

257) Für Kripke sind die Begriffe der Notwendigkeit und

der Apriorität logisch voneinander unabhängig: Ein Satz kann sowohl notwendig wahr sein, ohne daß er a priori gewußt ist, als auch umgekehrt. M. Dummett (Dummett, M.: Frege. Philosophy of Language, op. cit., S.122) führt als Gegenbeispiel zu Kripkes Trennung von a priori und Notwendigkeit folgenden Satz, den er sowohl als a priori als auch notwendig wahr ansieht, an: 'Christ was born in 1 A.D.' Aber teilt uns dieser Satz wirklich eine notwendige Tatsache mit? Beziehen wir die Geburt Christus auf eine andere Zeitrechnung, z.B. den jüdischen Kalender, so behaupten wir, wenn wir behaupten, daß Christus in diesem Jahr geboren wurde, sicherlich a posteriori einen kontingenten Sachverhalt. Diese obgenannte Notwendigkeit scheint also von einem bestimmten Datierungssystem abgeborgt, also auf einer Zeichenregel zu basieren. Für eine von Kripke inspirierte Diskussion des Verhältnisses von Modalität und Apriorität bzw. Analytizität im Hinblick auf die Philosophie der Mathematik cf. Hart, W.D.: Imagination, Necessity and abstract Objects. in: Schirn, M. (Hg.): Studien zu Frege I, op.cit., S.161ff. Während Kripke zwischen Metaphysik (Modalität) und Erkenntnistheorie (Apriorität) trennt, geht es Hart um die "epistemology of necessity", d.h. das Wissen, daß einige Wahrheiten notwendig sind (ibid., S.163). Hart will Vorstellbarkeit (imaginability) nicht wie Hume mit der Möglichkeit sondern der Notwendigkeit, daß p, verbinden (ibid., S.165). Die Logik möglicher Welten kann auch als Frage nach der Vorstellbarkeit bestimmter Sachverhalte behandelt werden. Mathematische Wahrheiten und Gegenstände lassen sich aber nicht imaginieren, es ist also nicht ohne weiters möglich, Notwendigkeit auf Vorstellbarkeit zu gründen: "Possibilia and possible worlds exists in independance of our thinking about or imaging them." (ibid., S. 174) "Consider a necessary truth all of whose referring expressions refer to very abstract objects. Since they are very abstract, we do not (clearly and distinctly) imagine them. Since we do not imagine them related otherwise then the necessary truth says they are related. From this we infer that it is necessary that they are so related." (Ibid., S.181) Harts These ist, daß alle Wahrheiten, deren hinweisende Ausdrücke auf abstrakte Entitäten referieren, notwendige Wahrheiten sind. (Ibid., S.182)

259) Kripke, S.: Naming and Necessity, op.cit., S.281

260) Searle, J.R.: Proper Names, op.cit., S.95

261) Kripke, S.: Naming and Necessity, op.cit., S.281, S. 276f

262) Ibid., S.281

263) Ibid.

264) Kripke, S.: Naming and Necessity, op.cit., S.292f

265) E.Dobnig-Jülch (Dobnig-Jülch, E.: Über Eigennamenkompetenz. Beobachtungen zum Eigennamengebrauch als Grundlage neuer Eigennamenbeschreibungen, in: Drach-

mann, G. (Hg.): Akten der 1. Salzburger Frühlingstagung f. Linguistik. Tübingen 1975, S.403ff) schließt sich Kripkes Kritik an Searles Theorie der Eigennamen an. Dobnig-Jülch will eine Namensgebungskompetenz einführen (Ibid., S.411), aber die Einführung eines neuen Begriffs ist keine Antwort auf die aufgeworfenen Fragen. Wenn Dobnig-Jülch dann von einer 'fixen Implikationsmenge' von Deskriptionen (ibid., S.414) spricht, zugleich aber Kripke folgt und Searles These vom Sinn von Eigennamen zurückweist, so hätte man sich eine genauere Exposition des Problemkontextes um so mehr gewünscht.

266) Searle, J.R.: Sprechakte, op.cit., S.45f

267) Kripke, S.: Naming and Necessity, op.cit., S.293

268) Ibid., S.294f

269) Cf. Searle, J.R.: Sprechakte, op.cit., S.254f. Searle weist dort nur die Auffassung zurück, daß Zutreffen dieser Beschreibung sei eine hinreichende Bedingung des erfolgreichen Vollzugs der Referenz.

270) Dabei kann nicht gemeint sein, daß es der Sprecher ist, der diesem Mann diese Eigenschaft gewöhnlich zuschreibt, denn Beschreibungen wie 'der X, von dem ich annehme, daß...' oder 'der X, von dem ich glaube, daß...' eignen sich nicht als identifizierende Beschreibungen, da sie nicht sagen, wer der betreffende ist, von dem ich dies annehme, glaube etc., sondern nur eine Sprechergemeinschaft, die diese Zuschreibung gewöhnlich vollzieht.

271) Kripke, S.: Naming and Necessity, op.cit., S.297

272) Strawson, P.F.: Einzelding, op.cit., S.17ff

273) Kripke, S.: Naming and Necessity, op.cit., S.298

274) Ibid.

275) Ibid., S.295

276) Ibid.

277) Wittgenstein, L.: Philosophische Untersuchungen, op. cit., S.330

278) Kripke, S.: Naming and Necessity, op.cit., S.258ff, 281ff

279) Kripke, S.: Naming and Necessity, op.cit., S.282

280) Ibid., S.283

281) Kripke, S.: Naming and Necessity, op.cit., S.290

282) Ibid., S.296. Die gleiche Argumentation auch auf S.290

283) Ibid., S.287

284) Searle, J.R.: Proper Names, op.cit., S.95

285) Kripke, S.: Naming and Necessity, op.cit., S.287

286) Ibid., S.283f

287) Ibid., S.284

288) Ibid. Kripke diskutiert dieses Problem anhand der von

W.Kneale (Kneale, W.: Modality, De Dicto and De Re. in: Nagel, E./Suppes, P./Tarski, A.: Logic, Methodology and the Philosophy of Science: Proceedings of the 1960 International Congress, Stanford University Press 1962, S.622ff.) Kneale fragt sich, warum offensichtlich der Satz 'Sokrates ist der Mann namens Sokrates' keinen Informationsgehalt hat (Ibid., S. 629f) und erkärt dies dadurch, daß jeder Namen analytisch mit der Beschreibung 'namens X' verknüpft ist.

289) Cf. Searle, J.R.: Sprechakte, op.cit., S.254ff

290) Kripke, S.: Naming and Necessity, op.cit., S.266

291) Kripke gibt als Beispiel für einen notwendig wahren Satz den Goldbachsatz, der annimmt, daß jede gerade Zahl über 2 die Summe zweier Primzahlen ist. Ist die mathematisch noch nicht beweisbare Annahme wahr, so ist sie notwendig wahr, ist sie falsch, so ist sie notwendig falsch. Cf. ibid., S.261f

292) Ibid., S.260ff

293) Ibid., S.264

294) Ibid., S.268

295) Stegmüller, W.: Hauptströmungen II, op.cit., S.226f

296) Linsky bemängelt an der Kripke-Semantik, daß diese kein Kriterium der 'transworld-identification' gibt. Cf. Linsky, L.: Reference, Essentialism and Modality. op.cit., S.99

297) Kripke, S.: Naming and Necessity, op.cit., S.266

298) Lewis, D.K.: Counterpart Theory and Quantified modal Logic. J. of Philosophy 65 (1968), S.113ff

299) Kripke, S.: Naming and Necessity, op.cit., S.267

300) Ibid., S.268

301) Kripke, S.: Identität und Notwendigkeit, op.cit., S.201. Cf. Stegmüller, W.: Hauptströmungen der Gegenwartsphilosophie II, op.cit., S.232. Vgl. oben den Abschnitt über die Elimination singulärer Termini.

302) Kripke, S.: Naming and Necessity, op.cit., S.271

303) Ibid.

304) Ibid., S.272f

305) Ibid., S.273

306) W.Godfrey-Smith (Godfrey-Smith, W.: Names, Indices, and Individuals. Analysis 37 (1976), S.1ff.) kritisiert an Kripke, daß er die Frage der Identifikation des Referenzobjekts eskamotiere (ibid., S.6). Tatsächlich müssen Sprecher ja im Zweifelsfalle klären können, von welchem Objekt in welchen möglichen Diskurswelten sie sprechen. Identifikation 'querwelt-ein' ist nicht nur ein formalsprachliches, konstruktives Problem, sondern auch ein praktisches, kommunikatives. Um einen Namen korrekt zu gebrauchen, bedarf es Godfrey-Smith zufolge eines kontextuellen

Wissens, aber dies hat für die 'logische Struktur' des Namens keine Bedeutung und darin ist Kripke Recht zu geben (ibid., S.9f).

307) Kripke, S.: Naming and Necessity, op.cit., S.309. In diesem Punkt verwechselt P.Ziff (Ziff, P.: About Proper Names. Mind LXXXVI (1977) S.322) Kripkes Position mit der von ihm kritisierten.

308) Vgl. dazu die Position B.Millers. (Miller, B.: Proper Names and their distinctive Sense. Australasian J. of Philos. 51 (1973), S.201ff) Miller zufolge haben Eigennamen einen 'Sinn', der jedoch nicht nur durch andere (komplexe) Ausdrücke und Beschreibungen explizierbar werden kann. Der 'Sinn' eines Namens ist für Müller seine referentielle Funktion (ibid., S.203). Aussagen, deren Subjektausdrücke bestimmte Beschreibungen sind, sind nicht Aussagen über bestimmte intendierte Referenzobjekte, sondern über dasjenige Objekt, welches auch immer die Beschreibung erfüllt (ibid., S.207). Daher sei der entscheidende Unterschied zwischen Beschreibungen und Eigennamen als Unterschied einer 'uniqueness of predicability' und einer 'uniqueness of reference' zu formulieren. (Ibid., S.208). Es gibt Miller zufolge für Eigennamen zwar Kriterien der Identität, aber keine Kriterien der Rekognition'. (Ibid., S.210) Zu Miller vgl.: Nute, D.: Barry Miller on proper names. Australasian J. of Philso. 52 (1974), S.237ff. Ferner: Boer, St. E.: The 'Sense' of Proper Names: a Demurrer. Australasian J. of Philos. 52 (1974), S.232ff. Boer kritisiert an Miller, daß sein Begriff des 'sense' nicht mit dem Gebrauch der anderen Autoren übereinstimme, Miller sei in der Reihe der Autoren einzuordnen, die abstreiten, daß Eigennamen einen 'Sinn' haben. (Ibid., S.232). Vgl. Millers Replik auf Boer (Miller, B.: Proper Names of Historical Figures. Australasian J. of Philos. 54 (1976), S.242ff)

309) Kripke, S.: Naming and Necessity, op.cit., S.270. Zu Chomskys kritischen Argumenten gegen Kripke cf. Chomsky, N.: Reflexionen über die Sprache, op.cit., S.60ff

310) Ibid., S.269f. Cf. Seuren, P.A.M.: Zwischen Sprache und Denken. Ein Beitrag zur empirischen Begründung der Semantik. Wiesbaden 1977, S.221ff.

311) J.Hintikka (Hintikka, J.: The modes of modality. in: Proceedings of a Colloquium on modal and many-valued Logica. Helsinki 1962. (Acta Philosophica Fennica 1963, Fasc. XIV), S.73) formuliert eine starre Designation, die Kripkes Auffassungen nahekommt: "A singular term (say a) really specifies a well-defined individual (...) if and only if it refers to one and the same individual not only in the actual world (or, more generally, in whatever possible world we are considering) but also in all the alternative worlds which could have been realized instead of it." Nach der Theorie der starren Designation bezeichnen Namen in allen möglichen Welten dasselbe Objekt. Es gibt also keinen Fall, in dem Nixon nicht Nixon wäre (Krip-

ke, S.: Naming and Necessity, op.cit., S.270). Kripkes Argumentation beruht in ihrer Plausibilität darauf, daß sie, wie Searle es formulieren würde, linguistische Sachverhalte exemplifiziert. Kritiker wie z.B. P.Ziff (Ziff, P.: About Proper Names, op.cit., S.327) führen deshalb Gegenbeispiele an: "Consider such remarks as these: 'Do you know what Hitler made such a monster? He was dropped on his head as a baby. Hitler wouldn't have been Hitler if that hadn't happened." (Ibid., S.327) (Vgl. zu diesen Beispielen: Kripke, S.: Naming and Necessity, op.cit., S.288) Allerdings würde Kripke hier, mit nicht weniger Plausibilität, einwenden, daß es sich im Falle dieses Beispiels um Sprechen im übertragenen Sinn handelt. Es wäre kein Widerspruch zu seiner Theorie, zuzugeben, daß in Fällen wie diesem, daß etwa bei Personen, die eine historische und öffentliche Bedeutung haben, weil bei ihnen bestimmte Eigenschaften ins Extreme gesteigert erscheinen, ihre Eigennamen im übertragenen Sinn semantisch als Beschreibungen dieser Eigenschaften fungieren können. Sätze wie 'Nixon hätte nicht Nixon sein können' stellen für Ziff eine Art 'intuitiver Test' (Ziff, P.: About Proper Names, op.cit., S.325) dafür, ob ein Ausdruck ein starrer Designator ist, dar. Ähnlich verhält es sich mit quasibeschreibenden Namen und Beschreibungen, die als Namen fungieren (z.B. 'Greco'). Ziffs zentraler Vorwurf ist, daß Kripke die Vielfalt und den verschiedenartigen Gebrauch von Eigennamen in der gewöhnlichen Sprache verfehlt und der Semantik der Eigennamen ein am Modell formaler Sprachen gewonnenes Bild unterschiebt. (Ibid., S.328)

312) Kripke, S.: Naming and Necessity, op.cit., S.258f

313) Cf. Carnap, R.: Bedeutung und Notwendigkeit, op.cit., S. Kutschera, F.: Sprachphilosophie, op.cit., S.66. 'Cluster' und Eigennamen wären sinngleich, wenn sie in allen logisch möglichen Welten die gleiche Extension hätten. Cf. Barcan Marcus, R.: Modalities and Intensional Languages. in: Boston Studies in Philosophy of Science. Vol.I, Dordrecht 1963, S.77ff

314) Ziff, P.: Semantical Analysis. Ithaca/N.Y. 1960, S. 85-89, 93, 104f u. 173-176. Cf. Idem: About Proper Names, op.cit., passim

315) Kripke, S.: Naming and Necessity, op.cit., S.259

316) Ibid.

317) Wittgenstein, L.: Philosophische Untersuchungen, op. cit.,§50, S.316

318) Kripke, S.: Naming and Necessity, op.cit., S.274

319) Ibid. Kripke kritisiert an Frege, daß er den Begriff 'Sinn' in zweierlei verschiedenem Sinn gebraucht: "For he takes the sense of a designator to be its meaning; and he also takes it the way its reference is determinded. Identifying the two, he supposes that both are given by definite descriptions." (Ibid., S.277)

320) Ibid., S.274

321) Ibid., S.276

322) Cf. ibid., S.290

323) Ibid., S.301

324) Kripke, S.: Naming and Necessity, op.cit., S.298f

325) Ibid.

326) Ibid., S.300

327) Ibid.

328) Cf. Evans, G. and Altham, J.E.J.: The Causal Theory of Names. Proceed. of the Aristot.Soc., suppl.vol. XLVII (1973), S.187ff u. S.209ff. Ferner: Erwin, E./ Zemach, E.: The Historical Theory of Reference. Australasian J. of Philos. 54 (1976), S.50ff. Die Vf. setzen das, was sie unter 'historische Theorie der Referenz' verstehen, mit der 'kausalen Theorie der Referenz' gleich. (Ibid., S.50) Sie diskutieren beide Theorien kritisch im Hinblick auf das Problem negativer Existenzsätze. Die zentrale These einer 'historischen Theorie der Referenz' sei, daß eine historische Verbindung besteht zwischen dem aktuellen Gebrauch des Ausdrucks und dem bezeichneten Objekt selbst. Sie versuchen diese Auffassung in einer Reihe von referenztheoretischen Bedingungen zu präzisieren, um anschließend zu zeigen, daß eine 'historische Theorie der Referenz' (in ihrem Verständnis) keine hinreichenden Bedingungen des referentiellen Gebrauchs formulieren könne.
D.S.Schwarz (Schwarz, D.S.: Causality, Referring, and Proper Names. Linguistics and Philosophy 2 (1978), S. 225ff) behauptet, daß eine 'kausale Theorie der Eigennamen' logisch unabhängig wäre von Kripkes These einer 'chain of communication'. Ferner: Redmon, R.: Names and Existence. Philos. and Phenomen.Res. XXXVIII (1978), S.524ff

329) Kripke, S.: Names ans Necessity, op.cit., S.302

330) Ibid.

331) Kripke, S.: Naming and Necessity, op.cit., S.349, Anm.42

332) Allerdings spielt bei der ostensiven Definition die Bekanntschaft (acquaintance) mit dem Objekt eine große Rolle. Daher die Plausibilität des Identifikationsprinzips im Falle historischer Personen, mit denen wir in diesem Sinne nicht mehr bekannt sein können. Cf. Ibid., S.349, Anm.42

333) Ibid., S.302

334) Ibid.

335) Ibid., S.300

336) Ibid., S.301

337) Ibid.

338) Ibid., G.Evans (Evans, G.: The causal Theory of na-

mes. Proceedings of the Aristot.Soc.Suppl.vol.XLVII (1973) S.187ff) bezeichnet Kripkes 'Referenztheorie' als "causal theory of names", die er wie folgt interpretiert: "A speaker, using a name' 'NN'' on a particular occasion will denote some item X if there is a causal chain of reference preserving links leading back from his use on that occasion ultimately to the item X itself being involved in a nameacquiring transaction such as explicit dubbing or the more general process whereby nicknames stick." (ibid., S.191)

339) Dies versucht Kripke in: Identität und Notwendigkeit, op.cit., S.196

340) Cf. Searle, J.R.: Proper Names, op.cit., S.89f

341) Cf. Wiggins, D.: Identity Statements. in: Butler, R. J. (ed.): Analytical Philosophy. 2nd series, Oxford 1965, S.40ff

342) Kripke, S.: Identität und Notwendigkeit, op.cit., S.190

343) Searle, J.R.: Proper Names, op.cit,, S.89f

344) Kripke, S.: Identität und Notwendigkeit, op.cit., S.198. Wichtig für das Verständnis von Kripkes Argumentation hinsichtlich der Identität ist folgendes: Sind Identitätssätze, wie Kripke behauptet, notwendig wahr, so sind die entsprechenden Terme unproblematischerweise auch in modalen Kontexten substituierbar salva veritate. Ist 'a = b' notwendig, d. h. in allen möglichen Welten wahr, sind 'a' und 'b' folglich starre Designatoren, so ergeben auch alle Substitutionen von 'a' in notwendig wahren Sätzen durch 'b' wiederum notwendig wahre Sätze und vice versa. Diese Auffassung stellt aber eine erhebliche Einschränkung der Substitutivität dar (auf notwendig-wahre Identitätssätze, wobei Kripke allerdings bestreiten würde, daß es sich um eine Einschränkung handelt) und behebt auch nicht das Problem der Existenzgeneralisierung.
Starre Designation und Notwendigkeit der Selbstidentität sind hinreichende und notwendige Bedingungen der Notwendigkeit von Identitätsaussagen. (Cf. Khatchadourian, H.: Kripke and Frege on Identity Statements. in: Schirn, M. (Hg.): Studien zu Frege II, op.cit., S.269) Kripke berücksichtigt nicht bei seiner Behandlung der Problematik von Identitätsaussagen traditionell mit dieser verbundenen Fragen wie: Sind Identitätsaussagen über zwei Gegenstände, die also voneinander unterschieden sein müssen (Problem der Ununterscheidbarkeit und der numerischen Verschiedenheit, Identitas indiscernibilium etc.) - was Kripke undiskutiert unterstellt - oder besagen sie, daß zwei verschiedene Zeichen für denselben Gegenstand stehen, insofern sie verschiedenen Sinn haben (Searle), ob Identitätsaussagen etwa Substitutionsregeln für Zeichen sind etc.
H.Khatchadourian (Khatchadourian, H.: Kripke and Frege on Identity Statements, op.cit., S.281). hält Identitätssätze mit Eigennamen und bestimmten Be-

schreibungen je nach Notwendigkeit der beschriebenen Eigenschaften für notwendig oder kontingent oder akzidentiell. Im Hinblick auf Identitätsaussagen mit Eigennamen allein hat H.S.Chandler (Chandler, H.S.: Designation. J. of Philosophy, 72 (1975), S.363ff) angeführt, daß das Problem raum-zeitlicher Kontinuität es sinnvoll macht, von kontingenter Identität auch im Hinblick auf Eigennamen zu reden (ibid., S. 365) und schließt, daß Eigennamen auch nicht rigide bezeichnen können (ibid., S.369). Chandler greift auf ein Beispiel von Hobbes zurück (Cf. Hobbes, Th.: The english works. ed.Molesworth, Vol.I, London 1839, S.13. Dazu cf. Wiggins, D.: Identity and spatio-temporal continuity, Oxford 1967, S.37). Das Beispiel ist folgendes: Das Schiff des Theseus A wird Planke für Planke erneuert und wird Schiff C. Nun baue aber irgendein Grieche aus den alten Planken sich exakt das gleiche Schiff wieder zusammen (Schiff B).

Chandler entscheidet nun die Frage, welches Schiff B oder C mit A identisch ist, also die Frage raum-zeitlicher Kontinuität des Schiffes A so, daß A = C weil C der "dominant claimant" (Ibid., S.365) ist. A heiße 'Anaximander' (und folgen wir Chandlers Entscheidung also auch C), B dagegen 'Basileides'. Angenommen nun, in einer anderen möglichen Welt, A wäre nicht zu C umgebaut worden, sondern einzig ein Schiff B aus den alten Planken von A entstanden.

Dann wäre 'Anaximander = Basileides' wahr in dieser möglichen Welt. Daß aber C nicht gebaut wurde, ist ein kontingentes Faktum. obiger Identitätssatz also ebenfalls kontingent, A und B sind kontingent identisch. Es hätte also der Fall sein können, daß Anaximander nicht Basileides wäre und umgekehrt. Beide Namen bezeichnen nicht in allen möglichen Welten dasselbe Objekt, sind folglich nicht rigide Designatoren. Kripke könnte dem entgegenhalten, daß A = C ≠ B, A und B eben auch in jener zweiten möglichen Welt verschieden seien. Ich halte es aber dagegen für intuitiv einsichtig für jene zweite mögliche Welt von der Identität von A und B zu sprechen. Chandler scheint also im Recht zu sein, daß Eigennamen auch nicht starr be-

zeichnen können. Eine ähnliche Situation ist offensichtlich auch im Falle eines Wechsels des bezeichneten Objekts gegeben. (Cf. Evans,G.The causal Theory of names, op.cit., S.187ff)

345) Kripke, S.: Identität und Notwendigkeit, op.cit., S. 208

346) Kripke akzeptiert somit Mills Theorie der 'singular names', verwirft aber dessen Theorie der Artbezeichnungen und Allgemeinbegriffe. Denn 'general names' sind für Mill keine starren Designatoren, sondern definiert durch die Konjunktion bestimmter notwendiger und hinreichender Eigenschaften. Cf. Kripke, S.: Naming and Necessity, op.cit., S.322 u. S.327f

347) Ibid., S.327

348) Kant, I.: Prolegomena für eine zukünftige Metaphysik. in: Immanuel Kants Werke. Hg.v. E.Cassirer, Bd.IV, Berlin 1922, S.15

349) Kripke, S.: Naming and Necessity, op.cit., S.315f

350) Ibid., S.319

351) Kripke, S.: Naming and Necessity, op.cit., S.320

352) Ibid., S.321

353) Ibid., S.312

354) Ibid., S.331

355) Kripke, S.: Identität und Notwendigkeit, op.cit., S. 210f

356) Kripke, S.: Naming and Necessity, op.cit., S.326

357) Ibid., S.327f

358) Ibid., S.328

359) Ibid.

360) Ibid.

361) Kripke, S.: Naming and Necessity, op.cit., S.334ff u. idem: Identität und Notwendigkeit, op.cit., S. 212ff

362) Dummett, M.: Frege. Philosophy of Language. op.cit., S.112ff

363) Dummett, M.: Frege. Philosophy of Language, op.cit., S.116

364) Ibid.

365) Ibid., S.124

366) Dummett, M.: Frege. Philosophy of Language, op.cit., S.124

367) Ibid., S.125

368) Ibid., S.134

369) Dummett, M.: Frege. Philosophy of Language, op.cit., S.127

370) Dummett, M.: Frege. Philosophy of Language. op.cit., S.138f

371) Donnellan, K.S.: Reference and definite Descriptions. in: Philosophical Review, 75 (1966), S.281ff

372) Donnellan, K.: Reference and definite Descriptions, op.cit., S.285

373) Ibid.

374) Ibid., S.288

375) Ibid., S.301. Zu Donnellans Unterscheidung zwischen 'referierendem' und 'attributivem Gebrauch' vgl. Peterson, Ph.L.: An Abuse of Terminology: Donnellan's Distinction in Recent Grammar. Foundations of Language 14 (1976), S.239ff. Ferner: Barker, J.A.: Pragmatics and definite descriptions. Tulane Studies in Philosophy 21 (1972), S.63ff

376) Ibid., S.288f

377) Donnellan, K.: Reference and Definite Descriptions, op.cit., S.291f

378) Ibid., S.293

379) Cf. Garner, R.T.: On the use of proper names and definite descriptions. Phil.Quart. 19 (1969), S.231ff. Garner behauptet einen Unterschied im referierenden Gebrauch von Eigennamen und bestimmten Beschreibungen. Die Referenz mittels Eigennamen hänge allein von der Sprecherintention ab, der Sprecher brauche deshalb auch nicht den richtigen Eigennamen zu verwenden, die Referenz von bestimmten Beschreibungen hänge dagegen ab von der Bedeutung der sie konstituierenden Wörter. Dazu: Mac Lachlan, D.L.C.: Garner on the use of proper names and definite descriptions. Phil.Quart. 20 (1970), S.170ff

380) Evans, G.: The causal Theory of Names, op.cit., S. 187f

381) Donnellan, K.: Proper Names and identifying Descriptions, op.cit., S.368ff

382) Ibid., S.356f. St.E.Boer (Boer, St.E.: Reference and Identifying Descriptions. Phil.Rev. 81 (1972), S.208ff) hat versucht, Donnellans Kritik an Searle und Strawson zu widerlegen. Boer will das 'Identifikationsprinzip' verteidigen und greift Donnellans Argumente auf. So sei es etwa nicht absurd, wie Donnellan suggeriert, zu sagen, daß wenn in Donnellans Beispiel ein Lehrer und ein Schüler von Aristoteles sprechen, der Schüler aber (a) nur wenige richtige, (b) falsche, oder (c) auf Plato zutreffende Beschreibungen geben könne, daß (a) beide verschiedene Propositionen mit diesbezüglichen Sätzen zum Ausdruck bringen, daß (b) der Schüler es verfehle, auf etwas zu referieren, oder (c) er gar auf Plato referiere. Donnellan versuche die Plausibilität seiner Beispiele davon abzuborgen, daß der unterstellt, daß beide auf denselben Mann referieren wollen. Wenn der Schüler aber auf denselben Mann referieren wolle wie sein Lehrer, so ist die identifizierende Beschreibung 'x ist der Mann, auf den mein Lehrer referiert' für seine Referenz ausschlaggebend. Ein Argument

gegen das'Identifikationsprinzip' lasse sich folglich aus diesem Beispiel nicht ableiten. (Ibid., S.211) Für Donnellans zweites Beispiel (das Kind, das einen Mann namens Tom auf einer Party seiner Eltern vorgestellt wurde), in dem der Sprecher auch dann in der Lage sein soll, auf etwas zu referieren, wenn er den Eigennamen durch keine einzige identifizierende Beschreibung ergänzen kann, hat Boer die Frage parat: Warum sollten wir in solchen Fällen überhaupt von referierendem Sprachgebrauch sprechen? (Ibid., S. 214f) Boer unterscheidet zwischen "(a) being the referent of a particular use of a proper name and (b) being merely causally responsible for the speaker's use of that name." (Ibid., S.215) Vielleicht sollten wir aber es besser hier allein ablehnen, von 'erfolgreichen Referenzakten' zu sprechen, als Erwiderung auf Donnellan wäre dies schon ausreichend. Drittes Beispiel von Donnellan (psycholog. Experiment) soll zeigen, daß auch dann, wenn das 'cluster' der identifizierenden Beschreibungen völlig unzutreffend ist, ein Sprecher mit einem Eigennamen auf ein bestimmtes Objekt referieren kann. Boer wendet ein, daß Donnellan übersehe, daß die Versuchsperson im Beispiel das Objekt auch deiktisch identifizieren kann (Searle und Strawson schließen dieses ja als Grenzfälle in ihr 'Identifikationsprinzip' ein), daß dann aber das 'Identifikationsprinzip' nicht mehr zu der von Donnellan behaupteten Konsequenz zwinge. (Ibid., S.216f) Die Kompliziertheit einer solchen Situation, in der das als deiktisch identifizierbare intendierte Objekt und das als über Beschreibungen identifizierbar intendierte Referenzobjekt konfligieren, mache aber eine Strukturierung der Gewichtung der Identifikationsmöglichkeiten notwendig, nicht aber prinzipiell für jeden Einzelfall (Ibid., S.217) Donnellans nächstes Beispiel (Aston-Martin) betrifft den Fall, wo die identifizierende Beschreibung, die ein Sprecher geben könnte, teils auf ein Objekt, teils auf ein anderes zutreffen, der Sprecher aber vermeint, auf ein identisches Objekt zu referieren, es daher für das Identifikationsprinzip nicht zu entscheiden wäre, auf wen er referiert. Boer versucht plausibel zu machen, daß das Identifikationsprinzip zu solch einer Entscheidung nicht gezwungen sei. (Ibid., S.224) Donnellans Thales-Beispiel kann durch Aufnahme einer 'parasitischen Beschreibung' ('der Mann, auf den Plato und Aristoteles referierten') entkräftet werden. (Ibid., S.226)

383) Donnellan, K.: Proper Names and identifying Descriptions, op.cit., S.366

384) Diese Kritik Donnellans bezieht sich auf die These des Identifikationsprinzips, daß das Referenzobjekt eines Ausdrucks dasjenige Objekt ist, auf das die identifizierende Beschreibung zutrifft, weniger auf das Identifikationsprinzip als Voraussetzung des erfolgreichen Vollzugs von Referenzakten. Cf. Donnellan, K.: Proper Names and Identifying descriptions, op.cit., S.360

385) Auch das zweite Beispiel Donnellans basiert auf dem 'Irrtumsargument'. Ein Student lernt auf einer Party einen Unbekannten kennen, der er irrtümlich für J.L. Aston-Martin, für einen fiktiven bekannten Philosophen hält. Später unterhält er sich mit einem Freund über diesen Mann. Donnellan diskutiert nun, wann er in dieser Unterhaltung über Aston-Martin, den Philosophen und wann von Aston-Martin als dem Mann, den er auf der Party kennen lernte, sprach. Die Tatsache, daß der Student auf zwei verschiedene Personen referierte, sei aber nicht vereinbar mit dem Identifikationsprinzip, denn das "set of identifying descriptions", das der Student hätte geben können, sei während des Gesprächs das gleiche gewesen. (Ibid., S.371) Auch hier wieder der Unterschied zwischen dem Sprecher als Individuum und einem kollektivem 'we', das über hinreichendes Identifikationswissen verfügt.

Kapitel III

1) Kripke, S.: Naming and Necessity, op.cit., S.289 u. S.268

2) Donnellan, K.: Proper Names and Identifying Descriptions, op.cit., S.368 u. S.372

3) Evans, G.: The causal theory of names, op.cit., S.195

4) Ibid., S.195. P.Ziff (Ziff, P.: About Proper Names, op.cit., S.319f) wendet gegen Kripke ein, daß ein 'initial baptism' kaum ausfindig zu machen sei. Namen werden in der Sprachpraxis erworbem und gebraucht ohne daß ein besonderer Taufakt stattgefunden haben muß. Wer hat z.B. Trastevere 'Trastevere' getauft? Mir scheint die Bedeutung dieses Einwands aber davon abzuhängen, inwieweit man Kripke, logisch-semantisch oder pragmatisch interpretiert.

5) Searle, J.R.: Sprechakte, op.cit., S.137

6) Ibid., S.143 u. S.135

7) Altham, J.E.J.: The causal Theory of names, in: Proceed. of the Aristot.Soc.Suppl.Vol.XLVII (1973) S.217

8) Ibid., S.221

9) Evans, G.: The causal Theory of names, op.cit., S.197

10) Ibid.

11) Mit Donnellan können wir das Identifikationsprinzip umformulieren: "The question we should ask is, 'What would the user(s) of the name describe in this way?' rather than 'What (substantially) fits the descriptions they give?'" Donnellan, K.: Proper Names and Identifying Descriptions, op.cit., S.372

12) Etwas ähnliches scheint Donnellan anzudeuten, wenn er für eine kausale oder historische Verbindung zwischen Referenzobjekt und Sprecher argumentiert. (Cf. Donnellan, K.: Proper Names and Identifying Descriptions, op.cit., S.377)
Für Evans ist es Kriterium dafür, welches der Referent

ist, daß der Gegenstand der Ursprung ('source') der Information ist, nicht daß diese auf ihn zutrifft. Im Hinblick auf diese,die Referenz determinierenden, Informationen spricht Evans von einer 'Dominanz' von Beschreibungen, die ein 'cluster' bilden. (Evans, G.: The causal Theory of Names, op.cit., S.200), das die Identität des Referenzobjekts hinreichend determiniert, aber nicht festgelegt ist. Welche Beschreibungen dominant sind und das 'cluster' ausmachen, kann variieren.Angenommen Napoleon wäre nicht von Elba zurückgekehrt, sondern jemand anderes, ein Doppelgänger, der sich für ihn ausgab. Wir würden dann sicherlich sagen, nicht Napoleon habe die Schlacht von Waterloo verloren. Aber angenommen, Napoleon wäre nach seiner Taufe mit einem anderen Kind vertauscht worden, würden wir dann noch dasselbe sagen? Würden wir dann, wenn wir im ersten Fall sagen würden, Napoleon habe die Schlacht von Waterloo verloren, nicht auf den Verlierer von Waterloo referieren, sondern eine falsche Behauptung über den in Elba zurückgebliebenen aufstellen? Und wie wäre es dagegen im zweiten Fall? "I think we can say that in general a speaker intends to refer to the item that is the dominant source of his associated body of information." (Ibid., S.202) Ist mit dem Einbezug eines 'clusters' dem Identifikationsprinzip weitgehend Rechnung getragen, so will Evans doch die 'causal-theory' speziell in ihrer Antwort auf logische Probleme der Bezeichnung aufrechterhalten. Identitätssätze sind auch für Evans notwendig. "Information is individuated by source; if a is the source of a body of information nothing else could have been. Consequently nothing else could have been that a." (Ibid., S.207)
Eine Analyse von Identitätssätzen nicht mittels des intensionalen Begriffs des Sinns, sondern mittels des erkenntnistheoretischen des Sprecherwissens, hat M. Lockwood unternommen (Lockwood, M.: Identity and Reference. in: Munitz, M. (ed.): Identity and Individuation, New York 1973, S.199ff.) Eine Substitution coreferentieller Ausdrücke ergibt,für ihn keine alternative Satzäußerung einunderselben Proposition, wenn "the resultant utterance differs from the latter in having associated with it an assumption of knowledge and an assumption of ignorance which are in conflict with one another."(Ibid., S.206) Mit jeder referierenden Äußerung sind Annahmen der Kenntnis und der Unkenntnis bezüglich des Identifikationswissens des Hörers über das Referenzobjekt 'assoziiert'. Diese 'assoziierten' Annahmen sollen aber nicht einen 'Sinn' im Fregeschen Sinn darstellen. (Ibid., S.208), sind also nicht logisch mit einem Ausdruck verknüpft. Wo Kripke von 'kausaler Verbindung' spricht, spricht Lockwood von einem "mental file on an individual." (Ibid., S.209) Identitätsaussagen wie 'Gaurisankar is Everest' dienen dann dazu, die Verbindungslinien von Informationen, die zu Gaurisankar und Everest führen, miteinander zu verschmelzen (Ibid., S.209), sind deshalb auch nicht trivialerweise analytisch.

J.A.Hawkins (Hawkins, J.A.: The Pragmatics of Definiteness. Ling.Ber. 47 (1977), S.1ff) hat eine pragmatische Analyse des Gebrauchs des bestimmten Artikels in Verbindung mit Nominalphrasen (und also auch bestimmten Beschreibungen) auf Bedingungen, die das Sprecher- und Hörerwissen betreffen, bezogen.

13) Evans, G.: The causal Theory of Names, op.cit., S. 197

14) Evans deutet hier eine 'kausale Theorie der Wahrnehmung' an. Cf. Ibid., S.199f

15) Searles Axiom der Existenz bewegt sich im Rahmen einer Theorie der referentiellen oder existentiellen Präsupposition . War für Russell ein Satz, der einen hinweisenden Ausdruck ('denoting phrase') als Subjekt enthält,, zu so analysieren, daß die seiner Auffassung nach implizite Existenzbehauptung durch einen singulären Existenzsatz expliziert wird, so vertritt Frege ebenfalls die Auffassung, daß in Behauptungssätzen vorausgesetzt ist, daß das Subjekt etwas bezeichnet, ein Referenzobjekt existiert. "Wenn man etwas behauptet, so ist immer die Voraussetzung selbstverständlich, daß die gebrauchten einfachen oder zusammengesetzten Eigennamen eine Bedeutung haben." (Frege, G.: Sinn und Bedeutung, op.cit., S.54) Ist diese Existenzvoraussetzung nicht erfüllt, so drückt für Frege der Satz "entweder garkeinen Gedanken aus, oder er drückt einen der Sage oder Dichtung angehörenden Gedanken aus." (Frege, G.: Über Schoenflies: Die logischen Paradoxien der Mengenlehre. in: ders., Nachgelassene Schriften, e.d. Hermes u.a. Hamburg 1969 S.134. Cf. Schirn, M.: Identität und Synonymie, op.cit., S.147ff.) Für Frege ist die Existenzvoraussetzung auch Sinnbedingung für Eigennamen (Ibid., S.152ff.)) Daß ein Name etwas bezeichnet, gehört für Frege nicht zum Sinn des Ausdrucks oder des Satzes, in dem dieser vorkommt, sondern ist eine pragmatische Bedingung (Frege, G.: Sinn und Bedeutung, op.cit., S.54ff.), ist eine Präposotion (Cf. Franck, D.: Zur Problematik der Präsuppositionsdiskussion. in: Petöfi, J./Franck, D.: Präsuppositionen in Linguistik und Philosophie. Frankfurt/M. 1973, S.15ff.)

16) Gegen eine Theorie der Beschreibungen, die sich als bloßen Vorschlag der Übersetzung bestimmter Ausdrücke in Elemente des Prädikatenkalküls (so, daß bestimmte Beschreibungen und ihre Analyse nach Russell'scher Art durch materiale Implikation verknüpft werden) verstünde, wäre für Searle nichts einzuwenden (Searle, J.R.: Sprechakte, op.cit., S.235). Aber ihrem Anspruch nach will diese nicht ein bloßes Analogon, sondern eine Analyse der bestimmten Beschreibungen auch der Umgangssprache liefern und als solche weist Searle sie zurück.

17) Searle, J.R.: Sprechakte, op.cit., S.240

18) Strawson, P.F.: Bezeichnen. in: Idem: Logik und Linguistik. München 1974, S.96ff. Strawson muß sich allerdings fragen lassen, ob, da ja für ihn die Frage der

Wahrheit/Falschheit sich nur für Behauptungen stellt, die Präsuppositionen unter der Hand nicht doch den Status von Behauptungen erhalten. (Cf. Keller, R.: Wahrheit und kollektives Wissen, op.cit., S.390)

19) Strawson, P.F.: Bezeichnen, op.cit., S.97

20) Cf. Petöfi, J./Franck, D. (Hg.): Präsuppositionen in Linguistik und Philosophie, op.cit.

21) Searle (Searle, J.R.: Sprechakte, op.cit., S.237) kritisiert gerade an Strawsons Russell-Kritik, daß er sich letztlich darauf beschränke, zu behaupten, daß es natürlicher sei, diesen Schluß zu ziehen und im Falle der Nichtexistenz des Subjekts die Sinnlosigkeit der Wahrheitsfrage (wohlgemerkt: nicht des Satzes S_1) statt der Falschheit des Satzes zu behaupten. Allerdings sei im Hinblick auf Russell "die Tatsache, daß wir es im gewöhnlichen Gespräch ablehnen können sie (die Behauptung - J.K.) als falsch zu bezeichnen, (...) nur ein Symptom dafür, daß eine Theorie, die uns, wie die Theorie der Beschreibungen, zwingt, jene Aussage als eine eindeutig falsche Aussage aufzufassen, nicht richtig sein kann." (Ibid., S.237). Gegen Strawson bemerkt Searle, daß er die Unterscheidung zwischen externer und interner Negation unberücksichtigt läßt (Ibid., S. 238). Searles Haupteinwand gegen Russell ist, daß die Theorie der Beschreibungen mit der Sprechakttheorie unverträglich ist, weil sie zwei illokutionäre Akte (zwei Behauptungen) in einem ansiedeln möchte (s.o.). In seiner Arbeit 'On determinables and the notion of resemblance' (Proceed. of the Aristot.Soc., suppl. vol. 1959, S.141ff) wendet Searle den orthodoxen Strawsonschen Präsuppositionsbegriff als kriterielle Bestimmung der 'determinant-determinable'-Relation an. (Ibid., S.149ff)

22) Strawson, P.F.: Introduction to logical theory. London 1960, S.175

23) Cf. Keller, R.: Wahrheit und kollektives Wissen, op. cit., S.32ff

24) Cf. van Fraassen, B.C.: Presupposition, Implication, and Self-Reference. in: Petöfi/Franck, Präsuppositionen in Linguistik und Philosophie, op.cit., S.97f

25) Fraassen übersetzt die Präsuppositionsrelation in eine semantische Relation, die er "necessitation" nennt.

26) Strawson, P.F.: Einzelding, op.cit., S.245f

27) Ibid., S.246

28) In Strawsons Aufsatz 'Bezeichnen' vertritt dieser die Auffassung, daß Eigennamen keine deskriptive Bedeutung, keinen Sinn haben. (Strawson, P.F.: Bezeichnen, op. cit., S.108) Allerdings sei es nicht ausreichend, zu sagen, sie hätten keine Bedeutung. Denn der Gebrauch von Eigennamen wird für Strawson durch "ad hoc-Konventionen für jede einzelne Menge von Anwendungsmöglichkeiten des Wortes in bezug auf eine bestimmte Person geregelt" (Ibid., S.111) und die Bezeichnung mittels Eigennamen präsupponiert für Strawson das Erfülltsein

dieser Bedingungen. Aber diese Konventionen sind für Strawson nicht vergleichbar jenen allgemeinen Konventionen des bezeichnenden Gebrauchs, die für ihn die Bedeutung eines Ausdrucks ausmachen (Ibid., S.103).

29) Strawson, P.F.: Introduction to logical theory, op. cit., S.175

30) Sellars, W.: Presupposing. in: Petöfi, J./Franck, D.: Präsuppositionen in Linguistik und Philosophie, op. cit., S.173ff. R.M.Kempson (Kempson, R.M.: Presupposition and the delimitation of semantics. Cambridge 1975) ist der Auffassung, daß die Existenz des Referenzobjektes von bestimmten und unbestimmten Nominalausdrücken nicht präsupponiert ist, sondern logisch impliziert ist ('entailed') (Ibid., S.112) Die Einzigkeitsbedingung und die Bedingung, daß der Hörer das Objekt als singuläres identifizieren kann, stellen keine semantischen Bedingungen dar, die logisch impliziert sind oder in Termen der logischen Folgerung expliziert werden können. Diese Bedingungen können in den pragmatischen an der Griceschen Konversationsanalyse und ihren Maximen orientierten, Kategorien der 'conventional implicature' und der 'generalised conversational implicature' ausgedrückt werden. (Ibid., S.173ff)

31) Sellars, W.: Presupposing, op.cit., S.177f

32) Ibid.

33) Ibid., S.178

34) Ibid., S.180

35) Ibid., S.180f

36) Sellars, W.: Presupposing, op.cit., S.181f

37) Ibid., S.183

38) Ibid.

39) Strawson, P.F.: Bezeichnen, op.cit., S.96

40) Keller, R.: Wahrheit und kollektives Wissen, op.cit., S.79f

41) Keller kritisiert ebenfalls, daß Sellars Präsuppositionstheorie unvollständig sei, nämlich z.B. im Hinblick auf Sätze, die in der syntaktischen Position der Ergänzung stehen. Z.B. 'Ich weiß nicht, ob Harry aufgehört hat, seine Großmutter zu schlagen.' Cf. ibid., S.85

42) Ibid., S.85

43) Ibid., S.86

44) Keller, R.: Wahrheit und kollektives Wissen, op.cit., S.78ff

45) Ibid., S.93

46) Ibid., S.94

47) Ibid., S.95

48) Ibid., S.106

49) Keller, R.: Wahrheit und kollektives Wissen, op.cit., S.103

50) Ibid., S.104

51) Ibid., S.106

52) Keller, R.: Wahrheit und kolletives Wissen, op.cit., S.104

53) Cf. Kasper, W.: Gemeinsames Wissen. Zu einem wissensorientierten Wahrheitsbegriff. Z.f.germ.Linguistik 4 (1976), S.17ff. Anstelle der Kellerschen Reflexivität des kollektiven Wissens will Kasper den Begriff der Wahrheit auf Gruppen relativieren.

54) Ibid., S.106

55) Keller, R.: Wahrheit und kollektives Wissen, op.cit., S.102

56) Zum Unterschied zwischen pragmatischer und semantischer Präsupposition cf. Katz, J.J./Langendoen, T.D.: Pragmatics and Presupposition. Language 52 (1976), S.1ff. Katz/Langendoen unterscheiden streng zwischen semantischer und pragmatischer Präsupposition, wobei letztere im Rahmen einer Theorie der Performanz lediglich Sachvorkommnissen (tokens) zugerechnet werden soll. Einen guten Überblick über die bisherige Diskussion des Präsuppositionsbegriffs gibt ebenfalls: Schmidt, S.J.: Texttheorie. Probleme einer Linguistik der sprachlichen Kommunikation. München 1973, S.95ff. "Wer eine Präsupposition (im pragmatischen Sinne) macht, nimmt an, daß die Partner des kommunikativen Handlungsspiels dies ebenfalls tun." Vgl. auch: Wunderlich, D.: Präsuppositionen in der Linguistik. in: Petöfi, J./Franck, D. (Hg.): Präsuppositionen in Philosophie und Linguistik, op.cit., S.467ff; hier: S. 472. u. Idem: Grundlagen der Linguistik, Reinbek 1974, S.350f. Kotschi, Th.: Negation und Implikation. Bemerkungen zum Begriff der Präsupposition als semantischer und pragmatischer Kategorie. Dtsch.Sprache 4 (1976), S.97ff. Keller, R./Kotschi, Th.: Diskussion über 'Präsupposition'. Dtsch.Sprache 5 (1977), S.56ff

57) U.Maas (Maas, U.: Subjekt, Präsuppositionen, mein Freund Falk und das Ungeheuer von Loch Ness. Linguistics 93 (1972), S.44ff) spricht von einer Präsupposition von Identifizierungsmöglichkeiten bei Eigennamen. (Ibid., S.61)

Literaturverzeichnis

Aaron, R.J.: Wittgensteins Theory of Universals. Mind 74 (1965), S.249ff

Adorno, Th.W.: Jargon der Eigentlichkeit. Zur deutschen Ideologie. Frankfurt/M. 1970

Albert, H.: Transzendentale Träumereien. Karl-Otto Apels Sprachspiele und sein hermeneutischer Gott. Hamburg 1975

Albritton, R.: On Wittgenstein's Use of the Term 'Criterion'. in: Pitcher, G. (ed.): Wittgenstein. The Philosophical Investigations. London 1966, S.231ff

Alston, W.P.: Sprachliche Akte. in: Schirn, M. (Hg.): Sprachhandeln, Existenz, Wahrheit. Stuttgart/Bad Cannstatt 1974, S.54ff

Alston, W.P.: Critical Study of J.R.Searle: Speech Acts. Phil.Quart. 20 (1970), S.172ff

Altham, J.E.J.: The Causal Theory of names. Proceedings of the Aristot.Soc.Suppl.Vol.XLVII (1973), S.209ff

Anscombe,G.E.: On brute Facts. Analysis 18 (1958), S.69ff

Anscombe,G.E.: Introduction to Wittgenstein's Tractatus. London 1961

Apel, K.O.: Die Entfaltung der 'sprachanalytischen' Philosophie und das Problem der 'Geisteswissenschaften'. in: ders.: Transformation der Philosophie. Bd.II. Frankfurt/M. 1973, S.28ff

Apel, K.O.: Sprache und Wahrheit in der gegenwärtigen Situation der Philosophie. Zur Semiotik von Ch.Morris. in: ders.: Transformationen der Philosophie. Bd.I. Frankfurt 1973, S.138ff

Apel, K.O.: Wittgenstein und Heidegger. Die Frage nach dem Sinn von Sein und der Sinnlosigkeitsverdacht gegen alle Metaphysik. in: ders.: Transformation der Philosophie, Bd.I. Frankfurt/M. 1973, S.225ff

Apel, K.O.: Wittgenstein und das Problem des hermeneutischen Verstehens. in: ders.: Transformation der Philosophie. Bd. I. Frankfurt 1973, S.335ff

Armstrong, D.M.: Towards a Theory of Properties. Work in Progress on the Problem of Universals. Philosophy 50 (1975), S.145ff

Austin, J.L.: Performative und konstatierende Äußerung. in: Bubner, R. (Hg.): Sprache und Analysis. Göttingen 1968, S.140ff

Austin, J.L.: Fremdseelisches. in: ders.: Wort und Bedeutung. Philosohische Aufsätze. München 1975, S.55ff

Austin, J.L.: Ein Plädoyer für Entschuldigungen. in: ders.: Wort und Bedeutung. Philosophische Aufsätze. München 1975, S.177ff

Austin, J.L.: Zur Theorie der Sprechakte. (How to do things with words) Stuttgart 1972

Ayer, A.J.: Can be there a private Language? Proc.Aristot. Soc.Suppl.vol.28 (1954), S.63ff

Ayer, A.J.: Names and Descriptions. in: ders.: The Concept of a Person. London 1963, S.136ff

Ballmer, Th.T.: Einführung und Kontrolle von Diskurswelten. in: Rüttenauer, M. (Hg.): Textlinguistik und Pragmatik, Hamburg 1974, S.185ff

Bambrough, R.: Universals and Family Resemblances. in: Pitcher, G.(ed.): Wittgenstein: The Philosophical Investigations. London 1966, S.186ff

Barcan-Marcus, R.: Modalities and Intensional Languages. in: Boston Studies in Philosophy of Science, Vol.I. Dordrecht 1963, S.77ff

Bar-Hillel, Y.: Indexical Expressions. in: ders.: Aspects of Language. Jerusalem 1970, S.68ff

Barker, J.A.: Pragmatics and Definite Descriptions. Tulane Studies in Philosophy 21 (1972), S.63ff

Barnes, W.H.F.: Referring to Individuals. Proc.Aristot. Soc.N.S.vol.LXXIII (1972/73), S.167ff

Bayer, K.: Sprechen und Situation. Aspekte einer Theorie der sprachlichen Interaktion. Tübingen 1977

Beeh, W.: Zur Wahrheitsfunktionalität von Sätzen und Sprechakten. Z.f.germ.Linguistik 3 (1975), S.40ff

Berger, H.: Erfahrung und Gesellschaftsform. Methodologische Probleme wissenschaftlicher Beobachtung. Stuttgart 1972

Black, M.: A Companion to Wittgenstein's Tractatus. Cambridge/Mass. 1964

Blackburn, S.: Searle on Descriptions. Mind 81 (1972), S. 323 u. S.409ff

Boatright, J.: Central Illocutionary Force and Meaning. Mind vol.LXXXVI (1977), S.574ff

Böhler, D.: Paradigmawechsel in analytischer Wissenschaftstheorie? Z.f. allgemeine Wiss.theorie 3 (1972), S. 219ff

Boer, St.E.: Reference and Identifying Descriptions. Phil. Rev. 81 (1972), S.208ff

Boer, St.E.: On Searle's Analysis of Reference. Analysis 32 (1972), S.154ff

Boer, St.E.: The 'Sense' of Proper Names. A Demurrer. Australasian J.of Phil. 52 (1974), S.232ff

Boer, St.E.: Speechacts and constitutive rules. J.of Phil. 71 (1974), S.169ff

Bogen, J.: 'Wittgenstein's Philosophy of Language.' London 1972

Braunroth, M./Seyfert, G./Siegel, K./Vahle, F.: Ansätze und Aufgaben der Linguistischen Pragmatik. Frank-

Brekle, H.E.: Semantik. Eine Einführung in die sprachwissenschaftliche Bedeutungslehre. München 1972

Brown, R./Dulaney, D.: Eine Analyse von Sprache und Bedeutung im Rahmen von Reiz und Reaktion. in: Henle, D.(Hg.): Sprache, Denken, Kultur. Frankfurt 1969. S. 72ff

Brück, R./Kendziorra, E.: Einige Bemerkungen zum Begriff der Regel bei Searle. in: Wunderlich, D.(Hg.): Linguistische Pragmatik. Frankfurt 1972, S.115ff

Bubner, R.: Die Einheit in Wittgensteins Wandlungen. Phil. Rundschau 15 (1968), S.161ff

Burge, T.: Reference and proper names. J.of Phil. 70 (1973), S.425ff

Burkhardt, A.: Bedeutungs- und Grammatikbegriff bei L. Wittgenstein. in: Z.f.germanist.Linguistik 6 (1978) S.47ff

Butler, R.D. (ed.): Analytical philosophy. First series Oxford 1962. Second series Oxford 1965

Cameron, J.R.: Sentence Meaning and Speechacts. Phil. Quart. 20 (1970),S.97ff

Campbell, B.G.: Rez. Searle, J.R.: Speechacts. General Linguistics 14 (1974),S.220ff

Carl, W.: Freges Unterscheidung von Gegenstand und Begriff. in: Schirn, M.(Hg.): Studien zu Frege II. Logik und Sprachphilosophie. Stuttgart/Bad Cannstatt 1976, S. 33ff

Carl, W.: Bertrand Russell: Die 'Theory of Descriptions'. Ihre logische und erkenntnistheoretische Bedeutung. in: Speck, J. (Hg.): Grundprobleme der großen Philosophen. Bd.I. Göttingen 1972, S.215ff

Carnap, R.: Der Logische Aufbau der Welt . Hamburg 1966

Carnap, R.: Bedeutung und Notwendigkeit. Eine Studie zur Semantik und modalen Logik. Wien, New York 1972

Carnap, R.: Bedeutungspostulate. in: Sukale, M.(Hg.): Moderne Sprachphilosophie. Hamburg 1976, S.68ff

Carnap, R.: Foundations of Logic and Mathematics. in: International Encyclopedia of Unified Science, Vol. I, Chicago 1939, S.71ff

Carnap, R.: Sinn und Synonymität in natürlichen Sprachen. in: Sinnreich, J.(Hg.): Zur Philosophie der idealen Sprache. München 1972

Cartwright, R.: Identity and Substitutivity. in: Munitz, M.K.(ed.): Identity and Individuation. New York 1973, S.119ff

Castañeda, H.-N.: The Private-Language Argument. in: Rollins, C.D.(ed.): Knowledge and Experience. Pittsburgh 1966, S.88ff

Caton, L.E. (ed.): Philosophy and ordinary Language. Urbana, Ill. 1963

Cavell, St.: Der Zugang zu Wittgensteins Spätphilosophie.

in: Steinvorth, U.(Hg.): Über Ludwig Wittgenstein. Frankfurt/M. 1968, S.119ff

Chandler, H.S.: Rigid Designation. J.of Philosophy 72 (1975), S.363ff

Chappell, V.C.(ed.): Ordinary Language. Englewood Cliffs 1964

Chappell, V.C.: Comments. (Zu: Castañeda, H.N.: The Private-Language Argument) in: Rollins, C.D.: Knowledge and Experience. Pittsburgh 1966, S.106ff

Cherry, C.: Regulative rules and constitutive rules. Phil.Quart. 23 (1973), S.301ff

Chihara, Ch.S.: Mathematical Discovery and Concept Formation. in: Pitcher, G.(ed.): Wittgenstein: The philosophical Investigations. London 1966, S.420ff

Chihara, Ch./Fodor, J.A.: 'Operationalism and Ordinary Language: A Critique of Wittgenstein'. in: Pitcher, G.(ed.): Wittgenstein: The Philosophical Investigations. London 1966, S.384ff

Chomsky, N.: Aspekte der Syntax-Theorie. Frankfurt/M. 1969

Chomsky, N.: Reflexionen über die Sprache. Frankfurt/M. 1977

Chomsky, N.: Rezension von Skinners 'Verbal Behavior'. in: Holzer, H./Steinbacher, K. (Hg.): Sprache und Gesellschaft. Hamburg 1972, S.60ff

Church, A.: Eine Besprechung von Quine. J.of Symbol.Logic 8 (1943), S.45ff

Church, A.: A Formulation of the Logic of Sense and Denotation. in: Henle, P./Kallen, H.-M./Langen, K. (eds.): Structure Method and Meaning: Essays in Honour of Henry M.Sheffer. New York 1951, S.3ff

Clark, M.: Description and speechacts. J.of Phil. 68 (1971), S.400ff

Cocchiarella, N.: Logical Atomism, Nominalism, and Modal Logic. Synthese 31 (1975), S.23ff

Cohen, L.J.: Searle's Theory of Speech Acts. Phil.Rev. 75 (1970), S.545ff

Cole, P./Morgan, J.L. (eds.): Syntax and Semantics. Vol.3: Speech acts. New York/San Francisco/London 1979

Cooke, V.M.: Wittgenstein's Use of the Private Language Discussion. Internat.Phil.Quart.Vol.XIV (1974), S. 25ff

Coope, C./Geach, P.T./Potts, T./White, R.: A Wittgenstein work book. Oxford 1970

Cooper, D.E.: Presuppositions. The Hague 1974

Cooper, D.E.: Searle on Intentions and Reference. Analysis 32 (1972) S.159

Copi, J.M.: Objects, Properties and relations in the Tractatus. in: Copi, J.M./Beard, R.(eds.): Essays on Wittgenstein's Tractatus. London 1966, S.167ff

Copi, J.M./Beard, R.W. (eds.): Essays on Wittgenstein's Tractatus. London 1966

Cowan, J.L.: Wittgenstein's Philosophy of Logic. Phil.Rev. 70 (1961), S.362ff

Davidson, D./Harman, G.: Semantics of Natural Language. Dordrecht 1972

De Mauro, T.: Ludwig Wittgenstein. His Place in the development of Semantics. (Foundations of Language Suppl.series, vol.3) Dordrecht 1967

Dobnig-Jülch, E.: Über Eigennamenkompetenz, Beobachtungen zum Eigennamengebrauch als Grundlage neuer Eigennamenbeschreibungen. in: Drachmann, G.(Hg.): Akten der 1.Salzburger Frühlingstagung für Linguistik. (Salzburger Beiträge zur Linguistik 1) Tübingen 1975, S. 403ff

Donagan, A.: Recent Criticism of Russell's Analysis of Existence. Analysis 12 (1951-52), S.131ff

Donagan, A.: Wittgenstein on Sensation. in: Pitcher, G. (Hg.): Wittgenstein: The Philosophical Investigations. London 1966, S.324ff

Donnellan, K.: Proper Names and identifying Descriptions. in: Davidson, D./Harman, G. (eds.): Semantics of Natural Language. Dordrecht u. Boston 1972, S.396ff

Donnellan, K.: Reference and Definite Descriptions. Phil. Rev. 75 (1966), S.281ff

McDowell, J.: On the Sense and Reference of a Proper Name. Mind Vol.LXXXVI (1977), S.159ff

Dudman, V.H.: 'Bedeutung' for Predicates. in: Schirn, M. (Hg.): Studien zu Frege III. Stuttgart/Bad Cannstatt 1976, S.71ff

Dummett, M.: Frege: Philosophy of Language. London 1973

Dummett, M.: Wittgenstein's Philosophy of Mathematics. Phil.Rev. 68 (1959), S.324ff

Ebert, K.H.: Präsuppositionen im Sprechakt. in: ten Cate, P./Jordens, P.: Linguistische Perspektiven. Tübingen 1973

Edmondson, J.A.: Reference Acts. in: Drachmann, G.(Hg.): Akten der 2.Salzburger Frühlingstagung für Linguistik. (Salzburger Beiträge z.Linguistik 3) Tübingen 1977, S.385ff

Eggs, E.: Zum Universalitätsanspruch der Sprechakttheorie. Z.f.Lit.wiss.u.Linguistik 4 (1974), S.31ff

Ehlich, K.: Thesen zur Sprechakttheorie. in: Wunderlich, D.(Hg.): Linguistische Pragmatik, Frankfurt 1972, S.122ff

Ehrich, W./Finke, P. (ed.): Beiträge zur Grammatik und Pragmatik. Kronberg 1975

Eley, L.: Sprache als Sprechakt. Die phänomenologische Theorie der Bedeutungsintention und -erfüllung und die sprachphilosophische Theorie der Sprechakte (J.

R.Searle). in: Simon, J.(Hg.): Aspekte und Probleme der Sprachphilosophie. München 1974, S.137ff

Erwin, E./Kleiman, L./Zemach, E.: The Historical Theory of Reference. Australasian J.of Philosophy 54 (1976), S.50ff

Evans, G.: The Causal Theory of Names. Proceed. of the Aristot.Soc., suppl.vol.XLVII (1973), S.187ff

Fann, K.T.(ed.): Ludwig Wittgenstein: The Man and his Philosophy. New York 1967

Fann, K.T.: Die Philosophie Ludwig Wittgensteins. München 1971

Fann, K.T.(ed.): Symposium on J.L.Austin. London 1969

Favrholdt, D.: An Interpretation and Critique of Wittgenstein's Tractatus. Copenhagen 1964

Feibleman, J.K.: Inside the great mirror. A critical examination of the Philosophy of Russell, Wittgenstein and their followers. The Hague 1958

Feyerabend, P.: Wittgenstein's Philosophical Investigations. in: Pitcher, G.(ed.): Wittgenstein: The Philosophical Investigations. London 1966

Flew, A.G.N.(ed.): Logic and Language. First series Oxford 1951. Second series Oxford 1953

Fodor, J.A.: On knowing what we would say. in: Rosenberg, J.F./Travis, Ch. (eds.): Readings in the Philosophy of Language. Englewood Cliffs 1971, S.126ff

Franck, D.: Zur Analyse indirekter Sprechakte. in: Ehrich, V./Finke, P. (ed.): Beiträge zur Grammatik und Pragmatik. Kronberg 1975, S.219ff

Franck, D.: Zur Problematik der Präsuppositionsdiskussion. in: Petöfi, J./Franck, D.: Präsuppositionen in Philosophie und Linguistik. Frankfurt/M. 1973, S.15ff

Fraassen, B.C.van: Presupposition, implication, and self-reference. in: Petöfi, J./Franck, D.(Hg.): Präsuppositionen in Philosophie und Linguistik. Frankfurt/M. 1973, S.97ff

Frege, G.: Über Begriff und Gegenstand. in: ders.: Funktion, Begriff, Bedeutung. Göttingen 1975, S.66ff

Frege, G.: Begriffsschrift. Eine der arithmetischen nachgebildete Formelsprache des reinen Denkens. in: ders.: Begriffsschrift und andere Aufsätze. Hildesheim 1964

Frege, G.: Funktion und Begriff. in: ders.: Funktion, Begriff, Bedeutung. Göttingen 1975, S.18ff

Frege, G.: Der Gedanke. Eine logische Untersuchung. in: ders.: Logische Untersuchungen. ed.G.Patzig. Göttingen 1966, S.39ff

Frege, G.: Grundgesetze der Arithmetik. Bd.1 u. 2. Darmstadt 1962.

Frege, G.: Über Schoenflies: Die logischen Paradoxien der Mengenlehre. in: ders.: Nachgelassene Schriften, hg.

v.H.Hermer u.a.. Hamburg 1969

Frege, G.: Über Sinn und Bedeutung. in: ders.: Funktion, Begriff, Bedeutung. Göttingen 1975, S.40ff

Frege, G.: Logische Untersuchungen. Göttingen 1966

Funk-Kolleg Sprache. Eine Einführung in die moderne Linguistik. Frankfurt/M. 1973

Gabriel, G.: Definitionen und Interessen. Über die praktischen Grundlagen der Definitionslehre. Stuttgart 1972

Gabriel, G.: Kennzeichnung und Präsupposition. Ling.Ber. 15 (1971), S.27ff

Garner, R.T.: On the use of proper names and definite descriptions. Phil.Quart. 19 (1969), S.231ff

Garver, N.: Wittgenstein on Criteria. in: Rollins, C.D. (ed.): Knowledge and Experience. Pittsburgh 1966, S.55ff

Garver, N.: Wittgenstein über die Privatsprache. in: Steinvorth, U.(Hg.): Über Ludwig Wittgenstein. Frankfurt/M. 1968, S.106ff

Geach, P.T.: Mental Acts. London/New York 1971

Geach, P.T.: Logic Matters. Oxford 1973

Geach, P.T.: Reference and Generality. Ithaca 1962

Geach, P.T.: Russell's Theory of Descriptions. Analysis 10 (1956), S.84ff

Gebauer, G.: Wortgebrauch, Sprachbedeutung. Beiträge zu einer Theorie der Bedeutung im Anschluß an die spätere Philosophie Ludwig Wittgensteins. München 1971

Giegel, H.J.: Die Logik der seelischen Ereignisse. Zu Theorien von L.Wittgenstein und W.Sellars. Frankfurt/M. 1969

Ginet, C.: Comments zu: Garner, N.: Wittgenstein on Criteria. in: Rollins, C.D.(ed.): Knowledge and Experience. Pittsburgh 1966, S.72ff

Godfrey-Smith, W.: Names, Indices, and Individuals. Analysis 37 (1976), S.1ff

Gram, M.S.: Privacy and Language. in: Klemke, E.D.(ed.): Essays on Wittgenstein. Urbana/London 1971, S.298ff

Grant-Johnson, F.: Referenz und Intersubjektivität. Frankfurt 1976

Grewendorf, G./Meggle, G.(Hg.): Linguistik und Philosophie. Frankfurt/M. 1974

Grice, H.P.: Logic and Conversation. in: Cole, P./Morgan, J.L. (eds.): Syntax and Semantics. vol.3, Speech Acts. New York/San Francisco/London 1975, S.41ff

Grice, H.P.: Meaning. in: Rosenberg, J.F./Travis, Ch.(eds.): Readings in the Philosophy of Language. Englewood Cliffs 1971, S.436ff

Grice, H.P.: Utterer's meaning, sentence-meaning and word-

meaning. Foundations of Language 5 (1968), S.225ff

Grice, H.P.: Utterer's Meaning and Intentions. Phil.Rev. 78 (1969), S.147ff

Grice, H.P./Strawson, P.F.: In defense of a dogma. Phil. Rev. 65 (1956), S.141ff

Griffin, D.: Wittgenstein's Logical Atomism. Oxford 1964

Griffiths, L.: The Logic of Austin's Locutionary Subdivision. Theoria XXXV (1969), S.204ff

Habermas, J.: Erkenntnis und Interesse. Frankfurt/M. 1973

Habermas, J.: Zur Logik der Sozialwissenschaften. Materialien. Frankfurt/M. 1970

Habermas, J.: Sprachspiel, Intention und Bedeutung. in: Wiggershaus, R. (Hg.): Sprachanalyse und Soziologie. Frankfurt 1975, S.319ff

Habermas, J.: Wahrheitstheorien. in: Wirklichkeit und Reflexion. W.Schulz zum 60.Geburtstag. hg.v.W.Fahrenbach. Pfullingen 1973, S.211ff

Habermas, J.: Wittgensteins Rückkehr. in: ders.: Philosophisch-politische Profile. Frankfurt 1971, S.141ff

Hallett, G.: Wittgenstein's Definition of Meaning as Use. New York 1967

Hardin, C.L.: Wittgenstein on Private Languages. in: Klemke, E.D.(ed.): Essays on Wittgenstein. Urbana/Chicago/London 1971, S.173ff

Harries,K.: Two Conflicting Interpretations of Language in Wittgenstein's Investigations. Kant-Studien 59 (1968), S.397ff

Hart, W.D.: Imagination, Necessity and abstract objects. in: Schirn, M.(Hg.): Studien zu Frege I. Stuttgart/Bad Cannstatt 1976, S.161ff

Hartnack, J.: Kant and Wittgenstein. Kant-Studien 60 (1969), S.131ff

Hawkins, J.A.: The Pragmatics of Definiteness. Ling.Ber. 47 (1977), S.1ff

Hegel, G.F.W.: Phänomenologie des Geistes. (Werke Bd.3) Frankfurt/M. 1970

Hempel, C.G.: Probleme und Modifikationen des linguistischen Sinnkriteriums. in: Sinnreich, J.(Hg.): Zur Philosophie der idealen Sprache. München 1972, S. 104ff

Henne, H.: Sprachpragmatik. Tübingen 1975

Heringer, H.J. u.a.: Einführung in die praktische Semantik. Heidelberg 1977

Heringer, H.J.: Praktische Semantik. Stuttgart 1974

Hintikka, J.: The modes of modality. in: Proceedings of a modal and many-valued Logics. Helsinki 1962 (Acta Philosophica Fennica 1963, Fasc.XIV), S.65ff

Hobbes, Th.: The english works. ed.J.Molesworth. London 1839

Hochberg, H.: Negation and Generality. in: Klemke, E.D. (ed.): Essays on Wittgenstein. Urbana/Chicago/London 1971, S.464ff

Holenstein, E.: Implicational Universals versus Familienähnlichkeiten. in: ders.: Linguistik, Semiotik, Hermeneutik. Frankfurt/M. 1976, S.125ff

Honoré, A.M.: Reference to the non-existent. Philosophy 46 (1971), S.302ff

Hundsnurscher, F.: Überlegungen zur Sprechakttheorie. in: Werner, O./Fritz, G.(Hg.): Deutsch als Fremdsprache und neuere Linguistik. Referate eines Fortbildungskurses in Mannheim. München 1975, S.184ff

Hunter, J.F.: Essays after Wittgenstein. Toronto 1975

Husserl, Ed.: Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendentale Phänomenologie (Husserliana Bd.6). Den Haag 1962

Immler, M.: Versuch einer integrierten Theorie von Bedeutung, Referenz, Kompetenz und Performanz. Papiere z. Linguistik 5 (1973), S.89ff

Isenberg, H.: Überlegungen zur Texttheorie. in: Ihwe, J. (Hg.): Literaturwissenschaft und Linguistik. Ergebnisse und Perspektiven. Bd.1. Frankfurt 1971, S. 155ff

Jäger, S.: Thesen zur Kritik einer Linguistischen Pragmatik. Ling.Ber. 36 (1975), S.50ff

Jones, O.R. (ed.): The private Language argument. London 1971

Kalverkämper, H.: Textlinguistik der Eigennamen. Stuttgart 1978

Kambartel, F.: Erfahrung und Struktur. Frankfurt/M. 1968

Kambartel, F.: Formales und inhaltliches Sprechen. in: Gadamer, H.G.(Hg.): Das Problem der Sprache (VIII. dtsch. Kongress f. Philosophie, Heidelberg 1966) München 1967, S.293ff

Kamlah, W.: Sprachliche Handlungsschemata. in: Gadamer, H.G.(Hg.): Das Problem der Sprache (VIII.dtsch. Kongress f. Philosophie, Heidelberg 1966) München 1967, S.427ff

Kamlah, W./Lorenzen, P.: Logische Propädeutik. Vorschule des vernünftigen Redens. Mannheim 1973

Kant, I.: Kritik der reinen Vernunft. in: Immanuel Kant Werke. Hg.v.E.Cassirer, Bd.III, Berlin 1922

Kant, I.: Prolegomena für eine zukünftige Metaphysik. in: Immanuel Kants Werke. Hg.v.E.Cassirer, Bd.IV, Berlin 1922

Kasper, W.: Gemeinsames Wissen. Zu einem wissensorientierten Wahrheitsbegriff. Z.f.germ.Linguistik 4 (1976), S.17ff

Katz, J.J.: Analyticity and Contradiction in Natural Language. in: Rosenberg, J.F./Traris, Ch.(eds.): Rea-

dings in the Philosophy of Language. Englewood Cliffs 1971, S.136ff

Katz, J.J.: Philosophie der Sprache. Frankfurt/M. 1970

Katz, J.J.: Propositional structure and illocutionary Force: A Study of the Constitution of Sentence Meaning to speech acts. Hassocks 1977

Katz, J.J./Langendoen, D.T.: Pragmatics and Presupposition. Language 52 (1976), S.1ff

Keller, R.: Wahrheit und kollektives Wissen. Zur Theorie der Präsupposition. Düsseldorf 1975

Keller, R./Kotschi, Th.: Diskussion über 'Präsupposition'. Dtsch. Sprache 5 (1977), S.56ff

Kempson, R.M.: Presupposition and the delimitation of semantics. Cambridge 1975

Kenny, A.: Cartesian Privacy. in: Pitcher, G.(ed.): Ludwig Wittgenstein: The Philosophical Investigations. London 1966, S.352ff

Kenny, A.: Wittgenstein. Frankfurt/M. 1974

Keseling, G.u.a.: Semantik und Pragmatik. (Lehrgang Sprache. Einführung in die moderne Linguistik. Lieferung 3) Weinheim u. Basel 1974

Keyt, D.: Wittgenstein's notion of an object. in: Copi, J.M./Beard, R. (eds.): Essays on Wittgenstein's Tractatus. London 1966, S.289ff

Khatchadourian, H.: Kripke and Frege on Identity Statements. in: Schirn, M.(Hg.): Studien zu Frege II. Stuttgart/Bad Cannstatt 1976, S.269ff

Khatchadourian, H.: Common names and Family Resemblances. in: Pitcher, G.(ed.): Ludwig Wittgenstein: The Philosophical Investigations. London 1966, S.205ff

Khatchadourian, H.: The Meaning of Proper Names. in: Sårruf, F./Tamin, S.(eds.): American University of Beirut Festival Book. Beirut 1967, S.121ff

Kienzle, B.: Notiz zu Freges Theorien der Identität. in: Schirn, M.(Hg.): Studien zu Frege II. Stuttgart/Bad Cannstatt 1976, S.217ff

Klaus, G.: Semiotik und Erkenntnistheorie. Berlin 1969

Kneale, W.: Modality, De Dicto and De Re. in: Nagel, E./Suppes , P./Tarski, A.(eds.): Logic, Methodology and the Philosophy of Science: Proceed. of the 1960 Internat. Congress. Stanford 1962, S.622ff

Koller, A.: Review of J.R.Searle: Speech Acts. Language 46 (1970), S.217ff

Kotschi, Th.: Negation und Implikation. Bemerkungen zum Begriff der Präsupposition als semantischer und pragmatischer Kategorie. Dtsch. Sprache 4 (1976), S. 97ff

Kripke, S.: Semantical Analysis of Modal Logic. Z.f.math. Logik u. Grundlagen d. Mathematik 9 (1963), S.67ff

Kripke, S.: Semantical Considerations on Modal Logic. in: Linsky, L.(ed.): Reference and Modality. London 1971, S.63ff

Kripke, S.: A Completeness Theorem in Modal Logic. J.of symbol.Logic 24 (1959), S.1ff

Kripke, S.: Identität und Notwendigkeit. in: Sukale, M. (Hg.): Moderne Sprachphilosophie. Hamburg 1976, S. 190ff

Kripke, S.: Naming and Necessity. in: Davidson, D./Harman, G.(eds.): Semantics of Natural Language. Dordrecht 1972, S.253ff

Krome, J.: Referenz und Modalität. Einige Bemerkungen zu Beziehungen zwischen Kategorien der Modalität in der sowjetischen Psychologie und in der Semantik. in: Geier, M.(Hg.): Sprachbewußtsein. Elf Untersuchungen zum Zusammenhang von Sprachwissenschaft und kulturhistorischer Psychologie. Stuttgart 1979, S.107ff

Kubczak, H.: Das Verhältnis von Intension und Extension als sprachwissenschaftliches Problem. (Forschungsberichte d.Instit.f.dtsch.Sprache Bd.23). Tübingen 1975

Kummer, W.: Referenz, Pragmatik und zwei mögliche Textmodelle. in: Wunderlich, D.(Hg.): Probleme und Fortschritte der Transformationsgrammatik. (Referate d.4.Linguist.Kolloquiums Berlin 1959) München 1971, S.175ff

Künne, W.: Beschreiben und Benennen. Untersuchungen zu einer Kontroverse zwischen logischer Analysis und linguistischer Phänomenologie. Neue Hefte f. Philosophie 1 (1971), S.33ff

Kuhn, Th.: Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. Frankfurt/M. 1967

Kutschera, F.: Sprachphilosophie. München 1975

Lakoff, G.: Hedges. A Study in Meaning Criteria and the Logic of fuzzy concepts. Paper from the eighth regional meeting. Chicago Linguistic society, Chicago 1972, S.183ff

Leibniz, G.W.: Die philosophischen Schriften von G.W. Leibniz. Hg.v.C.I.Gerhardt, Berlin 1875-90, Nachdruck Hildesheim 1965

Leist, A.: Zur Intentionalität von Sprechhandlungen. in: Wunderlich, D.(Hg.): Linguistische Pragmatik. Frankfurt/M. 1972, S.59ff

Leist, A.: Zur Semantik 'natürlicher' Sprachen. Z.f.germ. Linguistik 2 (1974), S.328ff

Lenk, H.: War der späte Wittgenstein ein Essentialist? in: ders.: Metalogik und Sprachanalyse. Studien zur Analytischen Philosophie. Freiburg 1973, S.82ff

Lenk, H.: Zu Wittgensteins Theorie der Sprachspiele. in: ders.: Metalogik und Sprachanalyse. Studien zur Analytischen Philosophie. Freiburg 1973, S.57ff

Levison, A.B.: Wittgenstein and Logical Laws. Phil.Quart.

14 (1964) S.345ff

Lewis, D.K.: Counterpart Theory and quantified modal Logic. J.of Philos. 65 (1968), S.193ff

Linsky, L.: Reference, Essentialism, and Modality. in: ders.: Reference and Modality. London 1971, S.88ff

Linsky, L.(ed.): Reference and Modality. London 1971

Linsky, L.: Referring. London 1969

Linsky, L.: Rez.J.R.Searle: Speech Acts. Internat.J.of American Linguistics 38 (1972) S.58ff

Linsky, L.: Wittgenstein on Language and some Problems of Philosophy. Journal of Philosophy 54 (1957), S.285 ff

Llewelyn, J.E.: Family Resemblance. Phil.Quart.18 (1968) S.344ff

Lockwood, M.: Identity and Reference. in: Munitz, M.K.(ed.): Identity and Individuation. New York 1973, S.199ff

Lötscher, A.: Individuen als semantisch-grammatische Kategorie. in: Ballweg-Schramm, A./Lötscher, A.(Hg.): Semantische Studien (Forschungsberichte des Inst. f.dtsch.Sprache 37) Tübingen 1977, S.57ff

Lorenz, K.: Der Beginn der Sprachanalytischen Philosophie Bertrand Russell und der Logische Empirismus, George Edward Moore und der Linguistische Phänomenalismus. in: Gerhardt, M.(Hg.): Linguistik und Sprachphilosophie. München 1974, S.55ff

Lorenz, K.: Elemente der Sprachkritik. Eine Alternative zum Dogmatismus und Skeptizismus in der Analytischen Philosophie. Frankfurt/M. 1971

Lorenz, K.: Der Höhepunkt der sprachanalytischen Philosophie - Ludwig Wittgensteins Vermittlung von Logischem Emprirismus und Linguistischem Phänomenalismus. in: Gerhardt, M.(Hg.): Linguistik und Sprachphilosophie. München 1974, S.71ff

Lorenz, K.: Der zweifach missverstandene Wittgenstein in der analytischen Philosophie. in: Landgrebe, L.(Hg.): Philosophie und Wissenschaft (9.Dtsch.Kongress f. Philosophie Düsseldorf 1969) Meisenheim 1972, S.227ff

Lyas, C.(ed.): Philosophy and Linguistics. London 1971

Lyons, J.: Semantics. Cambridge 1977

Maas, U.: Grammatik und Handlungstheorie. in: Maas, U./ Wunderlich, D.(Hg.): Pragmatik und sprachliches Handeln. Frankfurt/M. 1972, S.189ff

Maas, U.: Sprachliches Handeln I-II. in: Funk-Kolleg Sprache. Eine Einführung i.d.mod.Linguistik, Bd.II. Frankfurt 1973, S.145ff

Maas, U.: Subjekt, Präsuppositionen, mein Freund Falk und das Ungeheuer von Loch Ness. Linguistics 93 (1972), S.44ff

MacLachlan, D.L.C.: Garner on the use of proper names and

definite descriptions. PhilQuart. 20 (1970), S.170ff

Malcolm, N.: Knowledge of other minds. in: Pitcher, G. (ed.): Wittgenstein: The Philosophical Investigations. London 1966, S.371ff

Malcolm, N.: Ludwig Wittgenstein. A Memoir. London 1958

Malcolm, N.: Wittgenstein's 'Philosophische Untersuchungen'. in: Steinvorth, U.(Hg.): Über Ludwig Wittgenstein. Frankfurt/M. 1968, S.7ff

Martin, R.M.: On Analytic. Philosophical Studies 3 (1952), S.42ff

Mates, B.: Analytic Sentences. Phil.Rev. 25 (1950), S.201 ff

McDowell, J.: On the Sense and Reference of a Proper Name. Mind LXXXVI (1977), S.159ff

McKinsey, M.: Searle on Proper Names. Phil.Rev. 80 (1971), S.220ff

Mead, G.H.: Geist, Identität und Gesellschaft. Frankfurt 1973

Meinong, A. et al.: Untersuchungen zur Gegenstandstheorie und Psychologie. Leipzig 1904

Meyer, M.A.: Sprechen als Handeln. Von Wittgensteins Sprachspielen zu einer sprachlichen Handlungstheorie. in: Weber, H./Weydt, H.: Sprachtheorie und Pragmatik. Tübingen 1976, S.317ff

Mill, J.St.: A System of Logic. Ratiocinative and Induc_ tive. (Collected works of J.St.Mill. vol.VII, VIII) London 1974

Miller, B.R.J.: Proper names and their distinctive sense. Australasian J.of Philos. 51 (1973), S.201ff

Miller, B.R.J.: Proper Names of Historical Figures. Australasian J.of Philos. 54 (1976), S.242ff

Moore, G.E.: Principia Ethica. Cambridge 1956

Moore, G.E.: Russell's Theory of Descriptions. in: Schilpp, P.A. (ed.): The Philosophy of Bertrand Russell. New York 1951, S.177ff

Morawetz, Th.H.: Wittgenstein and Synthetic a priori Judgements. Philosophy 49 (1974), S.429ff

Morick, H. (ed.): Wittgenstein and the Problem of other Minds. New York 1967

Morris, Ch.W.: Grundlagen der Zeichentheorie. München 1972

Morris, Ch.W.: Pragmatism and Logical Empirism. in: Schilpp, P.A.(ed.): The Philosophy of Rudolf Carnap. Lasalle/ Ill. 1961, S.87ff

Morris, Ch.W.: Signification and Significance. Cambridge 1964

Morris, Ch.W.: Zeichen, Sprache und Verhalten. Düsseldorf 1973

Morrison, J.C.F.: Meaning and Truth in Wittgensteins Trac-

tatus. The Hague 1968

Müller, A.: Ontologie in Wittgensteins Tractatus. Bonn 1967

Müller, A.: Probleme der behavioristischen Semiotik. Phil. Diss. Frankfurt/M. 1970

Munitz, M.K.(ed.): Identity and Individuation. New York 1971

Nute, D.: Barry Miller op proper names. Australasian J.of Philosophy 52 (1974), S.237ff

O'Shaughnessy, E.: The Picture theory of meaning. in: Copi, J.M./Beard, R.W. (eds.): Essays on Wittgenstein's Tractatus. London 1966, S.115ff

Parret, H.: La Grammaire devant les intentions. in: Ehrich, V./Finke, P.(Hg.): Beiträge zur Grammatik und Pragmatik. Kronberg 1975, S.193ff

Parsons, T.: Essentialism and Quantified Logic. in: Linsky, L. (ed.): Reference and Modality. London 1971, S.73ff

Pears, D.F.: Logical Atomism: Russell and Wittgenstein. in: Ayer, A.J. et al.: The Revolution in Philosophy. London 1956

Pears, D.: Ludwig Wittgenstein. München 1971

Pears, D.: Wittgenstein and Austin. in: Williams, B./ Montefiore, A. (eds.): British Analytical Philosophy. London 1966, S.17ff

Pears, D./Thomson, J.: Is Existence a Predicate? in: Strawson, P.F.(ed.): Philosophical Logic. London 1967, S. 97ff

Peterson, Ph.L.: An Abuse of Terminology: Donnellan's Distinction in Recent Grammar. Foundations of Language 14 (1976), S.239ff

Pitcher, G.: Die Philosophie Wittgensteins. Eine kritische Einführung in den Tractatus und die Spätschriften. München 1967

Platon: Theätet. (Philosoph.Bibl. Bd.82) Leipzig 1944

Pole, D.: The later Philosophy of Ludwig Wittgenstein. London 1958

Popper, K.: Logik der Forschung. Tübingen ^{3}1969

Popper, K.R.: British Philosophy in Mid-Century. London 1957

Putnam, H.: The Analytic and the Synthetic. in: Feigl, H./ Maxwell, G.(eds.): Minnesota Studies in the Philosophy of Science. Vol.III. Minneapolis 1962, S.358ff

Putnam, H.: The 'innateness hypothesis' and explanatory models in Linguistics. Synthese 17 (1967), S.12ff

Quine, W.O. van: Bemerkungen über Existenz und Notwendigkeit. in: Sinnreich, J.(Hg.): Zur Philosophie der idealen Sprache. München 1972, S.34ff

Quine, W.O.: Bezeichnung und Existenz. in: Sinnreich, J.

(Hg.): Zur Philosophie der idealen Sprache. München 1972, S.23ff

Quine, W.O. van: Two Dogmas of Empiricism. in: ders.: From a Logical Point of View. Cambridge/Mass. 1964, S.20ff

Quine, W.O.: Grundzüge der Logik. Frankfurt/M. 1974

Quine, W.O. van: Mathematical Logic. Cambridge/Mass. 1951

Quine, W.O. van: From a Logical Point of View. 9 Logico-Philosophical Essyas. Cambridge/Mass. 1964

Quine, W.O. van: Reference and Modality. in: ders.: From a Logical Point of View. 9 Logico-Philosophical Essays. Cambridge/Mass. 1964, S.139ff

Quine, W.O.: Word and Object. Cambridge 1964

Rameh, C.: Semantics: Theory and application. Washington 1976

Ransdell, J.: Constitutive rules and speechact analysis. J.of Phil. LXVIII (1971),S.385ff

Rawls, J.: Two Concepts of Rules. Phil.Rev. 64 (1955),S. 3ff

Redmon, R.: Names and Existence. Philos. and Phenomen. Res. XXXVIII (1978), S.524ff

Rhees, R.: Discussions of Wittgenstein. London 1970

Rhees, R.: Can there be a private Language? Proceed.of the Aristot.Soc., suppl.vol.28 (1954), S.77ff

Rhees, R.: Wittgenstein's Builders. in: Fann, K.T.(ed.): Ludwig Wittgenstein. The Man and his Philosophy. New York 1967, S.251ff

Richards, B.: Searle on Meaning and Speech Act. Foundations of Language 7 (1971), S.519ff

Rosenberg, J.F./Travis, Ch. (eds.): Readings in the Philosophy of Language. Englewood Cliffs 1971

Rüttenauer, M.(Hg.): Textlinguistik und Pragmatik. Beiträge zum Konstanzer Textlinguistik-Kolloquium 1972. Hamburg 1974

Russell, B.: Der Logische Atomismus. in: ders.: Philosophische und politische Aufsätze. Stuttgart 1971, S. 23ff

Russell, B.: On denoting. Mind 14 (1905), S.479ff. Zit. dtsch.nach: ders.: Philosophische und politische Aufsätze. Stuttgart 1971, S.3ff

Russell, B.: Einführung in die mathematische Philosophie. Wiesbaden o.J.

Russell, B.: Erkenntnis durch Bekanntschaft und Erkenntnis durch Beschreiben. in: ders.: Die Philosophie des Logischen Atomismus. Aufsätze zu Logik und Erkenntnistheorie 1908-1918. München 1976, S.66ff

Russell. B.: Human Knowledge. New York 1948

Russell, B.: Über die Natur der Bekanntschaft. in: ders.:

Die Philosophie des Logischen Atomismus. Aufsätze in Logik und Erkenntnistheorie 1908_1918. München 1976, S.130ff

Russell, B.: Die Philosophie des Logischen Atomismus. in: ders.: Die Philosophie des Logischen Atomismus. Aufsätze zu Logik und Erkenntnistheorie 1908-1918. München 1976, S.178ff (zit.: LA)

Russell, B.: Probleme der Philosophie. Franfurt/M. 1969

Russell, B.: Mr. Strawson on Referring. Mind LXVI (1957), S.385ff

Ryle, G.: Systematisch irreführende Ausdrücke. in: Bubner, R.: Sprache und Analysis. Göttingen 1968, S.31ff

Ryle, G.: Der Begriff des Geistes. Stuttgart 1973

Ryle, G.: Discussion: R.Carnap: Meaning and Necessity. Philosophy 24 (1949), S.69ff

Ryle, G.: Knowing How and Knowing That. Proc. of the Aristot.Soc. 46 (1945/46), S.1ff

Ryle, G.: Ludwig Wittgenstein. in: Fann, K,T.(ed.): Ludwig Wittgenstein: The Man and his Philosophy. New York 1967, S.116ff

Saunders, J.T./Henze, D.F.: The Private Language Problem: A Philosophical Dialogue. New York 1967

Saussure, F. de: Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft. Berlin 1967

Savigny, E.v.: Sprachphilosophische Ansätze (L.J.Cohen/ G.H.R.Parkinson, J.S.Schmidt) Phil. Rundschau 19 (1973), S.226ff

Savigny, E.v.: J.L.Austin: Hat die Wahrnehmung eine Basis? in: Speck, J.(Hg.): Grundprobleme der großen Philosophen. Philosophie der Gegenwart, Bd.III. Göttingen 1975, S.209ff

Savigny, E.v.: Die Philosophie der normalen Sprache. Eine kritische Einführung in die 'Ordinary Language philosophy. Frankfurt 1974

Schilpp, P.A.(ed.): The Philosophy of Bertrand Russell. New York 1951

Schirn, M.: Identität und Identitätsaussage bei Frege. in: Schirn, M.(Hg.): Studien zu Frege II, Stuttgart/Bad Cannstatt 1976, S.181ff

Schirn, M.: Identität und Synonymie. Logisch-semantische Untersuchungen unter Berücksichtigung der sprachlichen Verständigungspraxis. Stuttgart/Bad Cannstatt 1975

Schirn, M.(Hg.): Sprechhandlung - Existenz - Wahrheit. Stuttgart/Bad Cannstatt 1974

Schleichert, H.: Identifikation und die Semantik von Eigennamen. Ling.Ber. 15 (1971), S.12ff

Schlieben-Lange, B.: Linguistische Pragmatik. Stuttgart/ Berlin/Köln/Mainz 1975

Schmidt, S.J.: Bedeutung und Begriff. Zur Fundierung einer sprachphilosophischen Semantik. Braunschweig 1969

Schmidt, S.J.(Hg.): Pragmatik I. Interdisziplinäre Beiträge zur Erforschung der sprachlichen Kommunikation. München 1974

Schmidt, S.J.: Texttheorie. Probleme einer Linguistik d. sprachlichen Kommunikation. München 1973

Schnädelbach, H.: Dispositionsbegriffe der Erkenntnistheorie. Z.f. allgemeine Wissenschaftstheorie 2 (1970), S.91ff

Schnädelbach, H.: Erfahrung, Begründung und Reflexion. Versuch über den Positivismus. Frankfurt/M. 1971

Schneider, H.J.: Pragmatik als Basis von Semantik und Syntax. Frankfurt 1975

Schnelle, H.: Sprachphilosophie und Linguistik. Reinbek 1973

Schulz, W.: Wittgenstein. Die Negation der Philosophie. Pfullingen 1967

Schwarz, D.S.: Causality, Referring, and Proper Names. Linguistics and Philosophy 2 (1978), S.225ff

Searle, J.R.: Assertions and Aberrations. in: Williams, B./Montefiore, A.(eds.): British Analytic Philosophy. London 1966, S.41ff

Searle, J.R.: Austin on locutionary and illocutionary acts. Phil.Rev. 77 (1968), S.405ff

Searle, J.R.: Chomskys Revolution in der Linguistik. in: Grewendorf, G./Meggle, G. (Hg.): Linguistik und Philosophie. Frankfurt/M. 1974, S.404ff

Searle, J.R.: Human Communication Theory and the Philosophy of Language. in: Dance, F.E.X.(ed.): Human Communication Theory. New York 1967, S.116ff. dtsch.: in: Wiggershaus, R.(Hg.): Sprachanalyse und Soziologie. Frankfurt/M. 1975, S.301ff

Searle, J.R.: On determinables and resemblance. Proceed. of the Aristot.Soc., suppl.vol. 1959, S.141ff

Searle, J.R.: How to derive "ought" from "is"? Phil.Rev. 73 (1964), S.43ff

Searle, J.R.: Linguistik und Sprachphilosophie. in: Bartsch, Th./Vennemann, R.(Hg.): Linguistik und Nachbarwissenschaften. Kronberg 1973, S.113ff

Searle, J.R.: Meaning and Speech acts. in: Rollins, C.D. (ed.): Knowledge and experience. Proceedings of the 1962 Oberlin Colloquium in Philosophy. Pittsburgh 1966

Searle, J.R.(ed.): The philosophy of Language. London 1972

Searle, R.J.: Problemes rising of the notion of sense and reference. Phil.Diss. Oxford 1959

Searle, R.J.: Proper names. in: Strawson, P.F.(ed.): Phi-

losophical Logic. London 1967, S.89ff

Searle, R.J.: Artikel: Proper Names and Descriptions. in: The encyclopedia of Philosophy (P.Edwards ed.) vol.6 London 1967, S.487ff

Searle, J.R.: Russell's Objections to Frege's theory of sense and reference. Analysis 18 (1957/58), S.137ff

Searle, J.R.: Indirect Speech Acts. in: Cole, P./Morgan, J.L.(eds.): Syntax and Semantics. vol.3: speech acts New York 1975, S.59ff

Searle, J.R.: Sprechakte. Ein sprachphilosophischer Essay. Frankfurt 1974

Searle, J.R.: The Logical status of Fictional Discourse. New Literary History 6 (1975), S.319ff

Searle, R.J.: A Taxonomy of Illocutionary Acts. in: Gunderson, K.(ed.): Language, mind, and knowledge. Minnesota Studies in the Philosophy of Science. vol.VII. Minneapolis 1975, S.344ff

Searle, J.R.: The verification of Linguistic characterisations. in: C.Lyas (ed.): Philosophy and Linguistics. London 1971, S.241ff

Searle, J.R.: What is a speech act? in: M.Black (ed.): Philosophy in America. New York 1965. dtsch.in: Holzer, H./Steinbacher, K.: Sprache und Gesellschaft. Hamburg 1972, S.153ff

Searle, J.R.: What Is an Intentional State? Mind LXXXVIII (1979), S.74ff

Seuren, P.M.A.: Zwischen Sprache und Denken. Ein Beitrag zur empirischen Begründung der Semantik. Wiesbaden 1977

Sellars, W.: Presupposing. in: Petöfi, J./Franck, D.(Hg.): Präsuppositionen in Philosophie und Linguistik. Frankfurt/M. 1973, S.73ff

Shearn, M.: Russell's Analysis of Existence. Analysis 11 (1950-51) S.124ff

Shibles, W.A.: Wittgenstein - Sprache und Philosophie.Bonn 1973

Siegler, F.A.: Comments. in: Garver, N.: Wittgenstein on Criteria. in: Rollins, C.D.(ed.): Knowledge and Experience. Pittsburgh 1966, S.77ff

Smerud, W.B.: Can there be a private Language? The Hague 1970

Specht, E.K.: Die sprachphilosophischen Grundlagen im Spätwerk Ludwig Wittgensteins. Kant-Studen, Erg.H. 84, Köln 1963

Stegmüller, W.: Hauptströmungen der Gegenwartsphilosophie. Bd.I Stuttagrt 1969. Bd.II Stuttgart 1975

Stegmüller, W.: Der Phänomenalismus und seine Schwierigkeiten u. Sprache und Logik. Darmstadt 1969

Stegmüller, W.: Eine modelltheoretische Präzisierung der Wittgensteinschen Bildtheorie. Notre Dame Journal of

Formal Logic, vol.VII 1966, S.181ff. wieder abgedr. in: ders.: Aufsätze zu Kant und Wittgenstein. Darmstadt 1974

Stegmüller, W.: Probleme und Resultate der Wissenschaftstheorie und Analytischen Philosophie. Bd.I: Wissenschaftliche Erklärung und Begründung. Berlin/Heidelberg/New York 1969

Stegmüller, W.: Das Universalienproblem einst und jetzt. (zus.mit: ders.: Glauben, Wissen und Erkennen). Darmstadt 1974

Stegmüller, W.: Das Wahrheitsproblem und die Idee der Semantik. Wien/New York 1968

Stegmüller, W.: Ludwig Wittgenstein als Ontologe, Isomorphietheoretiker, Transzendentalphilosoph und Konstruktivist. Phil.Rundschau 13 (1965), S.16ff

Steinvorth, U.(Hg.): Über Ludwig Wittgenstein. Frankfurt/M. 1968

Steinvorth, U.: Wittgensteins transzendentale Untersuchung der ostensiven Definition. Kant-Studien 60 (1969), S.495ff

Stenius, E.: Mood and Language-game. Synthese 17 (1967), S.254ff

Stenius, E.: Wittgensteins Traktat. Frankfurt/M. 1969

Stetter, Chr.: Zur sprachtheoretischen Entfaltung der Kategorie 'Erfahrung'. Z.f.germ.Ling. 4 (1976), S.129ff

Strawson, P.F.: Die Asymmetrie von Subjekt und Prädikat. in: ders.: Logik und Linguistik. München 1974, S. 144ff

Strawson, P.F.: Bedeutung und Wahrheit. in: ders.: Logik und Linguistik. München 1974, S.30ff

Strawson, P.F.: Bezeichnen. in: ders.: Logik und Linguistik. München 1974, S.83ff

Strawson, P.F.: Identifizierendes Bezeichnen und Wahrheitswerte. in: ders.: Logik und Linguistik. München 1974, S.117ff

Strawson, P.F.: Construction and Analysis. in: Ayer, A.J. et al.: The Revolution in Philosophy. New York 1963 S.97ff

Strawson, P.F.: Introduction to logical theory. London 1960

Strawson, P.F.: Einzelding und Logisches Subjekt (Individuals). Ein Beitrag zur deskriptivem Metaphysik. Stuttgart 1972

Strawson, P.F.: Grammatik und Philosophie. in: ders.: Logik und Linguistik. München 1974, S.7ff

Strawson, P.F.: Intention und Konvention in Sprechakten. in: ders.: Logik und Linguistik. München 1974, S. 56ff

Strawson, P.F.: Logik und Linguistik. München 1974

Strawson, P.F.: Kritische Notiz zu einigen Begriffen in Wittgensteins Philosophie. in: Steinvorth, U.(Hg.): Über Ludwig Wittgenstein. Frankfurt/M. 1968, S.52ff

Stroud, B.: Wittgenstein and Logical Necessity. in: Pitcher, G.(ed.): Wittgenstein: The Philosophical Investigations. London 1966, S.477

Sukale, M.(ed.): Moderne Sprachphilosophie. Hamburg 1976

Thomson, J.F.: Comments. (Zu: Castañeda, H.-N.: The Private Language Argument. ibid., S.88ff) in: Rollins, C.D. (ed.): Knowledge and Experience. Pittsburgh 1966, S.119ff

Todd, W.: Wittgenstein and Private Languages. in: Klemke, E.D.(ed.): Essays on Wittgenstein. Urbana/Chicago/London 1971, S.197ff

Tugendhat, E.: Vorlesungen zur Einführung in die sprachanalytische Philosophie. Frankfurt/M. 1976

Urmson, J.O.: Philosophical Analysis: its development between the two world wars. Oxford 1965

van Dijk, T.A.: Text Grammar and Text Logic. in: Rüttenauer, M.(Hg.): Textlinguistik und Pragmatik. Hamburg 1974, S.83ff

Waismann, F.: Über den Begriff der Identität. Erkenntnis 6 (1936), S.61ff

Waismann, F.: Logik, Sprache, Philosophie. Stuttgart 1976

Waismann, F.: Thesen. in: L.Wittgenstein: Schriften Bd.3, Frankfurt/M. 1967, S.242ff

Wall, R.: Einführung in die Logik und Mathematik für Linguisten 1: Logik und Mengenlehre. Kronberg 1973

Weinberg, J.R.: Are there ultimate simples? in: Copi, J. M./Beard, R.W.(eds.): Essays on Wittgenstein's Tractatus. London 1966, S. 75ff

Weitz, M.: Analysis and Real Definition. Philsophical Studies I (1950), S.1ff

White, M.: The Analytic and the Synthetic. An Untenable Dualism. in: Linsky, L.(ed.): Semantics and the Philosophy of Language. Urbana/Chicago/London 1952, S. 272ff

Whitehead, A.N./Russell, B.: Principia mathematica. Cambridge 1970

Wiegand, H.E.: Zeichenbegriff, Intern- und Referenzsemantik. Marginalien zu einigen Auffassungen D.Wunderlichs. Z.f.german.Ling. 1 (1973), S.67ff

Wiggins, D.: Frege's Problem of the morning star and the evening star. in: Schirn, M.(Hg.): Studien zu Frege II, Stuttgart/Bad Cannstatt 1976, S.221ff

Wiggins, D.: Identity and spatio-temporal continuity. Oxford 1967

Wiggins, D.: Identity, Statements. in: Butler, R.J.(ed.):

Analytical Philosophy, 2nd series. Oxford 1965, S. 40ff

Williams, B./Montefiore, A.(eds.): British Analytical Philosophy. London 1966

Wimmer, R.: Einige Thesen zur Untersuchung von Semantik und Pragmatik. in: Sprengel, U/Bald, W.-D./Viethen, H.W.(Hg.): Semantik und Pragmatik. Tübingen 1977, S.165ff

Wimmer, R.: Umgang mit Termini. in: Weber, H./Weydt,H. (Hg.): Sprachtheorie und Pragmatik. Tübingen 1976, S.337ff

Winch, P.: Die Idee der Sozialwissenschaft und ihr Verhältnis zur Philosophie. Frankfurt/M. 1966

Winch, P.(ed.): Studies in the Philosophy of Wittgenstein. London 1969

Wisdom, J.: Ostentation. in: ders.: Philosophy and Psychoanalysis. Oxford 1957, S.37ff

Wittgenstein, L.: Aufzeichnungen, die G.E.Moore in Norwegen nach Diktat niedergeschrieben hat. in: L.W.: Schriften Bd.1. Frankfurt/M. 1969, S.226ff (zit.NDM)

Wittgenstein, L.: Aufzeichnungen über Logik. in: L.W.: Schriften Bd.1. Frankfurt/M. 1969, S.186ff (zit.:NL)

Wittgenstein, L.: Bemerkungen über die Grundlagen der Mathematik. Hg.v.G.E.M.Anscombe u.G.H. von Wright. (in: L.W.: Schriften Bd. 5 Frankfurt 1970 (zit.:BGM)

Wittgenstein, L.: Philosophische Bemerkungen. Aus dem Nachlaß herausgegeben von R.Rhees. in: L.W.: Schriften Bd.2. Frankfurt/M. 1970 (zit.:PB)

Wittgenstein, L.: Das Blaue Buch. in: L.W.: Schriften Bd. 5. Frankfurt/M. 1970, S.15ff (zit.: BlB)

Wittgenstein, L.: Eine Philosophische Betrachtung. (Das sogenannte Braune Buch) in: L.W.: Schriften Bd.5. Frankfurt/M. 1970, S.117ff (zit.: BrB)

Wittgenstein, L.: Philosophische Grammatik. in: L.W.: Schriften Bd.4. Frankfurt/M. 1969 (zit.: PG)

Wittgenstein, L.: Über Gewissheit. Hg.v.G.E.M.Anscombe und G.H. von Wright. Frankfurt/M. 1970

Wittgenstein, L.: Prototractatus. An early version of Tractatus Logico-philosophicus by Ludwig Wittgenstein. Ed. by B.F.McGuiness, T.Nyberg, G.H. von Wright. London 1971

Wittgenstein, L.: Some Remarks on Logical Form. in: Copi, J.M./Beard, R.W.: Essays on Wittgenstein's Tractatus. London 1966, S.31ff

Wittgenstein, L.: Tagebücher 1914-1916. in: L.W.: Schriften Bd.1. Frankfurt/M. 1969, S.85ff (zit.:TB)

Wittgenstein, L.: Tractatus Logico-philosophicus. Logisch-philosophische Abhandlung. in: L.W.: Schriften Bd.1, Frankfurt/M. 1969, S.7ff (zit.: T.)

Wittgenstein, L.: Zettel. Hg.v.G.E.M.Anscombe und G.H.

von Wright. in: L.W.: Schiften Bd.5. Frankfurt 1970, S.283ff (zit.: Z)

Wittgenstein, L.: Philosophische Untersuchungen. in: L. W.: Schiften Bd.1. Frankfurt 1969, S.279ff (zit.: PU)

Wittgenstein, L.: Vorlesungen und Gespräche über Ästhetik, Psychologie und Religion. Hg.v.C.Barrett. Göttingen 1968

Wittgenstein und der Wiener Kreis. Von Friedrich Waismann aus dem Nachlaß hg.v.B.F.McGuiness. in: L.W.: Schriften Bd.3. Frankfurt/M. 1967. (zit.: WWK)

Wittgenstein, L.: Wittgensteins Vorlesungen über die Grundlagen der Mathematik. Cambridge 1939. (Nach den Aufzeichnungen von R.G.Bosanquet, N.Malcolm, R.Rhees, Y.Smythies) Hg.v.C.Diamond in: L.W.: Schriften Bd.7 Frankfurt 1978

Woods, J.: Essentialism, Self-Identity, and Quantifying In. in: Munnitz, M.K.(ed.): Identity and Individuation, New York 1971, S.165ff

Wright, G.H.v.: A Biographical Sketch. Phil.Rev. 64 (1955), S.527ff

Wuchterl, K.: Struktur und Sprachspiel bei Wittgenstein. Frankfurt/M. 1969

Wunderlich, D.: Grundlagen der Linguistik. Reinbek 1974

Wunderlich, D.: Über die Konsequenzen von Sprechhandlungen. in: Apel, K.-O.(Hg.): Sprachpragmatik und Philosophie. Frankfurt/M. 1976, S.441ff

Wunderlich, D.: Zur Konventionalität von Sprechhandlungen. in: Wunderlich, D.(Hg.): Linguistische Pragmatik. Frankfurt/M. 1972, S.11ff

Wunderlich, D.: Mannheimer Notizen zur Pragmatik. in: Maas, U./Wunderlich, D:(Hg.): Linguistische Pragmatik. Frankfurt/M. 1972, S.279ff

Wunderlich, D.: Präsuppositionen in der Linguistik. in: Petöfi, J.S./Franck, D.(Hg.): Präsuppositionen in Philosophie und Linguistik. Frankfurt/M. 1973, S. 467ff

Wunderlich, D.: Pragmatik, Sprechsituation, Deixis. Z.f. Lit.wiss.u.Linguistik 1 (1971), S.151ff

Wunderlich, D.: Linguistische Pragmatik. Frankfurt/M. 1972

Wunderlich, D.: Probleme einer Linguistischen Pragmatik. in: Holzer, H./Steinbacher, K.(Hg.): Sprache und Gesellschaft. Hamburg 1972, S.173ff

Wunderlich, D.: Referenzsemantik. in: Funk-Kolleg Sprache. Eine Einführung in die moderne Linguistik. Bd.II. Frankfurt/M. 1973, S.102ff

Wunderlich, D.: Die Rolle der Pragmatik in der Linguistik. DU 4 (1970), S.5ff

Wunderlich, D.: Sprechakte. in: Funk-Kolleg Sprache. Eine Einf.i.d.mod.Longuistik. Bd.II. Frankfurt/M. 1973, S.113ff

Wunderlich, D.: Sprechakte. in: Maas, U./Wunderlich, D: (Hg.): Pragmatik und sprachliches Handeln. Frankfurt/M. 1972, S.69ff

Wunderlich, D.: Sprechakttheorie und Diskursanalyse. in: Apel, K.-O.(Hg.): Sprachpragmatik und Philosophie. Frankfurt/M. 1976, S.463ff

Wunderlich, D.: Studien zur Sprechakttheorie. Frankfurt 1976

Wunderlich, D.: Thesen zur materialistischen Sprachforschung und -theorie. Papiere z. Linguistik 8 (1974), S.5ff

Zabeeh, F.: What is a Name? An Inquiry into Semantics and Pragmatics of Proper Names. The Hague 1968

Ziff, P.: Semantical Analysis. Ithaca/N.Y. 1960

Ziff, P.: Comments. (zu: Garver, N.: Wittgenstein on Criteria). in: Rollins, C.D.(ed.): Knowledge and Experience. Pittsburgh 1966, S.81ff

Ziff, P.: About Proper Names. Mind LXXXVI (1977), S.319ff

Zimmermann, J.: Wittgensteins sprachphilosophische Hermeneutik. Frankfurt 1975

Hans-Jürgen Krome
653 Bingen/Rh.
Prof.Hoepkestr.10

Lebenslauf

Am 1.7.1949 wurde ich als erstes Kind des Hans-Günther Krome und seiner Frau Gisela, geb.Vogt, in Bingen/Rh. geboren. Ab Ostern 1956 besuchte ich die Grundschule in Bingen, sodann ab Ostern 1960 das altsprachliche Stefan-George-Gymnasium am selben Ort. Am 20.Juni 1968 erwarb ich die allgemeine Hochschulreife. Zu Beginn des Wintersemesters 1968/69 immatrikulierte ich mich an der Johannes-Gutenberg-Universität in Mainz, zunächst für die Fächer Kunstgeschichte und Archäologie, wechselte aber ein Semester später die Studienfächer zugunsten von Germanistik und Geschichte. Mit dem Sommersemester 1971 schrieb ich mich an der Philipps-Universität in Marburg ein. Am 30. Januar 1975 legte ich die erste Staatsprüfung für das Lehramt an Gymnasien ab. Seit dem 23.Oktober 1978 bin ich als Studienreferendar am 2.Schulpraktischen Seminar Kreuzberg in Berlin tätig.

Marburg, den 28.8.79